image
not
available



Das Leben

berühmter Werkmeister

von

Wilhelm von Waldbrühl.



Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1853.

Druck von Th. v. Zabern in Mainz.

Vorwort.

„Das Handwerk hat einen goldenen Boden!" Wer hat nicht diesen Spruch schon von den Eltern vernommen, hat nicht dessen Wahrheit an sich oder an Andern im Leben erprobt? Und dennoch legt man dem Stande des Handwerkers, des Arbeiters, heute noch so wenig Wichtigkeit bei; ist man geneigt, Glanz über Stände zu verbreiten, die keine gegründeteren Ansprüche darauf haben, als die genannten.

Gelehrte haben sich von jeher über die Bestimmung des Menschen gestritten, haben dieselbe bald in der Fortbildung, bald im Genusse finden wollen, haben noch auf andere Dinge gerathen. Dem mag aber nun sein wie ihm wolle, nur durch Arbeit ist das Eine, ist das Andere zu erringen, und derjenige hätte nicht Unrecht, welcher behaupten wollte, daß der Mensch eben zur Arbeit, zur Thätigkeit geschaffen sei. Durch Thätigkeit allein gelangt er zum Genusse, durch Thätigkeit gelangt er zur Bildung, durch Thätigkeit nur zur Gesundheit, zur Zufriedenheit und zum Glücke.

Die Thätigkeit aber ist eine doppelte: die Thätigkeit im Geiste und die im Stoffe. Die geistige erstreckt sich über das Gebiet der Wissenschaft und Kunst, die andere auf das Gebiet der Gewerke.

Beide große Gebiete menschlicher Thätigkeit sind aber nichts weniger als genau abgegränzt. Sie schließen sich nirgends als Gegensätze aus, sondern gehen langsam eines in das andere

über. Wie die Wissenschaft zu ihrem Gedeihen tausend Gewerke braucht, so heben sich die Gewerke wieder durch die Entdeckungen der Wissenschaft, und man könnte in Wahrheit sagen, daß jeder Handgriff des Gewerkes sich auf einen Satz der Wissenschaft gründe, daß jeder Fortschritt des Gewerkes der Wissenschaft zur Staffel diene.

Wie die Künste alle eine gewisse Fertigkeit, eine Art von leiblicher Thätigkeit, welche mit dem Gewerke die meiste Aehnlichkeit hat, voraussetzen, so nähern sich die Gewerke in ihrer Vollkommenheit alle wieder der Kunst. Ja von vielen Gewerken kann man in allem Ernste behaupten, daß sie Kunstwerke schaffen; wie man auf der anderen Seite von vielen Künstlern sagen muß, daß ihre Bestrebungen nicht über das Handwerk hinausreichen.

Auch im Zwecke der Erzeugnisse berühren sich diese zwei Gebiete, jenes der Kunst und Wissenschaft, und jenes der Gewerke. Beide ermöglichen und verannehmlichen das menschliche Leben, beide verschönern unser Dasein.

Von der Wissenschaft kann man freilich sagen, daß sie dem Menschen Selbstzweck sein sollte, daß sie ihre Geschenke nur als Nebendinge gewähre, mehr nur wie Spreu in's Leben schleudere; von der Kunst, daß sie sich mehr nur mit dem Schönen befasse, wo das Gewerke hingegen das Nöthige und Nützliche liefere. Wir anerkennen die Wahrheit dieser Sätze vollkommen, möchten aber auf der andern Seite nicht läugnen, daß doch die Kunst, daß sogar die Wissenschaft auch wieder für den Menschen ein Bedürfniß ist, daß das Erzeugniß des Gewerkes durch ihre Weihe gehoben wird.

Wie Kunst und Wissenschaft sich in der Höhe vereinigen, in einander übergehen, sich mit tausend Fäden verweben, wie das Wahre schön, und das Schöne ewig wahr ist; so verweben sich beide auch mit der dritten Trägerin menschlicher Thätigkeit, wenn diese auch nur selten so hoch emporragen mag. Das

Nützliche, das Nothwendige ist zuletzt auch wieder schön und wahr. Darum soll auch der Gelehrte, soll der Künstler den würdigen Werkmeister mit sich schreiten lassen, in ihm den tüchtigen Bruder nicht verkennen. Nur durch die Befreundung, nur durch das Bündniß können alle drei ihre Stellung behaupten.

Wenn die Wissenschaft jetzt geltend machen will, was sie seit Kurzem für das Leben, d. h. für die Gewerke zu Tage gefördert, mag sie sich nicht überheben, sondern bedenken, was dagegen in früheren Zeiten manch umherziehender Gewerksmann für die Wissenschaft gethan hat. So bildete ja Martin Behaim, der Kaufmann, die Erde früher als Kugel nach, bevor unsere Sternkundigen sie bestimmt und gemessen hatten, und so fand Kolon, der Schiffer, die neue Welt, trotzdem daß die Wissenschaft seiner Zeit dieselbe läugnete.

Wenn die Kunst jetzt zu hoch zu stehen glaubt, mag sie erwägen, was schlichte Werkmeister, was z. B. der Gelbgießer Vischer, was der Goldschmied Cellini weiland für sie schufen; erwägen, wie selbst noch heute tüchtige Werkmeister in ihr Gebiet hinüberstreifen.

Wirklich müssen die Absonderungsgelüste in unsern Tagen ein Ende nehmen, muß die schmähliche Kluft sich füllen, und zwar durch allgemein menschliche Bildung, durch Bildung für Alle.

Diese wahre, ächte Bildung muß einestheils den gelehrten Hochmuth, die künstlerische Vornehmthuerei herabdrücken, muß andererseits den Werkmeister über jede Rohheit und jede Gemeinheit emporheben. Sie allein muß dem Bauern, dem Hauptwerkmeister, der die Grundstoffe liefert, dem Handelsmanne, welcher sie in der großen Menschensippschaft austauschet, muß den übrigen Genossen, welche dieselben verarbeiten, die Würde geben, die ihm von Gott und Rechtswegen zukommt, welche nur durch die Macht der Vorurtheile bestritten und genommen werden konnte.

Sehr wissenswerth würde es sein, den Ursprung aller Gewerke bis zur fernsten Quelle verfolgen zu können, von ihrem allmäligen Wachsthume und Gedeihen Kunde zu besitzen; aber unsere Kenntniß reicht hier nicht aus, unsere Hülfsmittel sind sehr mangelhaft. Es ist einmal menschliches Geschick, daß alles Glänzende, daß selbst das glänzende Elend stets den Vorzug gehabt hat vor dem Würdigen, dem Guten und Preiswerthen. So haben denn die Geschichtschreiber wohl das Leben und die Thaten mächtiger Bedrücker und Eroberer, gewaltiger Kriegsherzoge und Länderverwüster aufgezeichnet, ob sie noch so wenig Segen auf der Erde gestiftet; leider aber viele der größten Wohlthäter übergangen. Die Wohlthaten sind einmal vorhanden, die Einrichtungen und Erfindungen zeugen für die geschiedenen Meister; allein kaum ist uns der Name aufbehalten geblieben, und oft noch ist auch der verschollen. Aus früheren Jahrhunderten ist uns blos das Außerordentliche, nicht aber das Heilbringende und Fördernde aufgezeichnet worden, und erst in den letzten hat man es der Mühe lohnend gefunden, auch die wahren Wohlthäter der Menschheit zu beachten. Erst die letzten Jahrzehnte gewährten Gutenberg die Ehre der Gedächtnißsäule, nachdem dieselbe so vielen Kriegsführern und Feldherrn, so vielen Fürsten zuerkannt worden, welche man jetzt kaum dem Namen nach kennt, von denen man aber keines der Menschheit nützlichen Geschenkes sich zu entsinnen weiß.

Wir wollen aus dem, was verzeichnet steht, was auf unsere Tage gekommen ist, eine Auswahl treffen, eine Reihe von Männern aufzustellen versuchen, welche durch stillen geräuschlosen Fleiß sich emporarbeiteten, welche sich ihr Haus erbauten und aus demselben noch auf ihre Mitbürger wirkten, welche in ihrem bescheidenen Wirkungskreise den Frieden und das Gedeihen des Vaterlandes nach Kräften pflegten.

Dem Arbeiter mag dieses Buch Erholung gewähren von den Mühen des Tages, es mag die Feierstunden verschönern.

Dem Feiernden soll es dann ein Sporn werden zu neuer Arbeit, wenn er aus dem Leben so vieler, so tüchtiger Männer sieht, wie auch das kleinste Gewerke seinen Mann groß machen, Segen über ein Geschlecht, über ein Land ausgießen kann. Es soll ein Sporn werden zu frischem Muthe, wenn er erfährt, wie jeder tüchtige Mann seine Wucht an Drangsal und Widerwärtigkeiten wegräumte, bevor er zu einem erquicklichen Ziele gelangte; wie er nur durch steten ausdauernden Muth und Eifer, ohne alle Gaben des Glückes, seines Glückes eigener Schmied geworden.

Bei der Jugend mag dieses Buch viele Vorurtheile niederkämpfen, Vorurtheile, welche besonders der deutschen Jugend in reichem Maße ankleben. Hält diese doch vielfach die Stellung eines Gewerkers für niedrig, für wenig wünschenswerth gegenüber den Stellungen des Gelehrten und Künstlers, gegenüber den Stellungen der Beamten in Staat und Kirche.

Hunderte von Knaben drängen sich jährlich zu den Gelehrtenschulen, um sich für eine Laufbahn vorzubereiten, zu welcher gelehrte Kenntnisse gefordert werden, Hunderte wollen die Wissenschaft als Handwerk, als Erwerbsquelle betreiben, auf die Gefahr hin, daß sie die Wissenschaft, daß sie sich selbst dadurch erniedrigen. Nicht geringe ist aber auch die Zahl derjenigen, welche die zu einer derartigen Lebensaufgabe nöthigen Anlagen weder mit sich bringen, noch dieselben durch alle Anstrengung zu ersetzen vermögen; welche daher, wenn sie sich Jahre lang abgearbeitet haben, mit der Welt und dem Staate zerfallen umherschleichen, welche sich dann gestehen müssen, daß ihre Laufbahn verfehlt ist. Die meisten solcher Unglücklichen wären als Werkmeister nützliche Bürger geworden, würden sich als Sippenväter in ihrem Kreise glücklich fühlen, der Welt vielleicht Dienste von Wichtigkeit leisten können. Wie betrübend, wie niederschlagend ist erst der Anblick jener, welche um jeden Preis nach Aemtern lungern, welche es für ehrenhafter und verdienstlicher halten, in irgend eine Lakaienstellung zu

rücken, eher alle mögliche Handlungen der Willkür gegen ihre innerste Ueberzeugung, gegen ihr Gewissen, gegen ihr Gefühl zu unternehmen, oder gut zu heißen; als ihr Brod mit eigner Hand zu verdienen, als zu kosten, wie das Handwerk einen goldenen Boden habe.

Möge es die deutsche Jugend erwägen, um wie viel achtungswerther und um wie viel verdienstlicher solchen bedauernswürdigen Opfern eines verfehlten Berufes gegenüber der Mann der Gewerke dasteht, wie er sogar eine Unabhängigkeit genießt, welche gewöhnlich die der Wissenschaft noch übertrifft. Hat doch der tüchtige Arbeiter sich nicht um den Einzelnen und seine Gunst zu kümmern; er hat seine Arbeit von der Gesammtheit, und zwar um so reichlicher, je besser und fleißiger er arbeitet; er hängt nicht von einer Stadt, von einer Landschaft ab, er wandert überall willkommen durch die weite Welt, durch die Völker aller Zungen, um sich dort niederzulassen, wo es ihm am besten gefällt.

Auch die Aufklärung und Bildung des Gewerkmannes hat mit den Fortschritten der Gewerke und dem erleichterten Verkehr und Handel einen bedeutenden Aufschwung genommen. Früher war solche nur Sache Einzelner, welche sich daher auch von der größeren Masse ausschieden; jetzt ist sie Gemeingut geworden und wird es täglich mehr. Der leibeigene Bauer früherer Jahrhunderte mit dem ganzen Drucke der Dummheit und Knechtschaft, hat dem eines Eigenthums sich freuenden, seine Wirthschaft verbessernden und darüber hinausdenkenden Landmann Platz gemacht. Der Handwerker hat aufgehört, jener Spießbürger zu sein, welcher so oft zum Gegenstande des Gelächters wurde; er fühlt seine Bedeutung im Staate und in der Gesellschaft, und sucht derselben in jeder Beziehung zu entsprechen. Wie er es versteht, die Ergebnisse der Wissenschaft für das tägliche Leben brauchbar zu machen, wie er für diesen Zweck sich zu Hause und auswärts unterrichtet, größere Ver-

bindungen anknüpft und zu den gewaltigsten Unternehmungen seine Kräfte vereiniget; so hat er es auch gelernt, dieses Leben zu verbessern und zu verschönern, dessen Verhältnisse unbefangen zu würdigen, allenthalben das rein Menschliche zu fördern und sich gegen das höhere Geistige nicht abzuschließen.

Zwar mögen auch die Stunden der Arbeit, welche ihm obliegt, ihr Mühevolles und Unangenehmes haben, sie sichern aber dafür auch nebst anderem Guten dem rüstigen Arbeiter Gesundheit und Frohsinn, indem sie ihn vor einem Heere von Krankheiten bewahren, von denen der vornehme Müssiggänger oder auch der nur auf geistige Anstrengung hingewiesene Gelehrte geängstiget wird. Die Stunden der Muse, welche denselben folgen, machen ihn zu einem so freien, so unabhängigen Menschen, als es immer die herrschende Staatsform zuläßt; umgeben ihn mit einer blühenden Jugend, die der Vater selber zur Thätigkeit heranbilden kann. Kein Stand schenkt dem Staate so kräftige, so zuverlässige Bürger, keiner bewahrt ihm so strenge Sitte und Zucht.

Die Lehrjahre mögen für den Beginnenden ihr Drückendes haben. Wo aber haben dieses Lehrjahre nicht? Und sind nicht wieder Lehrlinge gerade die fröhlichen Wanderbursche, die Bewahrer des deutschen Liederhortes, an dichterischem Schwunge den Schülern unserer Gelehrtenschulen gleich; wie vornehm auch aufgeblasene Zierbengel auf die schlichten Wanderer herabschauen mögen?

Um so schöner, um so blühender wird aber das Leben des Werkmannes werden, je mehr das Volk überhaupt von seiner Würde, von seiner Kraft sich durchdrungen fühlt, je mehr die Jugend den Adel des Gewerkes aus guten und großen Musterbildern hervorleuchten sieht, je mehr sich die mittelalterlichen Vorurtheile aus dem Blute der deutschen Stämme verlieren. Die Großthuerei muß und wird schwinden, dafür die wahre Größe sich einfinden. Das gelehrte und halbgelehrte Lakaien-

thum wird aussterben, an dessen Stelle die edle Männlichkeit des Bürgers sich allenthalben erheben.

Der deutsche Gewerkmann mag sich das Wahrwort Peters von Rußland, eines der gewaltigsten, wenn nicht größten Männer der Neuzeit beherzigen, welcher, ein Freund der Gewerke, sich selber im Fertigen der Schuhe versuchte, und einmal seiner Gemahlin Katharina ein Paar selbstgefertigter Schuhe vorwies (die noch heute zu Petersburg in der dortigen Sammlung gezeigt werden) mit dem Bemerken, „daß er stolz darauf sei, seine Frau auch mit seiner Hände Arbeit ernähren und ehrenhaft bestehen zu können, selbst wenn er nicht Zar über Rußland wäre!"

Inhalt.

Die Landwirthschaft.

Sobald die Menschen sich an einen festen Wohnsitz banden, mußten sie auch zur Bebauung der Aecker schreiten, durch diese ihr Eigenthum fruchtbarer und ergiebiger machen. Die erste Blüthe des Ackerbaues verliert sich demgemäß auch in die ältesten Zeiträume der Geschichte. Bei den griechischen Völkern, mehr noch bei den Römern bildete der Ackerbau die Grundlage des Staates; die ausgezeichnetsten Helden hielten es für ehrenvoll, die Erde zu pflügen, zogen vom Pfluge weg, um Königreiche zu stürzen und Länder zu erobern. Selbst noch in der späteren Zeit, als die alten Sitten durch den Reichthum verdorben waren, schrieben bedeutende Staatsmänner, z. B. Varro, Columella, über das Landwesen, zeigten in diesen Schriften, daß sie den Ackerbau selber thätig geübt hatten. Einer der ersten römischen Dichter, Virgilius, handelte seine Landbaulehre sogar in einem großen und schönen Gedichte ab.

Als die germanischen Völkerschaften Europa überschwemmten, sank der Ackerbau wieder zur niedersten Stufe. Das sich in den deutschen Stämmen entwickelnde Lehnwesen, dem die Hörigkeit und Leibeigenschaft der unteren Volksklassen folgte, welches die höheren Klassen stets zu Kriegs- und Raubzügen anspornte, verhinderte einen Aufschwung des Landbaues, selbst dann, als schon das Gewerbwesen in den Städten sich zu einer

bedeutenden Höhe emporgehoben hatte. Erst mit der Erfindung der Buchdruckerkunst begann auch das Landbauwesen durch das Nachdenken Einzelner wieder angeregt zu werden, ist ein Fortschritt zum Bessern bemerkbar. In Italien, Spanien, England, Frankreich und Deutschland erschienen jetzt Schriften über den Landbau, welche nützliche Lehren verbreiteten, welche stets mehr von den mittelalterlichen Vorurtheilen zerstreuten. In Deutschland trat Konrad von Heresbach mit einem Handbuche der Landwirthschaft auf; diesem folgte in Frankreich Olivier de Serres. Höher noch hob sich ein Jahrhundert später der Landbau in England, wo vorzüglich Backewell, Arthur Young und noch später Loudon sich um das erste und wichtigste der Gewerbe verdient machten.

Die französische Staatsumwälzung, welche mit 1789 begann und noch fortwährend auf die europäischen Staaten einwirkt, gab dem Ackerbau einen neuen, gewaltigen Schwung. Einestheils hob sie unmittelbar eine Ueberlast mittelalterlichen Druckes auf, beseitigte den so gefährlichen Zehnten und brachte durch eine gleiche Theilung der Erbgüter unter Geschwistern die wohlthätige Theilung großer Liegenschaften in ihrem Gefolge. Auf der anderen Seite hob sie die Anrüchigkeit ganz auf, die bisher auf dem Namen des Bauern gelastet, die ihn mit Leibeigenem, mit Knecht, gleichbedeutend gemacht hatte, gab dem Stande seine ursprüngliche, ehrenhafte Bedeutung wieder. — In Deutschland hat diese französische Umwälzung auch viel des hergebrachten Unwesens zerstört, vieles abgeändert; allein in dem größeren Theile des Vaterlandes lastet noch der Zehnten auf den Aeckern, zehrt noch die Jagd, zehren noch andere mittelalterliche Mißbräuche an dem Verdienste des Landmannes, so daß die Blüthe des Landbaues immerhin noch nicht aufknospen kann. Freilich hat man hier und dort Schulen für den Ackerbau eröffnet, hat man Gesellschaften und Zeitschriften gegründet, deren Wirksamkeit nicht zu verachten

ist; eine Hinwegräumung der unmittelbaren Hindernisse, der mittelalterlichen Hemmnisse, welche der Bauer so lange schon und so dringend begehrt hat, würde aber sicherlich mehr und entschiedener wirken, als alle jene Mittel, würde dieselben erst recht durchgreifend machen können.

Konrad von Heresbach.

Konrad von Heresbach wurde auf dem elterlichen Landgute Heresbach bei Mettmann, im Bergischen, am 2. Erndtemonat (August) 1496 geboren. Sein Vater war ein wohlhabender, rechtschaffener, für die damaligen Zeiten höchst gebildeter Mann, der, obgleich er aus adligem Blute abstammte, doch die fortschreitende Zeit begriffen hatte, sich in andern Künsten übte, als die, welche die Junker seiner Zeit zu treiben pflegten. Er war durch und durch ein Bauer und flößte auch seinem Sohne, den er bei sich im Hause erzog, den er in Künsten und Wissenschaften unterrichtete und unterrichten ließ, Liebe zum Landbau ein; suchte in ihm den Wunsch früh zu nähren: das traurige Loos zu verbessern, wozu die finstere Zeit den nützlichsten, den ersten Stand der menschlichen Gesellschaft verdammt hatte. Der Vater bemerkte bald, daß der Sohn lebendigen Geistes die Lehre faßte und weiter bildete, sah ein, daß er zu etwas Tüchtigem berufen war, und schickte ihn daher auf die Hochschule zu Köln 1510, ließ ihm dort die freie Wahl, sich der Rechtsgelehrsamkeit oder der Gottesgelahrtheit zu widmen. Die Schule in Köln scheint dem gesunden Sinne des Jünglings wenig zugesagt zu haben; die Dunkelmänner, wie Ulrich von Hutten ihre Lehrer nannte, scheuchten ihn von den Wissenschaften, wie sie solche zu treiben pflegten,

zurück, dergestalt, daß er sich nur mit Sprachen befaßte, nur den Naturwissenschaften und der Geschichte huldigte. Durch Fleiß und musterhaftes Betragen gewann er die Achtung seiner Lehrer, seiner Schulgenossen, ja er wurde sogar durch seine jugendlichen Versuche mit auswärtigen Gelehrten bekannt. Einer derselben, Erasmus von Rotterdam, sagte damals von ihm: daß er nie einen so vollkommenen Jüngling gekannt habe, der in so hohem Grade einen schönen Geist, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit in sich vereinige.

Von Köln ging Konrad nun nach der oberrheinischen Hochschule Freiburg im Breisgau, wo er sich mit allem Eifer der Rechtswissenschaft weihte. Durch seinen Fleiß, durch seinen Ernst und seinen angenehmen Umgang zeichnete er sich dort dermaßen aus, daß ihm mehrere Jünglinge aus angesehenen Geschlechtern vertraut wurden, deren Erziehung zu überwachen und zu leiten. In seinen Nebenstunden widmete er sich der Forschung der griechischen Sprache, verfaßte er eine griechische Sprachlehre, schrieb eine Lebensbeschreibung Herodot's und Strabo's, gab er eine Bearbeitung der Strabo'schen Erdbeschreibung heraus und bezog auch als öffentlicher Lehrer dieser Sprache mehrere Jahre hindurch einen mäßigen Gehalt.

Später machte er eine Reise durch Frankreich und Italien. In letzterem Lande weilte er längere Zeit und zwar in Pavia, wo er zwei Jahre lang an der Hochschule mit Forschungen im Gebiete der Gottesgelahrtheit, Geschichte und der hebräischen Sprache vielfach beschäftiget war. Im Jahre 1522 erhielt er dort die Doktorwürde beider Rechte. Auf dem Lande geboren, aus einem Bauernhause stammend, hatte er bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Süddeutschland auf die dortigen bäuerlichen Verhältnisse, auf den Landbau ein prüfendes Auge geworfen; auf seinen Reisen durch Frankreich und Italien hatte er immer verglichen, hatte er sich Erfahrungen gesammelt, welche er nach und nach sich wissenschaftlich zu ordnen begann.

Seine Sprachforschungen belehrten ihn, daß sich tüchtige Römer mit dem Landbaue beschäftiget hatten, daß dieser eben wissenschaftlich betrieben ganz andere Ergebnisse liefern würde, als wenn man sich darauf beschränke, blos das Ortsübliche gedankenlos nachzuahmen. Er faßte daher den Vorsatz, auf die wissenschaftliche Begründung des Landbaues zu wirken, was er sowohl durch landwirthschaftliche Bemühungen, als auch durch rechtliche ausführen konnte, wenn es ihm gelang, sich zu einer einflußreichen Stellung emporzuarbeiten.

Mit mannichfaltigen Kenntnissen und schönen Vorarbeiten ausgerüstet, kehrte Konrad in seine Heimat zurück und ward, von seinem väterlichen Freunde Erasmus dem Herzoge Johann III. empfohlen, in Folge dessen bald nach Düsseldorf berufen.

Die erste Arbeit, welche man ihm am Hofe übertrug, war eine wichtige, war der Entwurf einer Kirchenumstaltung, den er im Vereine mit Erasmus von Rotterdam ausarbeiten sollte. Luthers Auftreten hatte den freisinnigen Fürsten, hatte die gesammten Lande begeistert, hatte das allgemeine Verlangen herbeigeführt: ohne einen Bruch mit dem römischen Stuhle eine Kirchenverbesserung zu versuchen. Mit wackerm Muthe, mit Freisinn und Umsicht ging der junge Mann an die schwierige Aufgabe und erwarb sich durch seinen Entwurf auch die vollkommene Zustimmung des Fürsten, wie der höheren Beamten des Hofes, obgleich die Zeitumstände so schwierig wurden, daß die Einführung der Umstaltung unterbleiben mußte. Neben der kirchlichen Arbeit besorgte er noch eine vollständige Ausgabe des griechischen Geschichtschreibers Herodotos, des Strabo und des Thukydides, und vermehrte das griechische Wörterbuch Karions um ein bedeutendes.

In kurzer Zeit wuchs das Zutrauen des Herzogs in dem Maße, daß er dem jungen Gelehrten die Erziehung seines ältesten Sohnes und Nachfolgers, **Wilhelm**, übertrug, daß

er dessen Gehalt, den er als herzoglicher Rath bezog (1523), um 50 Goldgulden vermehrte, ihm noch die Anwartschaft auf die Probstei Rees, auf eine Pfründe im reichen Stifte Xanten sicherte.

Konrad unterzog sich seinem neuen Berufe mit allem Eifer, mit aller Liebe, die nur einen Mann, welcher für seine Zeit, für alle Zeiten zu wirken gesonnen ist, beseelen kann. Er erzog seinen Schüler zur Thätigkeit, zum Gedanken, zur strebsamen Menschenliebe und Gerechtigkeit. Vorzüglich machte er ihn aufmerksam auf die traurigen Verhältnisse, unter welchen der Landbau, unter welchen der Landmann seufzte, trachtete er mit allem Ernste dem aufwachsenden Fürsten die Mittel an die Hand zu geben, um hier einen entschiedenen Umschwung vorzubereiten. Gerade in dieser Zeit stellten die Bauern allenthalben ihre Forderungen in jenen bekannten zwölf Sätzen (Artikeln) auf, welche, da sie nur auf Widerstand und Verfolgung stießen, den blutigsten Krieg herbeiführten und bis auf heutigen Tag die theilweise noch ungewährte Forderung des Bauernstandes geblieben sind, obgleich sich die öffentliche Meinung wie die Wissenschaft längst mit denselben einverstanden erklärt hat. Heresbach sah die Billigkeit dieser Forderungen ein, that das Mögliche, diese Billigkeit seinem Zöglinge offen vorzulegen und die Befreiung des Bauernstandes in den drei Herzogthümern (Jülich, Kleve, Berg) gesetzlich anzubahnen. Dieselbe Sorgfalt wandte er an, um die Veredlung und Ausdehnung der Landwirthschaft zu verwirklichen. Wie sehr er für den gesetzlichen, gesunden Fortschritt anstrebte, so entschieden war er gegen die Ausgeburten des Unsinns, wo sie in seiner Zeit auftauchen mochten. In dieser Richtung wohnte er dem Zuge gegen den Zwingherrn Johann van Leiden, der die Kirchenverbesserungen in Münster durch seine gewaltigen Tollheiten untergraben hatte (1534), mit seinem achtzehnjährigen Zöglinge bei und schrieb eine Geschichte der Be-

lagerung, welche er seinem Freunde Erasmus widmete. Im selben Jahr wurde er vom Herzoge zum geheimen Rathe ernannt, im folgenden legte er seine geistlichen Würden und Pfründe nieder, vermälte er sich Mathilde von Dünen, mit welcher er in einer 25jährigen kinderlosen, aber doch glücklichen Ehe lebte. Nach Erasmus' Tode (1536) schloß er sich an Melanchthon innig an und führte auch diesen Kirchengründer bei Hofe ein. Ueberhaupt war der Hof, welcher bald in Kleve, bald in Düsseldorf gehalten wurde, damals ein Sammelplatz der tüchtigsten Köpfe, eine Schule der Wissenschaften und Künste. Kein Wunder, daß die Kirchenumstaltung, der sich der junge Herzog und Heresbach anschlossen, täglich tiefere Wurzeln schlug.

Als im Jahr 1539 Johann III. starb, als Konrads Zögling, Herzog Wilhelm IV. zur Verwaltung des Landes gelangte, dehnte sich Heresbachs Einfluß und Wirksamkeit um ein Bedeutendes aus. Er besorgte nun die wichtigsten Angelegenheiten des Landes, gab mit seinem Rathe überall den Ausschlag und vertrat unter andern den Herzog auf den Reichstagen zu Worms (1540) und Regensburg (1541), wo von herzoglicher Seite besonders die Ansprüche auf Geldern zur Sprache kamen. Kaiser Karl V. entschied aber diese Angelegenheit durch das Schwert, wies die Ansprüche zurück und nöthigte den Herzog in dem Vertrage von Venlo (1543) zu geloben, keine Neuerungen, keine Abweichungen vom alten Glauben und Kirchendienste vorzunehmen. Der Herzog, jetzt durch die Zeitverhältnisse von seinem Lieblingsvorhaben abgehalten, verwandte seine ganze Thätigkeit dahin, die Zustände seiner Stadt- und Land-Bürger zu bessern und that Alles auf den Rath Heresbachs, Alles durch Heresbach. Die Rechtspflege mußte gebessert werden. Das römische Recht wollte dem Volke nicht zusagen, das übererbte Gewohnheitsrecht war nicht niedergeschrieben, geschweige geordnet, wider-

sprach sich nicht selten in den wichtigsten Dingen. Daher wurden die Räthe der drei Herzogthümer mit der Aufschreibung der Rechtsgewohnheiten (1550) beauftragt, und Heresbach ward erlesen, das Gesammelte nun zu sichten und zu ordnen. Schon 1554 war das Werk vollendet, konnte der Herzog die Einführung verordnen, alle geistliche Gerichtsbarkeit, alle Verkündigung päpstlicher Erlasse auf das Strengste (unter Todesstrafe) verbieten. Hatte Heresbach ein besseres Rechtsverhältniß für seine Landsleute angebahnt, wandte er nun seine Aufmerksamkeit der Schule zu. Auf seinen Rath, nach seiner Einsicht wurden die gelehrten Schulen in Düsseldorf und Kleve gestiftet und an denselben neben den katholischen auch evangelische Lehrer angestellt. Bisher waren Geistliche und Hülfsgeistliche die einzigen Lehrer der Landschulen gewesen und zwar sehr einseitige und schlechte. Konrad vermehrte die Anzahl der Schulen auf dem Lande und besetzte dieselben mit weltlichen Lehrern, gab derweise dem Volke Gelegenheit, sich heranbilden zu können. Um dem schon gebildeten Landmanne nun ein Handbuch zu geben, welches ihn befähigen konnte, seinen ganzen Kreis mit sich fort zu ziehen und zur Ordnung, zum Gedanken zu erwecken, schrieb er einen Landwirthlichen Abriß (Commentarios de re rustica) in lateinischer, dann in deutscher Sprache. Er behandelte den Stoff gesprächweise und legte darin alle Erfahrungen, welche er aus den alten Schriftstellern geschöpft, wie jene, welche er in seinem ländlichen Leben, auf seinen Reisen zu machen Gelegenheit gehabt hatte, nieder und bewahrte sie dem geliebten Volke.*)

Seinen Landsleuten war Heresbach noch vielfach nützlich; er bewog den Herzog, die Jesuiten fern zu halten, gewerb-

---

*) Das Werk erschien in Speier 1595; nach 1599 erschien erst Olivier de Serres' „Des franz. Landwirths Theatrum agriculturae“, welches sich ebenfalls gesprächweise abgefaßt findet.

fleißige Evangelischgesinnte heranzuziehen, viele Mißbräuche abzuschaffen, sogar die katholische Priesterehe zu dulden. In ausländischen Zwistigkeiten diente er als herzoglicher Gesandter vielfach als Mittelsmann und Versöhner, so (1551) in Leipzig, (1557) in Worms, wo er die Fürsten zur Eintracht ermahnte, so in den Niederlanden.

Mit unerschütterlicher Redlichkeit, mit tiefer Einsicht und umsichtiger Liebe wachte er über dem Glücke seiner Landsleute, des Herzogs Rath; obgleich am Hofe ein Feind des Aufwandes und der Unmäßigkeit, freundlich und freigebig gegen Jedermann und nur geizig mit der Zeit, bis (1564) ein trüber Unstern dem aufblühenden Lande drohte, bis der edle Zögling Konrads von einer schweren Krankheit befallen wurde, deren Folge geistiger Blödsinn war. Die durch die Stände angeordnete Staatsverwaltung führte überall Reibungen unter den verschiedenen Kirchen herbei, zersplitterte alle Kräfte des Landes, drohte die junge Blüte zu vernichten.

Als der gealterte, ehrliche Konrad sah, daß keine Hoffnung auf Genesung vorwalte, daß die Verhältnisse sich täglich verschlimmerten, daß sein Anstreben fürder durchaus unnütz bleiben werde, kam er um seine Entlassung vom herzoglichen Hofe ein und erhielt sie. Nach fast einem halben Jahrhundert der edelsten Wirksamkeit ward er wieder, was er gewesen, ein Bauer. Er zog mit seiner zweiten Gemalin, Mathilde von Loe, die er im 65. Jahre seines Alters geheirathet hatte, nach seinem Landgute Ryswick bei Meer, wo er der Landwirthschaft und den Wissenschaften lebte. Nach seinen Briefen und kleineren Gedichten zu urtheilen, fühlte er sich in seinem häuslichen Verhältnisse, in seinem landwirthschaftlichen Treiben glücklich, ward dieses Glück nur durch die Wetterwolken getrübt, welche er über seiner Heimat, über dem geliebten Deutschland zusammenziehen sah. Unter seinen Arbeiten schrieb er noch mannichfache Schriften über bäuerliche Ver-

hältnisse, über deutsche, griechische und lateinische Sprache, wie über Fürstenerziehung; Schriften, welche größtentheils durch den Druck veröffentlichet wurden, welche alle seinen klaren, besonnenen Kopf, sein treffliches Gemüt bekunden.

Heresbach schloß sein thätiges, segensreiches Leben am 14. Weinmonat 1576, ein großer Gelehrter und Staatsmann und unbedingt der erste Landwirth seiner Zeit. Ueber den größten Theil seines Vermögens verfügte er zum Vortheile milder Stiftungen, seine große, schätzbare Bücherei vermachte er der Stadt Wesel, in deren Nähe er den Abend seines Lebens zugebracht hatte.

Chan Althen.

Chan Althen wurde um 1711 in Persien geboren. Während seiner ersten Lebensjahre wurde er am Busen des Ueberflusses und der Ueppigkeit gewiegt. Sein Vater war Statthalter eines Paschaliks, hatte einmal seinen Herrscher am Wiener Hofe vertreten, den Seinigen neue Genüsse aus Europa mitgebracht. Die glänzenden Aussichten aber, welche des Jünglings erste Tage verschönerten, verschwanden plötzlich, als Thomas Kuli-Kan die Herrschaft Persiens an sich riß. Unter den Schrecknissen, welche diese Staatsumwälzung begleiteten, sah Chan sein ganzes Glück zertrümmern, alle die Seinigen hinwürgen, sich selber nach sorgenvoller Flucht ergriffen, zum willenlosen Knecht herabgewürdigt und verhandelt.

Er wurde in dieser Lage nach Anatolien verkauft, dort von seinem Herrn zum Bau der Baumwolle und des Krapps, der Färberröthe, verwandt. Die Knechtschaft, unter welcher

er lebte, war hart und erdrückend, die Bewachung strenge, aber der Muth des jungen Mannes ließ sich nicht beugen; immer entwarf er sich neue Wege der Flucht, sobald die alten gesperrt erschienen, trotz allen Widerwärtigkeiten wollte er die Hoffnung einer besseren Zukunft nie aufgeben. Endlich, im vierzehnten Jahre seiner Leiden, gelang es ihm, die Wachsamkeit seiner Hüter zu täuschen, gelangte er trotz allen Nachstellungen glücklich in die große Handelsstadt Smyrna. Aus seinen Jugendjahren kannte er die Verhältnisse und Wege des Völkerverkehrs, wußte er: daß die Botschafter der christlichen Mächte Mittel besaßen, ihn allen Nachstellungen zu entziehen, kannte er vor allem den Einfluß des französischen Geschäftsträgers auf die türkische Regierung; er suchte daher diesen Beamten auf, erzählte demselben seine Geschichte und bat ihn um Schutz. Der französische Botschafter, gerührt durch das furchtbare Geschick des jungen Mannes, vielleicht überzeugt, daß er in der Folge einmal seiner Regierung von Nutzen sein könne, verbarg ihn eine Zeit lang und sandte ihn dann, mit Empfehlungen wohl ausgerüstet, nach Marseille.

Der junge Perser führte, trotz seiner armseligen Ausstattung, einen Hort bei sich, reich genug, alle ihm geleisteten Liebesdienste hundertfältig zu vergelten. Er trug bei sich verborgen Sämereien von jener Krappgattung, die er als Knecht zu bauen gezwungen war, deren Wurzel die schöne und dauerhafte Farbe lieferte, welche bis dahin blos ausschließlich im Morgenlande hervorgebracht werden konnte.

Er langte glücklich in Marseille an, fand aber in dieser großen Stadt den Schutz und Beistand nicht, auf welchen er gezählt hatte. Es fehlte ihm an Mitteln jeder Art, um an den Königshof reisen, um dorten seine Vorschläge vortragen zu können. Er ging zwar die höheren Beamten zu wiederholten Malen an, theilte denselben seine Geheimnisse mit, bat diese um Aushülfe, aber von allen konnte er nur werthlose

Versprechungen oder abschlägige Antworten erlangen. Seine Lage wurde von Tag zu Tag schwieriger, als er auf einmal da Hülfe fand, wo er sie nicht erahnet hatte.

Er war ein schöner, starker Mann, der trotz der langen Knechtschaft die Erinnerungen seiner Jugend bewahrt hatte, trotz seiner jetzigen Armuth sich mit Anmuth und Würde zu benehmen wußte, und so erwarb er sich die Gunst einer jungen Dame, Tochter eines reichen Marseiller Hauses, die ihm eine Aussteuer von 20,000 Thalern mitbrachte. Die Verwandten des Mädchens stellten ihm als einzige Bedingung, daß er dem Islam entsagen, den katholischen Glauben annehmen müsse. Er that es wenigstens dem Scheine nach.

Das Vermögen seiner Gattin war für die damalige Zeit so bedeutend, daß er ruhig und bequem vom Ertrage desselben hätte leben können; aber Männer seines Geistes verabscheuen eine Ruhe, welche tausend andere behaglich genossen hätten, finden das Glück nur in edler Thätigkeit, in Verwirklichung vorgefaßter Gedankenbilder. Er verfügte sich nun nach Versailles an den Königshof, wo ihm die Empfehlung des Gesandten jetzt die Säle der höchsten Reichswürdenträger erschloß. Der König Ludwig XV. selbst gewährte dem edeln Perser Gehör. Althen unterhielt den König mehrere Stunden lang über eine neue Art der Seidenzucht und Seidebereitung, und sprach mit solcher Klarheit und Schärfe, daß der König trotz seiner sittlichen Verkommenheit von seinen Gedanken eingenommen ward, ihm das, was er beantragte, zugestand. Althen glaubte jetzt am Ziele aller Wünsche angekommen zu sein, zögerte nicht, seine Anstalt in der Nähe von Montpellier zu gründen. Die Vorurtheile, der Eigensinn des Landvolkes boten ihm das erste Hinderniß und zwar eines, auf welches er nicht gefaßt gewesen war. Die Vergeßlichkeit und Wortbrüchigkeit des Königs, die Niederträchtigkeit der Regierungsbeamten, lähmten ihn vollends in seinen Unternehmungen. Er

verlor das Vermögen seiner Gattin unter unfruchtbaren Versuchen, sah sich endlich genöthiget, mit völlig gescheiterter Hoffnung nach Marseille zurückzukehren.

Indem er die Grafschaft Venaissin durchreiste, ward er durch die Aehnlichkeit des dortigen Bodens mit dem der anatolischen Landstriche, in denen er als Gefangener gearbeitet hatte, überrascht; er fand hier dieselben Witterungsverhältnisse, dieselbe Luftwärme, und schloß daraus, daß der Krapp in der Grafschaft auch ebenso herrlich gedeihen würde.

Mit der Raschheit seiner früheren Entschlüsse wußte er sich auch hier zu fassen, machte er das, was von seinem Vermögen ihm noch geblieben war, zu Gelde, und zog nach Avignon, welche Stadt und Landschaft damals dem päpstlichen Stuhle gehörte, um dort die Unterstützung für seine Entwürfe zu finden, welche er in Frankreich vergebens gesucht hatte.

Seine Hoffnung wurde nicht noch einmal getäuscht. Frau von Clausenette, eine Dame aus einem der vermögendsten und einflußreichsten Häuser der Stadt Avignon, schenkte ihm Vertrauen, räumte ihm eine Landstrecke auf einem ihrer Güter ein, dorten einen Versuch zu wagen. Der Krapp gedieh vollkommen. Der erste Versuch verschaffte dem unternehmenden Fremdling einen einflußreichen Gönner. Der Marquis de Caumont nahm sich von dieser Zeit seiner mit der edelsten Gastfreundschaft an. Im Jahr 1765 wurde ein neuer Versuch auf den Ländereien dieses Standesherrn gemacht, welcher nicht weniger günstig ausfiel. Da aber der kleine Staat keine Ausfuhr hatte, konnte das Ländchen, welches der Perser mit einem so reichen Horte ausgestattet hatte, anfangs nur sehr geringen Nutzen daraus ziehen. Erst als die kleine Grafschaft mit dem großen Frankreich verschmolzen wurde, als durch die Napoleonische Landsperre die Baumwollenwebereien in Frankreich einen so großen Aufschwung nahmen, als später sich

Handel und Gewerbfleiß so unendlich steigerten, kam auch der Krappbau zur rechten Blüte. Heute baut der Kreis (Departement) Vaucluse jährlich etwa für 20 Millionen Franken. Seit zwanzig Jahren hat sich der Werth des Landes dadurch verhundertfacht, so daß eine Scholle Landes, die man wohl früher auf einen Würfel gesetzt, oder für ein Mittagsessen hingegeben hätte, jetzt den Wohlstand eines ganzen Hauses begründet. Solchen Hort verlieh der Perser den Bewohnern der untern Rhone. Und dennoch endete der Wohlthäter eines großen bedeutenden Landstriches in einem Zustande, welcher der Dürftigkeit nahe stand. Er starb 1774 in einem kleinen, dem Marquis von Caumont zugehörigen Häuschen und hinterließ eine einzige Tochter, die einem Leben voll Leiden und Entbehrungen entgegen ging. Vergebens erschöpfte sich die Arme in Bittgesuchen bei der Regierung. Diese ließ alle ihre Eingaben unberücksichtigt, so daß auch sie starb vor Elend in Mitten in einem Volke, das durch die Hand ihres Vaters bereichert worden. Zu spät erkannten die Bewohner von Avignon ihre große Schuld. Im Jahre 1821 gedachte der Kreisrath von Vaucluse Althen's und ließ, um die Verbindlichkeit einigermaßen anzuerkennen, dem Perser eine Marmortafel mit einer Inschrift in dem Museum Calvet zu Avignon aufstellen. Am Tage der Aufstellung starb die Tochter des Gefeierten im städtischen Armenhause. Zwei Jahrzehnte später wurde das Standbild des Verkannten in Erz gegossen, auf dem Schloßberge von Avignon enthüllt. Gegenwärtig verkündet die morgenländische Tracht dieses Bildes, die Krappwurzel, welche es in der Hand führt, die Ketten zu seinen Füßen, das wechselvolle Geschick des seltenen Mannes, der die weiten Lande umher, die ehedem öde lagen und in Armuth schmachteten, blühend und reich machte, ohne selber diesen Reichthum zu theilen.

Philipp Emanuel von Fellenberg.

Philipp Emanuel von Fellenberg ward im Jahr 1771 in Bern geboren, wo sein Vater an der Hochschule als Lehrer der Rechtswissenschaft thätig, dabei Landvogt zu Wildenstein in Arau, zuletzt noch Mitglied der bernischen Regierung war. Der Vater verwandte alle Sorgfalt auf die Erziehung des Knaben, wobei ihn die Mutter, eine Enkelin des berühmten holländischen Seehelden Tromp, kräftig unterstützte. Im Jahr 1795 kam der junge Philipp auf die Erziehungsanstalt des als Dichter bekannten Jugendbildners Pfeffel in Kolmar, in dessen Schule sich deutsche Gründlichkeit mit französischer Lebensklugheit paarten.

Der Umgang mit dem geistreichen Lehrer, noch mehr die Ergebnisse der französischen Staatsumwälzung, machten einen tiefen Eindruck auf den Jüngling, regten ihn zum Streben an, thätig an der geistigen Umbildung der Völker mitzuwirken, die nothwendigerweise das Alte begraben müsse. Als er nach durchlaufener Schule in das Vaterhaus zurückkehrte, begann er diese Umbildung, diese höhere Erziehung zuerst mit sich selber. Er verzichtete auf die reiche Tafel des elterlichen Hauses, auf alle Leckerbissen, begnügte sich mit Wasser, mit Brode und andern, ganz einfachen Speisen, mied alle eiteln Zerstreuungen der großen und vornehmen Welt, und dieses zu seinem größten Vortheile, indem seine früher schwache Gesundheit sich dadurch nach und nach befestigte, indem er dadurch Ersparnisse aufhäufte, welche er zu wohlthätigen Zwecken verwenden konnte. Unter dem Nachsinnen, unter den Vorbereitungen zu einer künftigen Lebensbahn, die ihm in vollem Wortsinne ein Lebensberuf sein sollte, leuchtete ihm ein, daß er sich, daß er die Welt, daß er das Volk noch nicht kenne,

daß er, bevor er irgend wirksam auftreten könne, sich erst dessen Bedürfnisse, dessen Ansichten, dessen Hoffnungen, dessen Bildungsfähigkeit aus unmittelbarer Anschauung, aus innigstem Umgange aneignen müsse. Zu diesem Zwecke begab sich der jugendliche Menschenfreund auf die Wanderschaft, nicht behaglich fahrend in die großen Städte Europas, um prunkende, gleißnerische Anstalten, um übertünchte Verhältnisse zu schauen; sondern bescheiden, einem Wanderburschen ähnlich, zog er durch alle Landschaften seines Vaterlandes, durchmaß er Frankreich und Deutschland, lebte er hier und dort längere Zeit auf dem Lande, erlernte er die verschiedenen Vortheile der Landwirthschaft, wie sie von den Bauern übererbt waren, lernte er das ländliche Leben, die Bedürfnisse, die Sitten und Gebräuche, die Denkungsweise der unteren Volksschichten in allen Richtungen kennen, dieselben mit den höheren Schichten vergleichen. Ein ganzes Jahr lebte er dann an den Ufern des Züricher Sees, in Gesellschaft eines achtzigjährigen Schwärmers, der noch dazu an Taubheit litt, den er vergebens zu gesunderen Ansichten zu bekehren trachtete. Auch dieser Aufenthalt, wie die Bekanntschaften, welche er hier machte, unter welchen jene des ehrwürdigen Jugendbildners Pestalozzi obenan stand, bestärkten ihn in seinen Vorsätzen, brachten ihn seinem Ziele näher. Mittlerweile daß der Jüngling mit dem Volke leben und weben lernte, lief sein Vaterland Gefahr, von dem Strome der französischen Staatsumwälzung überflutet oder gar verschlungen zu werden. Plötzlich aufgeschreckt und befürchtend, in Europa allen Boden für sein Streben zu verlieren, bewog der Jüngling seinen Vater, jetzt einen beträchtlichen Theil des Vermögens in den öffentlichen Banken Nordamerikas anzulegen. Sie sollten aber leider bald empfinden, daß sie sich in dem Unterhändler getäuscht hatten. Dieser nämlich verschwand mit dem bedeutenden Gelde, das also für immer verloren ging. Bald auch brach der Aufstand in der Schwei-

zerheimat aus (1798). Da der junge Fellenberg trotz seinen auswärtigen Kreuz- und Querzügen daheim nicht unbekannt geblieben war, schon einen gewissen Einfluß übte, wurde er von dem hohen Rathe beauftragt, die Bauern des berner Oberlandes zu schaaren und für die Zwecke der Regierung zu führen. Bereitwillig unterzog er sich der Sendung des Rathes; als dieser aber nicht auf seine, den Landleuten gemachte Versprechungen einging, nahm er gleich seinen Abschied, verschwor er es für immer in Staatsdienste zu treten. Von heftigem Verlangen nach Thätigkeit getrieben, hatte er sich bald ein Gütchen in der Gegend von Bern ausersehen, das er käuflich an sich brachte, dessen Felder und Gärten er fleißig bebaute, nachdem er sich mit einer Jungfrau vermählt, welche neben einer feinen Bildung zugleich Sinn für Häuslichkeit, für das Landleben bewahrt hatte. Bald genügte ihm der erste kleine Wirkungskreis nicht mehr. Schon im Jahr 1799 brachte er, von seinem Vater unterstützt, das große, bei Bern gelegene Gut Hofwyl an sich und erlangte mit diesem Ankaufe die Möglichkeit, das Ziel, welches ihm so lange schon vorgeschwebt hatte, erreichen zu können. Hofwyl sollte die Hochschule des Ackerbaues werden, sollte den, unter dem Fluche des Mittelalters vielfach noch gedrückten und verkümmerten Bauer zum denkenden Menschen, zur urangestammten Würde des Landwirthes erheben.

Fellenberg hatte aber zur Erstrebung seines großen Zieles nicht allein auf seine Kräfte gerechnet, sich dazu mit Pestalozzi verbunden. Der schon vielfach anerkannte Jugendbildner verlegte nach vorangegangener Uebereinkunft seine Schulanstalt nach dem Schlosse Buchsee, das mit seinen Gärten die Fellenbergischen Güter berührte, und so sollte dann das, auf der Schule Vorbereitete und Herangebildete gleich im Leben auf dem Gute des Menschenfreundes geübt und zum vollen Verständnisse gebracht werden. Schade, daß die beiden Männer, von

denen jeder so ausgezeichnet, so edeldenkend war, sich nicht wechselseitig verstehen konnten, nicht für einander passen wollten. Pestalozzi war Fellenbergen zu ungebunden in wirthlichen Dingen, dieser jenem ein zu nüchterner, heischender Rechner. Nach kurzem Versuche trennten sich beide Genossen wieder, schied Pestalozzi von Buchsee nach Iferten am Neuenburger See, wo er seine Bemühungen fortsetzte. Fellenberg, durch diesen Stoß nicht entmuthiget, versuchte nun ganz allein aus sich das zu schaffen, was er sich gedacht und vorgesteckt hatte. Er führte nach und nach Alles, was er als das Beste auf seinen vergleichenden Reisen kennen gelernt hatte, auf seinem Gute ein, gründete eine landwirthschaftliche Zeitschrift, streute landwirthschaftliche Flugblätter aus, um seine Forschungen zum Gemeingut zu machen, um seinen Eifer auch anderwärtig anzuregen, sein Streben in größerem Kreise zu verbreiten. Zu den Festen, welche er nach erzielten Erfolgen mit seinen Arbeitern zu begehen pflegte, an welchen er unter denselben Preise vertheilte, lud er seine Nachbarn, lud er entfernte Landwirthe zur Freude, zur Besprechung und Berathung ein und hatte dergestalt bald die Genugthuung, aus dem kleinen unscheinbaren Keime eine landwirthschaftliche Gesellschaft emporwachsen zu sehen; eine Gesellschaft, nach welcher sich ähnliche Verbindungen beinahe in allen europäischen Staaten gebildet haben. Eine andere schöne Aufgabe, welche sich Pestalozzi ebenfalls schon gestellt hatte, löste er zu gleicher Zeit: er gründete eine Erziehungsanstalt für gänzlich verlassene und verkommene Kinder und verband diese dann mit seinen landwirthschaftlichen Einrichtungen. Durch dieses Streben raffte er Hunderte von Kindern von der Straße auf und bildete diese, die wahrscheinlich Landstreicher geworden, unter dem Auswurfe der Gesellschaft zu Grunde gegangen wären, nicht nur zu brauchbaren Bürgern, sondern sogar zu solchen, welche in der Folge auf andere wieder bildend einwirkten. Fellenberg

ging durch seine Erfolge ermuthet weiter, eröffnete eine landwirthschaftliche Lehranstalt, welche gleich dadurch eine tiefe Bedeutsamkeit gewann, daß Söhne umwohnender Landwirthe, daß andere junge Leute, welche sich der Landwirthschaft zu widmen gedachten, Theil nahmen. In kurzer Zeit stand die junge Anstalt in solchem Rufe, daß sogar betagte Männer nicht verschmähten, den Vorträgen beizuwohnen, sich noch durch Aufenthalt in Hofwyl höher zu bilden und zu befähigen. Da unter solchem Zudrange sein Gut zu klein und enge wurde, räumte ihm die Berner Regierung zu seinen Unternehmungen auch das Schloß Buchsee ein, dessen Räume sich auch bald mit Zöglingen aus der Nähe und Ferne füllten. Im Jahre 1808 rief Fellenberg eine neue Anstalt ins Leben, die, obschon nicht ganz im Geiste der bestehenden, freilich auch mit seinen landwirthschaftlichen Einrichtungen verbunden war: eine Erziehungsanstalt für Kinder höherer Stände. Anfangs hatte er diese mehr nur für seine eigene, wie für die Kinder mehrerer Freunde berechnet, welche unter seinen Augen in ländlicher Tüchtigkeit aufwachsen sollten; bald aber war der Zudrang zu derselben nicht blos aus der Schweiz, sondern auch aus den angränzenden Landen so groß, daß er die Zahl der angestellten Lehrer verdoppeln, die Einrichtungen für dieselbe jährlich ausdehnen mußte. Innerhalb wenig Jahre hatte er einen europäischen Ruf gewonnen, waren fast alle Völkerschaften unter seinen Zöglingen vertreten. Viele ausländische Fürsten, unter andern der Zar von Rußland, sandten, durch den Ruf des Mannes aufmerksam gemacht, Gelehrte und Staatsmänner nach Hofwyl, ließen sich Bericht über das Wesen der Einrichtungen, über den Lehrgang erstatten, munterten junge Männer auf, sich in Hofwyl zu bilden, um später auch in der Heimat für Bildung der Landwirthe, für Gründung ähnlicher Anstalten thätig sein zu können. In allen Sprachen Europas erschienen jetzt Werke, welche Fellenbergs Einrich-

tungen und Erfolge besprachen, welche in allen Landen zu lebendigem Nacheifer spornten.

Der Zudrang zu der Fellenbergischen Erziehungsanstalt, welche des Mannes Thätigkeit mehr und mehr in Anspruch nahm, war Schuld, daß ein größeres Unternehmen, das er sich mit deutlichen Umrissen schon entworfen hatte, nicht ins Leben gerufen werden konnte. Es war dieses eine Art landwirthschaftlicher Klosterinnung, für deren Ordnung er alles Gute des klösterlichen Lebens ausgewählt und gesichtet hatte. In allen Gegenden der Schweiz, in allen Deutschlands, wollte er Anstalten nach dem Muster von Hofwyl stiften; diese Anstalten sollten für immer untereinander in Verbindung stehen und von Hofwyl aus geleitet und überwacht werden. Die Lehrer, welche an den verschiedenen Anstalten thätig, sollten nach ihrer geistigen Eigenthümlichkeit, nach ihren freundschaftlichen Beziehungen zu ihren Genossen berechtiget sein, sich von einer zur andern Anstalt versetzen zu lassen. Dieser Riesenentwurf unterblieb aber, weil die Zeiten zu bedenklich waren, vielleicht auch, weil Fellenberg selber einsah, daß sich solcher Anstalt leicht in der Folge ein falscher Geist einbürgern könne, daß er, der Unternehmer, seine Kräfte zu sehr zersplittern würde.

In die Zeit, wo nach dem Sturze Bonaparte's sich die europäischen Verhältnisse ordnen, sich der Weltfriede für die Dauer befestigen konnte, fällt auch wohl die Blüte der Fellenbergischen Anstalten. Nicht als ob später der edle Menschenfreund in seinem Eifer erkaltet, als ob seine Schöpfungen von der alten Höhe herunter gekommen wären, mit nichten; für die näheren Umgebungen, für seine Heimat, blieb das Wirken des Mannes sich stets gleich, für das Ausland, für die Ferne aber verlor es nur dadurch die Bedeutung, daß vor und nach in den verschiedenen Staaten nach dem, von ihm aufgestellten Muster mit mehr oder weniger Glück ähnliche Anstalten ins Leben gerufen wurden; daß in allen Staaten theils durch die

Regierungen, theils durch Volksmänner, landwirthschaftliche Zeitschriften, Vereine, Feste, Preisvertheilungen, Musterschaue, Baumschulen, Versuchsgärten, Musterwirthschaften und Schulen eingerichtet wurden. War Fellenberg auch nun nicht mehr der einzige, der in diesem Geiste fortarbeitete, so breitete er doch noch durch das einmal gegebene Beispiel unablässig Segen nach allen Richtungen hin, blieb sein Name den Zeitgenossen ein hochgefeierter. Alternd konnte er sich auf die Kraft tüchtiger, in seinem Geiste fortwirkender Söhne stützen, obschon die durch Mäßigkeit und Fleiß gestählte Rüstigkeit ihn erst mit dem Leben verließ. Er schloß seine irdische Laufbahn im Jahre 1843 ernst, aber heiter, wie er gelebt hatte.

Siegold (Vinzent) Deycks.

Siegold (Vinzent) Deycks ward geboren am 30. November 1768 auf dem alten Bergschlosse Burg, im Herzogthum Berg, wo sein Vater als herzoglicher Beamter wohnte. Seine erste Erziehung erhielt er im elterlichen Hause durch seine vortreffliche Mutter, dann, als er über die Knabenjahre hinaus sich für das Rechtsfach entschieden hatte, zu Recklinghausen, in Westfalen und zu Düsseldorf, in welcher Stadt er auch nach vollendeter Schulzeit am Gerichte arbeitete. Um 1793 ward er zum herzoglichen Rathe ernannt und beim Gerichte des Amtes Miselohe angestellt, welches in Opladen, an der unteren Wupper, seinen Sitz hatte. Als die Auflösung des deutschen Reichsverbandes, als die Gründung des Rheinbundes ein neues Gesetz und eine neue Verfassung brachte, ward er als Urkundner (Notarius) angestellt, zu welchem Amte er noch in den verhängnißvollen Kriegsjahren 1813/1815

die Stelle des Bürgermeisters versah. Wir schweigen hier von dieser amtlichen Stellung, in welcher er sein ganzes übrige Leben verharrte, in welcher er sich den Ruf eines gewandten, streng und unerschütterlich rechtlichen Mannes erwarb, ziehen hier nur sein außeramtliches Leben in Betracht, mit welchem er sich in noch höherem Grade um seine Landsleute verdient machte. Schon in seinem elterlichen Hause hatte er Liebe und Bewunderung für die Natur eingesogen, hatte er Freude an der Landwirthschaft, an der Gartenkunst gewonnen. Seine Bekanntschaft mit den alten Schriftstellern steigerte seine Freude eher, als daß sie selbe gemindert hätte; immer schwebten ihm die großen Männer des Alterthums vor der Seele, welche vom Pfluge zu den Staatsgeschäften, von den Staatsgeschäften wieder zum Pfluge eilten. Sobald als er sich in seinem Amte bewegte, trachtete er diesen Musterbildern nachzuleben, seinen eigenen Heerd zu gründen, sich auch als Landwirth anzubauen. Er rodete sich ein Wäldchen am Ufer der Wupper, baute sich ein Haus und umgab es mit reizenden Gärten. Im Jahr 1796 verehelichte er sich mit Helene Stoffens, mit einer gebildeten Frau, die wie er das Landleben liebte, mit der er, so lange der Ehebund währte, in der innigsten Uebereinstimmung lebte. Seine neue Heimat, wie ergiebig sie auch an Obst war, konnte wenig edle Obstarten aufweisen. Die Fertigkeit im Pelzen und Pfropfen der Wildlinge war nur an höchst wenige Gärtner, und dazu sehr mangelhaft, vererbt worden. Sobald daher Deycks mit seinen ersten Bauten im Reinen war, legte er sich gleich ausgedehnte Baumschulen an und zog in denselben die mannichfachsten Obstarten. Aus Flandern und Brabant, aus Lothringen und Burgund verschrieb er sich Loden und Pfropfreiser und unterwies seine Diener im Veredlen und Pflegen der jungen Bäume. Innerhalb weniger Jahre hatte er für sich große Strecken mit den herrlichsten Obstarten bepflanzt, konnte er den aufmerksam

gewordenen Nachbarn seine Bäume liefern, sah er die Jugend sich in seine Dienste drängen, um von ihm die Veredlung der Obstarten, um von ihm andere landwirthschaftliche Kenntnisse zu erlernen. Wirklich besaß er auch damals, wo die Landwirthschaft noch fast gar nicht wissenschaftlich behandelt wurde, einen großen Schatz geordneten Wissens. Theils hatte er sich durch die wenigen Schriften denselben zugeeignet, theils aber die Erfahrungen denkender Leute, anderer Bauern und Gärtner gesammelt und selbst thätig durchgeprüft, so daß er sie berichtiget und veredlet andern wieder vererben konnte. Mit dem Ansammeln seiner Erfahrungen hatte er auch seine Wirthschaft ausgedehnt, seine Pflanzungen vergrößert, dergestalt, daß er der weiten Gegend, die jetzt nur auf ihn zu schauen, bei ihm Rath zu holen gewohnt war, eine Musterwirthschaft vorzeigte. Sein erster Amtsname Rath war bald der Name, unter dem ihn das gesammte umwohnende Volk kannte, mit dem ihn alle begrüßten, welche Aufschluß in irgend einer Sache nothwendig hatten. Ueber Viehzucht und Viehkrankheiten, über neue Wirthschaftsarten und Landbaumaßregeln, über Düngung und Ungeziefervertilgung wußte er Bescheid, und er versäumte nie, sich von der Sachlage vollkommen zu überzeugen, erst dann zu sprechen, wenn er seiner Sache gewiß war, ruhte nicht eher in Versuchen, bis er Mittel und Wege gefunden hatte, den Nachbarn zu helfen.

Alle nützlichen Thiere bis zum kleinsten Käferlein hinunter fanden bei ihm Schutz und Hegung, wurden von ihm zur Schonung empfohlen und die Singvögel hatten an ihm einen wirksamen Schutzredner. Kein Wunder, daß dafür seine Pflanzungen vom Gesange der Nachtigallen wiederhallten.

Von seinem ersten Auftreten an setzte er sich, so weit es ihm möglich war, mit allen wissenschaftlich strebenden Männern in Berührung, tauschte er in seinem Sprengel mit den tüchtigsten Landwirthen Briefe und Erfahrungen aus und bildete der=

gestalt um sich einen landwirthschaftlichen Verein, bevor noch der Name dazu ruchbar geworden war.

Alles was sein Wirken und Streben an Blüten und Früchten erreichte, verwendete er getreulich zum Besten seiner Mitmenschen. Nie sah er nur sich allein; seine Zwecke, sein Dichten und Trachten in dieser Welt war bei Allem auf das Ganze gerichtet, auf das Glück und Gedeihen des deutschen Vaterlandes, seiner Heimat, auf die fortschreitende Entwickelung der Menschheit, kurz, er hatte stets und überall das Höchste und Beste im Auge.

Unermüdlich suchte Deycks sich selber fortzubilden, dabei an der Bildung Anderer zu arbeiten, wie schwierig auch die Geschäfte waren, die sein Amt ihm auferlegte, wie schwer die Zeiten drückten, welche dem Vaterlande zugewogen wurden, wie schwer er selber von denselben betroffen stand, da er 1829 seinen einzigen Bruder, 1839 seine Gattin durch den Tod verlor. Weil er keine Kinder zu Erben hinterließ, überhob er sich bei vorgerücktem Alter der eigenen Verwaltung seiner Güter, und da die Obstbaumzucht längst allenthalben durch ihn zur Blüte gelangt war, ließ er seine Baumschulen eingehen, arbeitete aber nichtsdestoweniger unermüdlich an seinem Lieblingswerke. In dem Ackerbau erkannte er den einzig festen Grund der Staaten und ihrer Wohlfahrt. Alle Uebel der Menschheit, welche durch übertriebene Bedürfnisse, durch sinnliche Thorheit und gesteigerten Genuß, besonders in den Städten, von Tag zu Tag sich mehren, glaubte er gründlich heben zu können durch Beförderung des Landbaues, durch Veredlung aller Zweige der Landwirthschaft. Sein Lieblingsgedanke war, die reichen Erfahrungen, welche er in langen Jahren in Feldern und Wiesen, in Keller und Stall, im Obstgarten und in der Baumschule gemacht, seine eigenen vielfachen Versuche, wie die Ausbeute alles dessen, was Andere geleistet, auf die heranwachsenden Geschlechter vererben zu können. Er trach-

tete daher, die Regierung, das Volk, zur Einrichtung von landwirthschaftlichen Schulen zu vermögen, ließ keine Gelegenheit unbenutzt, immer wieder diesen, seinen Grundgedanken, in Anregung zu bringen. Er beabsichtigte dabei nicht sowohl eine höhere und ausgedehnte Schule, in welcher reiche Landwirthe ihre Söhne bilden konnten, eine Anstalt, die Aehnlichkeit mit unsern Hochschulen hat; sondern eine, für einen geringeren Umfang bestimmte Schule zu stiften, die in jedem Kreise eingerichtet, allen mässig vermögenden Landbauern zugänglich, landwirthschaftliche Bildung zum Gemeingut machen sollte. Um die Möglichkeit einer solchen Einrichtung darzuthun, um seine Gedanken über dieselbe möglichst vollständig und klar vorzulegen, errichtete er in der Nachbarschaft Opladens, in dem Dorfe Lützenkirchen, eine solche Schule aus eigenen Mitteln, führte sie mehrere Jahre hindurch mit großen Opfern fort und ließ sie erst dann eingehen, als er sich überzeugt hatte, daß sein Streben von der Regierung nicht begriffen, von dem Volke nicht anerkannt wurde.

Da Deycks keine eigene Kinder hatte, umgab er sich mit den Kindern seiner Schwestern, seines Bruders, und äußerte auf die Erziehung aller den entschiedensten Einfluß, doch glaubte er hiermit seiner Weltbürgerpflicht noch nicht genügt zu haben. Fortwährend nahm er sich einiger armer verwaisten Kinder besonders an, hielt sie im Hause wie seine Sippen, sandte sie in die Schule, bildete sie unter seinen Augen weiter und gab sie später, wenn er sie für reif erachtete, bei irgend einem Meister in die Lehre, daß sie ein Gewerk, für welches sie Vorliebe und Geschick äußerten, erlernten. Er hatte später die Freude, manchen tüchtigen Gewerksmann gebildet, manchen nützlichen Gewerbszweig in die Gegend verpflanzt zu haben. Opladen, das er als ärmliches, bedeutungsloses Dörfchen bezogen, das er vergrößern und verschönern helfen, sah er in seinen alten Tagen zu einem freundlichen Landstädtchen heran=

wachsen. Bis in sein spätestes Alter blieb er rührig und thätig, verfolgte er mit besonderer Aufmerksamkeit alles was Bezug hatte auf Landwirthschaft, und noch in seinen letzten Lebenstagen, im Winter 1849, sah man ihn bei günstigem Wetter in seinen schönen Gartenanlagen und Baumhöfen umherwandeln und Anordnungen für den Frühling treffen, den er nicht mehr begrüßen sollte. Gegen Ende des Jahres kränkelte er, und als er mit dem Beginne des Jahres 1850 von dem Undanke eines Mannes, für den er in früheren Jahren viel gethan, unsanft berührt wurde, stellte sich auf einmal die Altersschwäche ein. Er verschied am 12. Hartmonde (Januar) in der Morgenstunde mit der Fassung eines Weisen.

Als Rechtsgelehrter stand er nicht nur stets auf der Seite des Gesetzes, sondern auch des Rechtes; in ihm verband sich in hohem Grade der unbeugsamste Rechtssinn mit der Einsicht der häuslichen und bürgerlichen Zustände und Verhältnisse, wie sie seit Menschengedenken einmal geworden. Man mochte seine Aussprüche mitunter schroff, ja verletzend finden; tadeln, verschmähen konnte ihn darob Niemand. Oft sah man solche, die ungerechtfertigte Anliegen und Wünsche ihm vorgetragen hatten, wohl beschämt, doch nie mit Recht unzufrieden und verdrossen von ihm gehn. Es war allgemein von ihm bekannt, daß er in seinem häuslichen Leben nicht nur fleckenrein und vorwurfsfrei, daß er dastand, wie ein Musterbild aus einer fernen, nur noch im Gesange lebenden Zeit, einer Zeit, wie sie vielleicht nie gewesen; es war bekannt, daß er Jeden für das nehme, was er wirklich sei, daß er von vorne herein jedem fremden, minder ehrlichen Zuspruche den Zugang abschneide. Es war unmöglich, in seinem Reden und Thun den Eindruck eines starken, durchaus unabhängigen Geistes zu verkennen. Damit bewirkte er fast bei Jedem, der ihm nahe kam, unbedingte Zustimmung, weil zu dem Gewicht seiner Gründe, der klaren Einsicht noch die Ueberzeugung von der Rechtlichkeit,

dem geistigen Adel, der Partheilosigkeit des Sprechenden kam. Es ist nicht zu sagen, wie viel Gutes und Ersprießliches diese Würdigkeit des gesammten Wesens nicht allein bei Menschen der einfachsten Bildung, wie sie ihn in den bergischen Thalen umgaben, sondern auch bei solchen bewirkte, die in großen Städten auf fernen Reisen die verschiedenartigsten Anschauungen der Welt und der Verhältnisse gewonnen hatten. Von Kairo und Philadelphia wurde sein Rath mit gleicher Werthschätzung und Achtung eingeholt, wie von der niedrigsten Taglöhnerhütte des Wupperthales. Mit Gastlichkeit nahm er die zahlreichen Fremden auf, welche die üppige Fülle seiner Obstgärten, welche seine Ackerbauverbesserungen zu schauen kamen, und wußte jeden in einer Weise zu unterhalten, die seine Weltkunde außer Zweifel setzte, obschon er in Wirklichkeit kaum über die Gränze seines Heimatgaues hinausgekommen war. Sein Briefwechsel mit Naturkundigen und Beobachtern war bis in seine letzten Monate ausgedehnt, und selbst in seinen letzten Tagen war er nicht, wie das Alter gewöhnlich, verstockt gegen das Jungaufkeimende, sondern stets zu lernen beflissen.

Im Allgemeinen kann man von ihm sagen, daß wohl selten ein Mensch von seinem Wirkungskreise mehr Gutes, Kernhaftes und Tüchtiges geleistet, gewirkt und verbreitet hat, wie er.

Johann Bernhard Hau.

Der Weinbau reicht bis in die älteste Sagengeschichte hinauf, wo seine Verbreiter und Förderer als Götter und göttliche Männer gepriesen sind; so der Aegypter Osiris, der Grieche Bacchos, der hebräische Erzvater Noah.

Noch in der Sagenzeit kam der Weinstock aus dem Morgenlande nach Italien, Südfrankreich und Spanien; im Norden

aber, und zwar am Rheine, ward die Rebe zuerst von den römischen Herrschern gepflanzt, unter denen Probus vorzüglich erwähnt steht. Die Völkerwanderung mag die Pflanzungen der Römer größtentheils verwüstet und das ewige Zerwürfniß unter den fränkischen Stämmen nicht viel Gutes aufkommen lassen haben, bis Karl der Große eine bessere Ordnung der Dinge herbeiführte. Ludwig der Deutsche bestand ausdrücklich auf dem Elsaß und auf Lotharingen, auf den Rhein- und Moselanden, weil er aus diesen seinen Wein bezog. Von da ab gedieh der Wein am Rheine, an der Mosel, wie an allen süddeutschen Flüssen immer besser, immer reichlicher, vorzüglich durch die Klöster angebaut, welche nach ihrer Aufhebung auch die besten und herrlichsten Weinberge hinterließen. Diese Aufhebung der Klöster, die theilweise Beseitigung mittelalterlicher Gerechtsame gaben dem Weinbau einen außerordentlichen Aufschwung, ließen den Wein des Rheines wenn nicht für den allerbesten, doch für einen der besten der ganzen weiten Welt gelten. Wer sollte glauben, daß nach einer beinahe zweitausendjährigen Behandlung der Rebe der Weinbau selbst am Rheine noch einen höheren Aufschwung, eine größere Ausbreitung gewinnen könnte, und doch ist dieses eine durch die Erfahrung erhärtete Thatsache, welche unter Andern durch die Lebensgeschichte Hau's außer allen Zweifel gestellt wird.

Er wurde geboren am 15. Erndtemond (August) 1782 auf einer in der breisacher Gemarkung liegenden Mühle, welche damals Besitzung seiner Eltern war. Sein Vater, aus der badischen Markgrafschaft stammend, wo der Weinbau besonders fleißig betrieben wurde, zog nach Breisach, verheirathete sich dort mit der Tochter des Amtsbürgermeisters Manz. Er war ein ämsiger Landwirth, ein tüchtiger Winzer, und so wurde denn auch sein Sohn als Knabe schon frühe auf Feldbau und Weinpflanzung aufmerksam gemacht und lebte in der schönen Natur, welche ihn umgab, ein sinniges Leben. Als er mehr

heranwuchs, besuchte er die Schule in Breisach, doch bevor er noch deren verschiedene Abtheilungen durchlaufen hatte, brach der härteste Unglückstag herein, welcher in den Jahrbüchern der Vaterstadt verzeichnet steht. Im Jahr 1793 ließ die französische Regierung unerwarteter Weise die zwar befestigte, aber schlecht besetzte Stadt durch Wurfgeschosse einäschern, ohne daß irgend Veranlassung zu einer solchen Schauderthat vorlag. Das Haus, welches die Eltern in Breisach selbst (in der Bergstadt) besaßen, ging mit den meisten übrigen Gebäuden der Stadt in Flammen auf und die Schule ward in einen Trümmerhaufen verwandelt. Der Vater, welcher trotz des schweren Schlages besorgt war, die Erziehung des sinnigen Knaben zu vollenden, sandte ihn nach Freiburg, wo er die Gelehrtenschule (das Gymnasium) besuchte und viel Fleiß und Beharrlichkeit dabei kund gab. Aber schon zwei Jahre später mußten die Eltern aus Mangel an Mitteln den Sohn zurücknehmen. Er lebte jetzt wieder im elterlichen Hause, half dort nach Kräften die Scharten auswetzen, welche der grausige Krieg geschlagen hatte, half den Ackerbau, die Weinpflanzungen in der liebgewonnenen Flur bestellen.

Da nun 1798 seine Hülfe nicht mehr nöthig war, ergriff er eine günstige Gelegenheit, nach Neuenburg (Neuchatel) in der Schweiz zu gehen, dorten sich den Handelswissenschaften zu unterziehen; nach dreijährigem Aufenthalte in dieser Stadt, wo er sich geläufige Handelskenntnisse und Fertigkeit in der französischen Sprache erworben hatte, folgte er einem Anerbieten nach Buchy, bei Lausanne am Genfersee, wo er ebenfalls wieder drei Jahre einer größeren Handlung als Geschäftsführer vorstand. Als er hier seine Verbindlichkeiten gelöst hatte, ging er ähnliche in Marseille ein. Er war aber noch kein volles Jahr in letzterer Stadt thätig, als ihn der Tod seines Vaters (1805) in die Heimat zurückrief.

In seiner Vaterstadt, welche sich indessen vom Frieden

begünstigt nach und nach aus dem Schutte erhob, errichtete er nun eine Handlung und verließ dieselbe nicht fürder. Als in demselben Jahr der Breisgau von Oesterreich an den Herzog von Modena abgetreten wurde und die Franzosen für denselben Breisach wieder mit Erdwällen befestigten, ward er, wegen seiner Sprachkenntnisse sowohl als wegen seiner Gewandtheit im Umgange, dem Leiter der Arbeiten als Schriftführer beigegeben. In dieser Stellung, welcher er neben der Führung seines Geschäftes genügte, leistete er seiner Vaterstadt, ja seiner weiteren Heimat manchen wichtigen Dienst, welchen die Regierung auch anerkannte und ihm in einem Belobungsschreiben die Pflicht des Kriegsdienstes dafür erließ.

Bald darauf fiel bei abermaligem Wechsel der Breisgau an sein erstes Herrschergeschlecht, an das Haus Zähringen, und ward dem Großherzogthum Baden einverleibt. Da der Frieden jetzt längere Dauer verhieß, verheirathete sich Hau (1807).

Mit der Ausbreitung, welche seine Handelsgeschäfte gewannen, wuchs auch sein Einfluß auf die Mitbürger und zwar in dem Grade, daß er 1822 zum Bürgermeister von Breisach erwählt wurde. Er verwaltete das Amt sechs Jahre lang zur Zufriedenheit seiner Mitbürger und überließ es dann jüngeren Kräften.

Bis zum Jahr 1816 war Hau zu sehr mit Handelsgeschäften überhäuft, als daß er sich auf andere Arbeiten einlassen konnte; er hatte seine ererbten Rebengelände daher durch Andere bauen lassen müssen; dennoch hatte ihn die frühere Lust an Landwirthschaft keineswegs verlassen. Während seines Aufenthaltes in der Schweiz, am Neuenburger See wie an den herrlichen Ufern des Genfersee's und in Frankreich, hatte er auf alles, was seine Bildung irgend fördern konnte, Acht, versäumte er besonders nicht, sich nach der Behandlung der Aecker und der Weinberge umzuschauen, diese mit den ihm von der Heimat aus eigenen Kenntnissen zu vergleichen. Es konnte

daher nicht fehlen, daß er nach und nach die Menge übererbter Vorurtheile abstreifte, einen Schatz von klarer Einsicht, von guten Kenntnissen über Rebe und Weinbau mit heimbrachte.

Als im Jahr 1816 der oberhalb der Stadt liegende, sagenberühmte Eckartsberg, welcher früher mit Festungswerken bedeckt gewesen, seit der Zerstörung Breisachs aber wüst und öde gelegen hatte, veräußert wurde, kaufte Hau eine beträchtliche Strecke dieses Berges, bereitete sie zur Rebanlage, bepflanzte sie mit edlen Reben, meist Traminer und Riesling, welche er aus dem Elsaß bezog. Sobald aber die neue Anlage einigen Ertrag lieferte, kam er zur Ueberzeugung, daß die gewählten Reben nicht für die Lage paßten, ersetzte er sie nach und nach durch andere, deren Trauben früher reiften. Wie bitter ihn auch mancher über diesen raschen Entschluß zur Aenderung getadelt haben mochte, sah er sich doch bald für seine Arbeiten, für seine Auslagen durch den herrlichen Wein belohnt, welchen er aus diesem Weinberge gewann. Das gute Gedeihen, welches die Anpflanzung des Eckartsberges hatte, machte in Hau bald den Wunsch rege, sich ein größeres Feld der Thätigkeit in diesem Zweige zu schaffen, eine bessere Behandlung der Reben, wie bessere Rebarten am Kaiserstuhl dadurch einzuführen. Der Kaiserstuhl ist ein, durch Erhebung von innen entstandenes Gebirge, welches sich in der Ebene zwischen dem Schwarzwalde und dem Rheine dehnt, welches in früheren Jahrhunderten vielleicht eine Rheininsel gebildet hat, auf deren äußerer Spitze, obwohl vom Ganzen getrennt, Breisach liegt. Mehrere tiefere Stellen dieses Gebirges, besonders an den südlichen und westlichen Halden, wo der Mergelboden die Anlage erleichterte, waren schon von unvordenklichen Zeiten her mit Reben bepflanzt worden. Da die gebauten Arten aber geringe waren, meistens sogenannte Elber, und da die Behandlung der Reben vieles zu wünschen übrig ließ, ward nur ein ganz gewöhnlicher, leichter, wenig haltbarer Wein ge-

wonnen. Hau hatte schon längst dieses Gebirge, das durch seine schönen Umrisse an italische Bildungen erinnert, mit Unternehmungslust betrachtet, öfter erwogen, wie dessen äußerste Südabrundung, welche noch ganz öde lag, sich auch wohl vor dem angestrengten Fleiße in Rebenland verwandeln müsse. Bald sollte günstige Gelegenheit zur Verwirklichung seiner Gedanken kommen. Die äußerste Abdachung gegen Süden hin, der bei Ihringen gelegene Fohrenberg, auf welchem früher blos Steinbrüche zum Festungsbau für Breisach angelegt waren, auf dem, wie der Namen verlautete, nur Föhren wuchsen; wurde vom Staate der Gemeinde Ihringen für einen äußerst billigen Preis überlassen (9 Gulden der Morgen), unter der Bedingung, daß die Gemeinde denselben zu Rebanlagen benutzen solle. Die Bewohner von Ihringen waren aber überzeugt, daß der zerklüftete Fels die Mühe des Ebnens nicht lohne, der Rebe keinen Halt, keine Nahrung gewähre. Hau hingegen, dem diese Lage wegen der sonnigen Abdachung sowohl, als wegen der Nähe bei Breisach um so mehr gefiel, welcher den Boden, in dem der Doleritfelsen vorherrschte und dessen Zerklüftungen nicht abschreckte, verwandte seinen Einfluß dahin, daß die Gemeinde die neuerworbene Strecke zum Verkaufe aussetzte. Durch die Beihülfe mehrerer einsichtsvollen Männer, namentlich durch seinen Bruder Joseph unterstützt, kam der Verkauf in den ersten Tagen des Jahres 1821 wirklich zu Stande. Der Fohrenberg fiel größtentheils an Breisacher Bürger und Hau erwarb an fünf Morgen von diesen Grundstücken. Er ging gleich ans Werk, den Boden für Bepflanzung zu bearbeiten. Viele der älteren Winzer, von dem Vorurtheile befangen, daß die Rebe in solch steinigem Boden mißrathen müsse, schüttelten bei dem Anblicke dieses wilden rauhen Feldes, der zu bewältigenden Felsenmassen und der auszufüllenden Schluchten bedenklich die Köpfe und hielten das Unternehmen Hau's, gelinde gesagt, für ein sehr gewag-

tes. Dieser ließ sich aber durch keine fremden Bedenken irre machen, begann mit den ersten Tagen des Hornung die hinderlichen Felsen zu sprengen, die Schluchten und Klüfte mit Schutt und Felsenmassen zu füllen, den Boden soviel es thunlich zu ebenen. Er beschäftigte anfangs blos 20, später aber, um Hindernisse rascher zu bewältigen, an 100, zuletzt an 130 Mann, dazu mehrere Wagen und Pferde und wandte unter andern auch eiserne Eggen mit Vortheil zur Ebenung des unbebrochenen Gesteines an. Schon zu Anfang des Maimondes waren die Vorarbeiten so weit gediehen, daß die Bepflanzung der ganzen Strecke Statt finden konnte. Die Setzreben wurden von verschiedenen Seiten her bezogen, bestanden meistens aus Riesling, Traminer, Ruländer, Burgunder, Silvaner, Gutedel und anderen Arten, wie aus vorzüglichen Tafeltrauben. Da es nicht möglich war, in der kurzen Zeit so viele Würzlinge herbeizuschaffen, mußten größten Theils Schnitzlinge, Fechser, d. h. wurzellose Rebstecklinge, verwendet werden.

Die Reben wuchsen an, das Jahr 1824 brachte den ersten Ertrag, der freilich noch kein vollständiger sein konnte, dessen Güte aber alle Erwartung übertraf. Hau veräußerte den Erstlingswein die Ohm zu 30 Gulden, während der Durchschnittspreis anderer Weine von derselben Gemarkung nicht über 8 — 9 Gulden reichte. Das Jahr 1825 brachte einen weit reicheren Ertrag und dazu von ausgezeichneter Güte. Die feinsten Kenner des Weines und Beurtheiler des Weinbaues erkannten jetzt den Werth der von Hau angelegten Pflanzung und der Aufseher der Großherzogl. Gärten, Metzger, welcher Hau besuchte, fand Lage und Boden des Weinberges vorzüglich, fand die Güte des 25er Weines so hervorstehend, daß er sich selber davon ein Fäßlein, die Ohm zu 60 Gulden, kaufte. Großherzog Leopold von Baden, der auch von den Pflanzungen am Kaiserstuhle gehört hatte, versuchte den Wein ebenfalls, befahl für seinen Hausbedarf ansehnliche An-

käufe, drückte in einem eigenhändigen Schreiben seine Zufriedenheit über den Wein, seine Freude über die Fortschritte des Weinbaues am Kaiserstuhl aus. Weitere Anerkennung fand Hau in den Jahren 1832 und 1838, wo er jedesmal eine große silberne Preisdenkmünze für seine Verdienste um die Veredlung des Weinbaues erhielt; in dem Jahre 1839, wo er bei Gelegenheit des in Freiburg abgehaltenen landwirthschaftlichen Festes aus der Hand des Markgrafen Wilhelm die goldene Denkmünze für Bürgerverdienst empfing.

Im Jahr 1833 unternahm Hau einen andern bedeutenden Versuch am sogenannten Schloßberge, in der Gemarkung von Achkarren an einer mehr westlichen Halde des Kaiserstuhles. Die Anlage verursachte durch die Schwierigkeit des Bodens große Kosten; aus diesem Grunde wollte der Unternehmer aber auch um so Vortrefflicheres erzielen, verschrieb sich zu seinen Weinbergen die edelsten Rieslinge aus dem Rheingaue, führte bei ihnen den im Rheingaue üblichen Schnitt der Reben ein. Dennoch hatte aber dieses Unternehmen den gewünschten Erfolg nicht. Obschon 12 Jahre hindurch kein Mittel unversucht gelassen, die mittelrheinische Bodenbehandlung und Düngung genau beobachtet wurde, wollte der Ertrag die Baukosten nicht decken, und so sah sich denn zuletzt der Unternehmer genöthigt, den Riesling, der offenbar den Bodenverhältnissen nicht entsprach, herauszunehmen, ihn mit Ruländer, Burgunder, Traminer, Silvaner und anderen Rebarten zu ersetzen und dabei den landesüblichen niedern Bogenschnitt einzuführen. Er hatte jetzt bald die Freude, seine Mühe mit gutem Erfolge belohnt zu sehen.

Der glänzende Ruf, welchen die Weinberge Hau's erhielten, wie die hohen Preise, welche deren Erzeugnisse beigelegt wurden, denn im Laufe der Jahre stiegen dieselben schon über 160 Gulden die Ohm, riefen unter den andern Bewohnern des Gebirges, besonders der südwestlichen Abdachung,

einen lebendigen Nacheifer hervor, und die Anlagen des Fohrenberges wurden von nun an Muster für die weite Landschaft. Bessere Reben wurden eingeführt, der Boden besser durchgearbeitet und gedüngt und die spätere Lese Hau's nachgeahmt, welche den größten Einfluß auf die Güte des Weines hat. Binnen kurzer Zeit machte sich ein wesentlicher Umschwung bemerkbar; die Weine, welche früher als gering und unhaltbar wenig gesucht wurden, nur zu äußerst billigen Preisen verkauft werden konnten, stiegen bedeutend im Werthe, wanderten nach England, Nordamerika und Ostindien, und machten dort den heimischen Pflanzungen Ehre.

Im Jahr 1838, als die Gesellschaft der Naturforscher und Aerzte sich in Freiburg versammelte, besuchte der als Landwirth und Winzer berühmte Ungar Schams die Anlagen Hau's am Kaiserstuhl, und sprach sich später in seinem Berichte auf die lobenswertheste Weise über dieselben aus; anerkannte in jeder Richtung das Verdienst, welches der thätige Mann für den engeren und weiteren Kreis seiner Landsleute sich erworben. In den späteren Jahren, wo Hau mit mehr Ruhe die Früchte seines Fleißes genießen, wo er die jährlichen Arbeiten seinem Sohne überlassen konnte, über dessen Ausbildung er mit aller Sorgfalt gewacht hatte, suchte er immer noch thätig in seinem Garten in Breisach alles zu vereinigen, was er von köstlichen Traubenarten aus Frankreich, Italien, Spanien und Ungarn, ja aus fremden Welttheilen, beziehen konnte und bildete sich dergestalt einen Rebgarten, wie es wenige in Deutschland, selbst in Frankreich geben mag. Gleichzeitig sammelte er in seinem Garten Rosen aller Arten und Spielarten, und bringt noch gegenwärtig die Zeit, welche seine Geschäfte ihm frei lassen, unter Rebengeländen und Rosen so harmlos und heiter zu, wie sein früheres Leben bewegt und nützlich war.

Handel und Gewerbthätigkeit.

Wenn der Landbau die Menschheit an eine Heimat fesselte, den ersten Staat ermöglichte, Gesetze und Sitte hervorrief, so legte der Handel den Grund zur Bildung, zur Veredlung der Sitte. Die Güter, welche zerstreut auf der Erde gewonnen wurden, die sich an einer Seite nutzlos aufhäuften, während die andere darbte, wurden durch den Handel ausgetauscht. Diese Ausgleichung der Güter und Erzeugnisse der verschiedenen Lande und der Meere ist aber nur ein Theil der Wohlthaten, welche der Handel den Völkern gebracht hat; durch den Verkehr, welchen er unter den Theilen eines Volkes herstellte, durch den Verkehr, mit welchem er die Nachbarvölker, mit welchem er entfernte Völker verband, wurden nützliche Erfindungen rasch verbreitet, ward eine Reibung hergestellt, welche alle menschlichen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Künste schneller entwickelte, eine Reibung, welche die Wissenschaften weckte, förderte und bereicherte. So brachten die Tyrier in der alten Welt mit ihren Waaren Schrift und Gewerbfleiß umher; sie hatten den ersten Geschichtschreiber (Sanchuniathon), die ersten Erdkundigen, bereiteten das alles schon vor, was Alexander von Makedonien, was die römischen Imperatoren Nützliches ausführten. Nach der traurigen Nacht der Völkerwanderung begann die Morgenröthe der

Bildung und Gesittung zuerst wieder in den Hafenstädten, in den Stapelorten der Landhandelszüge anzubrechen. Es war in den morgenländischen Städten, wo das regere Leben zuerst wieder begann, dann zog es sich an den afrikanischen Küsten bis Spanien und weckte von da aus allmälig auch Europa zum Verkehr. In Italien erwachte mit dem Handel das Licht der Wissenschaften im elften Jahrhundert, in Deutschland mit den Land- und Seezügen der Hansa etwa zu derselben Zeit. Bald befähigte die Erfindung der Magnetnadel die kecken Seehelden, daß sie sich hinauswagen konnten in die unendliche Wüste der Wasser, den Stürmen und Gewittern Trotz zu bieten, anzukämpfen gegen alle märchenhaften Schrecken, welche durch Jahrhunderte gehäuft worden waren. Dann erwachte der Unternehmungsgeist in Portugal und ruhte nicht eher, bis Afrika umschifft, bis Ostindien dem europäischen Verkehr erschlossen war. Jede Fahrt brachte reiche Schätze für den Handel, brachte neue Schätze für die Wissenschaft mit in die Heimat zurück. Der kühne Genuese Colombo hob dann Spaniens Einfluß zu einer nie geahnten Höhe, erschloß eine ganze Welt der europäischen Gesittung, bildete einen neuen Abschnitt in der Weltgeschichte. Nach Spanien tritt Holland in die Reihe der handelnden Staaten, bis England dasselbe in den Hintergrund drückt, bis zuletzt Amerika sich geltend macht, dem mächtigen England den Rang abläuft. — Durch den Handel ist das Wesen, ist die Gestalt der Erde bekannt außer allen Zweifel gestellt, durch den Handel sind die Naturwissenschaften bis zur gegenwärtigen Höhe emporgehoben, durch den Handel sind die mächtigsten Hebel des Lichtes und der Aufklärung, sind Buchdruckerkunst, Magnetnadel und Schießpulver über die ganze bekannte Erde verbreitet worden. Freilich läßt es sich nicht läugnen, daß durch den Handel auch wieder die heiligsten Menschenrechte gekränkt, daß durch denselben und zwar im Sklavenhandel, jeder Bildung Hohn gesprochen

wurde. Diese Schattenseite fiel freilich in eine Zeit, wo mehr nur kleinlicher Krämergeist herrschte, wo Glaubenswahn und Fürstenwillkür sich dieses Krämergeistes bedienten; sobald aber der wahrhaftige Handelsgeist sich entwickeln und seine ewigen Grundsätze des Rechtes und der Billigkeit durchführen konnte, mußten durch diesen auch die Gräuel verschwinden, von den handeltreibenden Völkern zuletzt als Verbrechen verfolgt werden.

Was den deutschen Handel betrifft, der im Mittelalter in reicher Blüte stand, so hat er durch die traurige Zersplitterung des Vaterlandes nach dem dreißigjährigen Kriege unendlich gelitten. Blos einzelne Staaten retteten etwas von dem Leben, welches sich früher über das ganze weite Land verbreitet hatte. Nach den Unabhängigkeitskriegen erholte sich der Handel einigermaßen, und als Preußen den Zollverein vorschlug und ins Leben einführte, schien ein besserer Tag für den deutschen Gewerbfleiß angebrochen. Leider aber sind die Schranken, welche der Thätigkeit hemmend entgegentreten, bei weitem noch nicht alle hinweggeräumt, ist man noch nicht einmal bis zu einem genügenden Schutzzolle durchgedrungen, zu dem doch zuletzt geschritten werden muß, da die Handelsfreiheit nur auf Gegenseitigkeit beruhen kann; von der Einheit der Münze, der Maße und Gewichte nicht einmal zu reden.

Trotz aller Schranken und aller durch die Zersplitterung hervorgegangener Mißverhältnisse ist in allen Fächern der gewerblichen Thätigkeit doch eine achtungswerthe Regsamkeit bemerkbar gewesen, hat Deutschland in einigen sogar noch einen Vorsprung vor andern Völkerschaften gewonnen. Dieses gilt vom Buchhandel, dessen Hauptsitz Leipzig ist, gilt vom Wechselhandel, in welchem das Haus Rothschild eine Ausdehnung erzielte, wie ihn vorher fast kein Handelshaus getrieben hat. Der überseeische Handel wurde im Jahr 1843 durch 2351 Seeschiffe von 477,084 Tonnen Last betrieben, 77 Seedampfboote und alle kleineren Küstenfahrzeuge nicht mitgerechnet,

was freilich nur eine Kleinigkeit gegenüber den ungeheuern Mitteln ist, welche England, welche in den jüngsten Tagen die Staaten von Nordamerika in ihrem auswärtigen Verkehr entfalten. Ja selbst diese ungeheuern Verkehrmittel scheinen nur mäßig gegenüber denen, welche die nächste Zukunft entfalten dürfte, wenn Amerika durch die in Mittelamerika angelegten Eisenbahnen die stille See mit dem atlantischen Meere verbunden und in sich den Mittelpunkt des Welthandels begründet haben wird.

Jacques Coeur.

Jacques Coeur (Jakob Herz) war der Sohn eines Goldschmiedes aus Bourges in Frankreich. In seiner Jugend lernte er das Geschäft des Vaters und war darauf im Münzwesen thätig. Weiteres ist über die Bildungsgeschichte dieses einflußreichen und hochherzigen Mannes nicht bekannt geworden; keiner der gleichzeitigen Geschichtschreiber hat sich veranlaßt gefunden, seiner zu erwähnen, bis der kleine König von Bourges, wie man Karl VII. zu nennen pflegte, Zuflucht zu seinen Schätzen nahm und durch diese sich der Burgunder und Engländer zu erwehren suchte, welche ihn sonst wohl aus seinem Reiche vertrieben haben würden, das sie damals größtentheils inne hatten. Die sorgfältige Erziehung, welche der junge Mann im elterlichen Hause erhalten, seine große Geschicklichkeit in den ausgedehntesten kaufmännischen Unterhandlungen, machten ihn während der Hofhaltung in Bourges mit Karl VII. bekannt. Der König, der seine Thätigkeit, seine Einsicht, seine Vaterlandsliebe zu schätzen wußte, machte ihn anfangs zu seinem Münzmeister in Bourges, dann

gab er ihm den anspruchlosen Rang seines Silber- oder des Säckelmeisters der königlichen Ersparnisse, mit der Erlaubniß, durch Gehülfen seinen Handel fortsetzen zu dürfen, der um diese Zeit schon eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen hatte. Seine zahlreichen Schiffe brachten Waffen, Gold und Silberwaaren nach dem Osten, um diese dort gegen Seide und Gewürze umzutauschen.

In der neuen Laufbahn fand Jakob in diesem Zeitalter der Gewalt, der Rohheit und Unordnung tausend und aber tausend Hemmnisse, aber fest und thätig wie er war, überwand er sie alle, brachte er den Staatshaushalt in Ordnung, und gewährte dem Könige die kräftigste Stütze in der Wiedererobe- rung und Wiederherstellung des Reiches.

Um 1440 ward Jacques Coeur wegen seiner zahlreichen Verdienste um den Staat mit dem Ritterschlage belohnt; andere Gabe vermochte ihm der König nicht zu verleihen. Sein Vermögen war unterdessen zu solcher Höhe gewachsen, daß es sprichwörtlich geworden. Wollte man jemanden bezeichnen, der große Schätze genoß, sagte man, er ist reich wie Jacques Coeur. Nach dem Aberglauben der Zeit hatte ihn das Volk in Verdacht, daß er den Stein der Weisen gefunden.

Das ganze Geheimniß des Kaufmannes bestand aber nur in der Geschicklichkeit seiner Berechnungen, in der richtigen Benutzung der Zeit und Gelegenheit. Er beherrschte den ganzen Süden mit seinem kaufmännischen Einflusse; in Marseille, in Montpellier, in Beaucaire war er es, der den Markt leitete, der die Preise setzte. Aus den Schiffen, die er in die Meere aussandte, hätte man eine Flotte bilden können. Seine Stellvertreter in den Ostländern unterhandelten wie fürstliche Gesandten mit den sarazenischen Fürsten.

Als Staatsmann verwendete Jacques Coeur seinen ganzen Einfluß dahin, das ganze Königreich, das nun nach des Königs Krönung in Rheims vom Drange der Feinde befreit war, zu

einem Wohlstande fortschreiten zu machen, den es bis dahin nicht gekannt hatte. Er sorgte dafür, daß Ackerbau und Gewerbthätigkeit, diese zwei ergiebigsten Quellen des Staatsreichthumes, sich endlich allmälig entwickeln konnten; er vermochte den König, den Bauer wie den Kaufmann im Innern gegen alle und jede Räuberei vornehmer Gewaltherrn zu schüzzen, und vor allem die unternehmenden Kaufleute zu ermuthigen, welche den Handel bis in die Lande der Heiden trieben.

Um diese Zeit lebte in Florenz Cosimo von Medizi, einer der berühmtesten Kaufleute, welche je die Güter der Erde austauschten und verbreiteten, der mit Recht den Namen Vater des Vaterlandes führte; Jacques Coeur war mit diesem Manne in geschäftlicher Verbindung, glich ihm in den weitreichenden Handelsverbindungen, suchte ihm in großen Gedanken ähnlich zu werden. Er beschränkte sich daher nicht darauf, dem Könige in der Landesverwaltung den rechten Weg zu zeigen, sondern stellte demselben auch seine Schätze alle zu Gebot, um damit die Normandie zu erobern, welche noch in der Gewalt der Engländer stand. Der König ließ sich endlich von seinem Rathe, von seinen Bitten bewegen. Vier Heere wurden jetzt geworben, wurden durch seine Reichthümer besoldet. Sie rückten von tüchtigen Kriegsmännern geführt ins Feld. Bei ihrer Annäherung schüttelten die französischen Städte das englische Joch, das sie lange mit Ungeduld getragen, ab, verjagten die englischen Besatzungen, öffneten Karl VII. die Thore. Am 10. Reifmond (November) 1448 hielt Karl VII. seinen Einzug in Rouen. Der König war umgeben von seinen Kriegshelden; doch das Volk hatte nur Augen für einen friedlichen Bürger, der bescheiden an der Seite des Königs einherritt, wie ehedem Johanna d'Arc bei dem Einzug in Rheims gethan. Es war Jacques Coeur; die Eroberung der Normandie war sowohl Werk des Kaufmannes, wie des Königs.

Die Zeit des Ruhmes und der Bewunderung schwand schnell wie das Dankgefühl des Fürsten. Jacques Coeur hatte eben dem Könige bedeutende Geldbeträge hergeliehen, um in Turin die Kirchenspaltung beizulegen, da Amadeus von Savoyen sich unter dem Namen Felix V. zum Papste ausrufen lassen; er selber war in Lausanne, um wichtige Staatsgeschäfte mit den schweizerischen Eidgenossen abzuschließen, als (1451) sich am Hofe verderbliche Ränke gegen ihn spannen. Die berühmte Agnes Sorel, die Freundin des Königs, war eben gestorben und der Zahlmeister des Königs ward angeklagt, daß er, der Letztwillensvollstrecker der Günstlingin, dieselbe vergiftet habe. Bei seiner Heimkehr rechtfertigte sich Jacques Coeur ohne viel Mühe; aber der Neid, der durch sein glänzendes Vermögen einmal geweckt war, der Wunsch der Großen, sich in seine Güter theilen zu dürfen und das Verlangen derselben, sich ihrer Schulden zu entledigen, die um so mehr drückten, als der Säckelmeister großmüthig und edel herlieh, feuerten die Höflinge zu einem neuen Versuche, ihn zu verderben, an. Er ward abermals angeklagt, Silber und Kupfer in großer Menge aus dem Reiche geführt, den Sarazenen ohne die Bewilligung des Papstes oder des Königs Waffen zugeführt zu haben, welche zu einem Siege über die Christen beigetragen hätten. Man behauptete ferner, er habe auf einem seiner Schiffe einen Christensklaven, welcher sich nach Frankreich geflüchtet, heimlich nach Alexandrien zurückgesandt, der in Folge dieser Rücksendung in Aegypten das Christenthum wieder abgeschworen; schließlich noch, er habe das königliche Siegel nachgemacht, die Münzen verfälscht, die Landschaft Languedoc durch zahllose Erpressungen und schändliche Unterschleife zu Grunde gerichtet.

Der schwache und undankbare König, wenn er nicht selber im Bunde der Feinde stand, war doch so zuvorkommend gegen dieselben, daß er ihnen einen eigenen Gerichtshof aus den

anerkannt niederträchtigsten Höflingen zusammengesetzt gewährte, um diesen wahrhaft großen Bürger zu richten. Anton von Chabannes, Graf von Dammartin, der geschworene Feind des Zahlmeisters, war Vorsteher dieses Gerichtshofes. Die Untersuchung wurde, wie es sich denken ließ, mit empörender Ungerechtigkeit geführt. Vergebens war der Antrag des Angeklagten, die Richter zu beseitigen, welche sich, wie er wußte, zu seinem Sturze verschworen hatten; vergebens drang der Verläumdete auf Zeugenverhöre, vergebens verlangte er rechtsgelehrten Beirath und Vertheidigung. Man versagte ihm alles, selbst den Trost, seinen ältesten Sohn zu sehen, den er in den Zeiten seines Glanzes zum erzbischöflichen Sitze von Bourges erhoben hatte.

Endlich, nach zwei Jahren trauriger Haft, die er in fünf verschiedenen Gefängnissen zugebracht hatte, wurde am 29. Mai 1453 im Schlosse Lusignan sein Urtheil gesprochen. Wie es sich voraussehen ließ, wurde Jacques Coeur aller angeklagten Verbrechen schuldig erklärt und zum Tode verdammt. Der König jedoch, auf welchen die ganze Schande dieses Rechtsmordes fällt, milderte in Betracht früher geleisteter Dienste, wie auf Fürbitte des Papstes Nikolas V. die Strafe der Hinrichtung in eine Geldbuße von 400,000 Thaler, in die Einziehung aller Güter, die ewige Verbannung aus dem Reiche und öffentliche Buse Barhauptes vor einer Kirche.

So behandelte der König, der mit dem Namen des siegreichen in der Königsreihe der Franzosen glänzt, den Mann, der ihm in seinem Elende die treuesten Dienste geleistet, der seine Siege erst möglich gemacht; so lohnte er dem Manne, der ihm ein Heer geschaffen und aus eignen Mitteln bezahlt, der seinen Landen eine vernünftige Verwaltung gegeben hatte! So opferte der ehrvergessene Fürst seinen ersten, seinen hochherzigsten Bürger einem niederträchtigen Höflingsgespinnste! Niemand glaubte an die Schuld des Gerichteten, jedermann

sah sonnenhell die Schuldlosigkeit des Zahlmeisters und errieth die Ursachen, welche solches Verfahren ins Leben gerufen hatten. Kaum war der Spruch ergangen, eilten die Richter, sich in die Güter des Verurtheilten zu theilen. Jeder erhielt reichen Henkerlohn, vor allen Anton von Chabannes, der sich die Herrschaft Saint Fargeau mit den Baronien von Toucy und von Pereuse, oder das Ländchen zuerkannte, das man unter dem Namen Puisage begreift, das aus mehr als zwanzig Pfarreien besteht.

Trotz des Urtheiles, welches Jacques Coeur des Landes verwies, ward er, nachdem er zu Poitiers Kirchenbuße gethan, auf königlichen Befehl in das Kloster der mindern Brüder zu Beaucaire gebracht und dort sehr strenge gehütet. Man fürchtete entweder seine Rache, oder hoffte noch fernere Schätze, die er außerhalb des Landes hegte, durch ihn einzuziehen.

Er blieb noch zwei Jahre in dieser Haft, dann gelang es Jean de Village, einem seiner Gehülfen, welcher seine Nichte geheirathet und immer für ihn die treueste Hingebung gezeigt hatte, ihn aus der Haft zu entführen und glücklich über die Gränze zu bringen. Jacques Coeur flüchtete nach Rom, wo ihn der Papst freundlich aufnahm, ihm eine Wohnung in seinem Palaste einräumen ließ. Der Kirchenfürst hatte den staatskundigen Kaufmann kennen und schätzen gelernt, als er als Haupt einer Gesandtschaft vor ihm erschienen.

Sobald Coeur aus den Händen seiner Feinde gerettet war, langten seine Geschäftsführer, deren Vater und Freund er eher als ihr Herr gewesen war, bei ihm an und boten ihm das, was sie aus dem allgemeinen Schiffbruche gerettet hatten. Er sah sich bald wieder im Besitz von 60,000 Thalern, die durch seinen Weltverkehr während der Gefangenschaft gewonnen worden waren. Durch diese Mittel konnte er sich bald wieder bereichern, wieder zu Einfluß und Macht gelangen. Nach dem Tode seines Gönners Nikolas V. entschloß sich

Kalixtus III. die im Osten vordringenden kirchenfeindlichen Muhamedaner zu bekriegen. Der Papst übergab Jacques Coeur einen Theil seiner Flotte, da er von dessen Kenntniß des Seewesens, von dessen Kunde des Morgenlandes wie von seinen Verbindungen in den östlichen Hafenstädten große Vortheile erwartete. So ward denn der Kaufmann zuletzt noch Heer- und Flottenführer und segelte als solcher nach den östlichen Gewässern. Sein Eifer war aber größer als die noch übrige Lebenskraft. Er erkrankte, indem er das griechische Inselmeer durchschiffte, und wurde auf die Insel Chio zur besseren Verpflegung gebracht. Hier starb er im Reifmonat (November) 1456. Sein Leichnam ward zu Mitylene in einer christlichen Kirche beigesetzt. Schon der große Undank, welchen dieser edle Mann erndtete, reichte hin, sein Andenken unsterblich zu machen; seine Vaterlandsliebe, seine Opfer für die Unabhängigkeit seines Volkes, machen ihn dieses Andenkens noch würdiger. Als geschickter und unternehmender Geschäftsmann weckte er in seinem Vaterlande allenthalben Thätigkeit und Gewerbfleiß, die seit jener Zeit herrliche Früchte getragen haben. Er war, wie schon erwähnt, Zeitgenosse des großen Cosimo, dem er in mehr als einer Beziehung zu vergleichen ist, nicht nur der vornehmste Kaufherr seines Landes, sondern auch dessen hellster Kopf. Seine Denkblätter, „das Haus des Königs und das Königreich zu verwalten", wie seine „Aufzählung der Einkünfte Frankreichs" sind Werke seiner Hand, welche dem Geschichtforscher wichtig bleiben.

König Karl VII. wollte sich nie dazu verstehen, den schmählichen Rechtshandel noch einmal der Prüfung zu unterwerfen, obgleich der sterbende Jacques ihn darum ersuchen lassen, obgleich dessen Kinder sich diese Gnade erbaten. Erst Ludwig XI. ehrte das Andenken des herrlichen Zahlmeisters. Das königliche Sendschreiben, welches die Erben wieder in Besitz des väterlichen Vermögens setzte, stellte auch das schmäh-

liche Verfahren Antoine de Chabannes in das rechte Licht und zählte ehrenhaft die großen Dienste auf, welche der Hingeopferte dem Vaterlande geleistet hatte. Während seiner glücklichen Jahre hatte sich Jacques Coeur in Bourges ein Haus erbaut, welches damals für das schönste des Reiches galt; dieses Gebäude ist 1682 durch den Maire und die Schöffen der Hauptstadt von Berry angekauft, ist bis auf diese Zeit mit frommer Sorgfalt unterhalten worden und dient noch heute zum Rathhause wie zur Rechtshalle der Stadt.

Richard Whittington.

Dieser edle Kaufmann ward um das Jahr 1360 geboren. Sein Vater hieß Wilhelm Whittington, ist nur durch seinen Sohn von der Vergessenheit gerettet worden. Es heißt, er sei in Shropshire in England geboren gewesen. Nach der Sage starb dieser Vater früh, erbarmte sich ein Bekannter der Eltern des verwaisten Knaben und ließ ihn, da er noch zu allen Geschäften zu jung war, ungestört im Hause umherlaufen. Aber schon der Knabe trachtete sich auf nützliche Weise zu beschäftigen, suchte in Haus und Hof die verlornen Nadeln, den verzettelten Bindfaden zusammen, ordnete das Gefundene wieder sorgfältig und brachte es seinem Wohlthäter in die Schreibstube. Der Kaufmann, der aus diesen Zügen des Knaben vorhersah, daß er treu, sparsam und fleißig werden würde, beschäftigte sich jetzt auch mehr mit dem angenommenen Kinde, gewann es täglich lieber.

Als eines Tages der Hausknecht eine junge Katze ersäufen wollte, erbat sich Richard die Erlaubniß seines Pflegherrn, das dem Tode geweihte Thierchen aufzuziehen, und sah bald das

schmucke Kätzchen unter seiner Pflege wachsen und erstarken. Als er eines Tages am Strande lustwandelte, die Lieblingskatze auf dem Arme, begegnete ihm sein Brodherr, welcher im Begriff stand, ein mit allerlei Waaren reich beladenes Schiff nach Afrika zu senden; der vorher sich noch einmal von der Zweckmäßigkeit der Ladung, von der Ordnung der Schiffssachen überzeugt hatte. Dieser frug den Knaben, ob er nichts mitzugeben habe, was er in Afrika zu verkaufen wünsche. Ich bin arm, antwortete Richard, habe nur diese Katze; wenn ich diese mitgeben dürfte, würde ich es freilich gerne thun. Als der Kaufmann lächelnd seine Einwilligung gab, hüpfte der Knabe mit der Katze auf das Schiff, gab sein Thierchen den Schiffern, daß sie es ihm wohl pflegen und verkaufen sollten.

Das Schiff segelte ab, gelangte nach einer Fahrt von mehreren Monden an die afrikanische Küste und eröffnete dorten mit den goldreichen Eingeborenen einen sehr einträglichen Tauschhandel. Als während dieser Unterhandlungen die Bediensteten des Schiffes dem Könige des Landes einen Besuch abstatteten und von demselben zu einem Festmale eingeladen wurden, bemerkten sie, daß dieser Fürst die schrecklichste Plage von Mäusen und Ratten erduldete. Sie hörten, als sie sich über diese Erscheinung befremdend äußerten, daß der König schon seit lange einen Preis für den ausgesetzt, welcher ein Mittel gegen diese Plagegeschöpfe erfände, vernahmen aus des Königs eigenem Munde, daß er Dem einen ganzen Klumpen Goldes geben wolle, welcher ihn von den Mäusen befreie. Sie erinnerten sich nun der Katze Whittingtons, befahlen dieselbe rasch vom Schiffe herbeizuholen und ließen sie alsbald gegen die Unholden los. Die Katze säumte auch nicht, gleich vor den Augen des Königs ein furchtbares Blutbad unter den Mäusen und Ratten anzurichten, alles zu erwürgen, was sich nur aus den Löchern hervorwagte. Der König hätte jetzt lieber das schönste Kleinod seiner Krone, als die Katze fahren

lassen, bezahlte sie auf der Stelle mit einer Tonne glänzender Goldkörner.

Das Schiff segelte nun nach abgeschlossenen Geschäften, kam nach glücklich zurückgelegter Reise wieder in London an. Der Kaufmann war nicht wenig erstaunt über das Glück, welches der Knabe mit der Katze gemacht hatte; er rief ihn gleich vor sich, zeigte ihm den Schatz und unterwies ihn, wie er denselben am geeignetsten verwerthen und vergrößern könne. Als die Einsichten des Knaben sich nun täglich erweiterten, nahm er ihn ganz in die Lehre, bildete er ihn in wenig Jahren zu einem tüchtigen Kaufmann, zu seinem ersten Gehülfen. In der Folge bemerkte der Gönner, daß Richard auch in reiferen Jahren auf dem guten Wege beharrte, stets der dankbare, treue, sparsame und fleißige Zögling blieb; er gab ihm daher die einzige Tochter zur Gattin und setzte ihn zum Erben seines sämmtlichen Vermögens ein.*)

Whittington machte jetzt stets ausgedehntere Geschäfte zu Lande wie zur See, bereicherte sich dadurch mehr und mehr, so daß er wie seine Katze das Sprichwort der Zeitgenossen, der Nachwelt geworden sind. Ward er berühmt durch sein großes Vermögen, ward er doch noch berühmter durch den Gebrauch, den er von seinen Schätzen machte; einen Gebrauch, welcher darthat, daß ihm das Geld selbst nicht am Herzen lag, daß er sich dessen nur als Mittel bediente, um hochherzige Absichten zu erreichen. Für den Ruhm und die Ehre seines Vaterlandes besorgt, unterstützte er König Heinrich V. gegen Frankreich und ermöglichte durch seine Vorschüsse dessen glücklichen Eroberungszug. Als dieser treffliche König von seinem Siegeszuge wieder in London anlangte, bewirthete er denselben

*) Die Geschichte der Katze Whittingtons ist von manchen Schriftstellern in Zweifel gezogen worden und viele vermuthen, daß die Sage, welche etwas an das Abenteuerliche streift, durch den Namen eines seiner Handelsschiffe entstanden sei.

sammt seiner Gemalin in dem ihm eigenthümlichen Schlosse Guildhall. Bei dieser Gelegenheit, berichtet ein zeitgenössischer Geschichtschreiber, ließ er ein Herdfeuer schüren, auf welchem mit dem Holze eine Menge von Zimmt, Ingwer und anderen Spezereien verbrannt wurden. Auf diesem köstlichen Feuer nun ließ Richard auflodern: eine Schuldverschreibung von 10,000 Pfunden, welche der König der Seidenhändler-Gesellschaft; eine von 1500 Mark, welche er der Londoner Kammer; eine von 2000 Mark, welche er den Gewürzhändlern schuldete; eine von 3000 Mark, die der König von mehreren andern Gesellschaften entliehen hatte. Diese Verschreibungen beliefen sich mit noch andern bis auf 60,000 Pfund Sterling, welche der König für seine Kriegführung in Frankreich erborgt hatte; er versicherte dem Könige dabei, daß er alle diese Schriften eingelöst und verbrannt habe, zum Zeichen, daß er deren ganzen Betrag dem Könige und dem Vaterlande schenke.

Der König lohnte diese, wie andere wichtige Dienste dem vaterländisch gesinnten Kaufherrn mit dem Ritterschlage. — Whittington beschränkte sich aber in seiner Freigebigkeit nicht auf den Fürsten und dessen Verwaltung, sondern er baute selbstthätig mit frommem Eifer die Pfarrkirche von St. Michaels Weinkeller von Grunde aus neu auf, gründete unter andern noch die glänzende Bücherei in St. Christchurch in der Newgatestraße und schenkte vier Fünftel der Bücher her, sie zu füllen, wozu 400 Pfunde aufgingen, für damalige Zeit allein schon ein beträchtliches Geschenk. Beliebt und geachtet bei seinen Mitbürgern, wurde er dreimal zum Meyer (Major) von London ernannt: für das Jahr 1397, für 1406 und 1419, nachdem er zuvor Sheriff gewesen; und in all diesen Stellungen bewährte sich der Mann so rechtschaffen als besonnen, umsichtig und thätig.

Whittington starb um das Jahr 1425. Er wurde in St. Michael unter einem prächtigen Denkmal beerdigt, das

einmal durch den Geiz der Priester, welche Schätze in seinem Sarge suchen wollten, später in dem großen Brande Londons zerstört wurde. Dauerhaftere Denkmale setzte er sich selber in der Erinnerung des Volkes.

In Whittington's Letztwillen vom 5. Herbstmonat (September) 1421 gab er, der keine Erben hinterließ, sein Haus und alle seine anderen Besitzungen in London zu Wohnungen für arme Werkmeister und Arbeiter, für deren Verpflegung er ebenfalls Sorge trug, her.

Durch andere Geldmittel ließ er das große Gefängniß Newgate erbauen, um den armen Gefangenen, die früher in finstern Käfigen geschmachtet hatten, wenigstens eine menschliche Wohnung zu verschaffen und machte sich solchergestalt schon in diesen finstern Zeiten um das Gefängnißwesen verdient, an welches erst wieder in unserer Zeit thätig gedacht worden ist. Ferner ließ er Guildhall, die berühmte Hansahalle, welche baufällig geworden war, wieder herstellen und bei derselben die schöne Kapelle erbauen; dann bereicherte er das St. Bartholomäus-hospital und machte dergestalt seinen Namen, der durch die Sage berühmt geworden, auch durch Thaten der reinsten Menschenliebe theuer.

Die Gebrüder Fugger.

Unter den Gewerbfleißigen haben wenige Geschlechter sich eines nachhaltigeren Reichthums erfreut, als das der Fugger, dessen größte Unternehmungen sich an die Reichsstadt Augsburg knüpfen. Das älteste bekannt gewordene Glied dieses Geschlechtes hieß Johannes Fugger, wohnte in Göppingen in der Nähe oben genannter Stadt. Der älteste Sohn dessel-

ben erheirathete 1370 das Augsburger Bürgerrecht. Er war Weber, wie sein Vater, und betrieb nebenher den Leinwandhandel. Sein beharrlicher Fleiß brachte ihm schon so viel ein, daß er gemeiniglich „der reiche Fugger" genannt wurde; aber er war nicht blos reich, sondern hatte auch Einfluß auf seine Mitbürger, war in seiner Zunft bis zu einem der Zwölfherrn hinaufgerückt, hatte Sitz und Stimme im hohen Rath und amtete dazu noch als Schöffe der heiligen Fehme, des westfälischen Freigerichtes. Dieser thätige Webermeister hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere in ein adliges Geschlecht hineinheirathete und daher Gewerb und Handel bald dran gab, der jüngere aber, Jakob, Weber und Kaufmann blieb. Dieser war der erste Fugger, welcher ein eigenes Haus in Augsburg besaß. Jakob hinterließ drei Söhne: Ulrich, Georg und Jakob, welche alle drei als Weber arbeiteten, als Kaufleute vereint Geschäfte trieben und dieselben durch Vergesellschaftung in einer Weise ausdehnten, wie sie damals selten vorkamen. Um besser die weithin reichenden Geschäfte übersehen zu können, hatten sie die verschiedenen Zweige unter sich getheilt, so daß Ulrich mehr dem Handel, Georg mehr den Weberwerkstätten, Jakob zuletzt mehr den Bergwerken vorstand.

Die Fugger'schen Handelszüge, Wagen und Schiffe, gingen auf allen Landstraßen, auf allen damals bekannten Meeren einher. Alles, was irgend nur Werth hatte, wurde in Betracht gezogen, von diesen Handelsleuten aus- oder eingeführt. So brachten sie arabische Würze nach Deutschland, führten sie die Bilder des deutschen Landsmannes Dürer nach Italien, das Gold Ungarns dorthin, wo es irgend nur Münzstätten dafür gab. Die Gewaltigen der Erde, welche Geld bedurften, machten ihre Geschäfte mit dem reichen Hause und verpfändeten demselben Städte und Schlösser, ja ganze Landschaften. Dergestalt übergab das Haus Oesterreich, das damals schon häufig

in Verlegenheit kam, die Herrschaft Weißenhorn und die Grafschaft Kirchberg in die Hand der Kaufleute. Die Mittel des Hauses waren so glänzend, daß es innerhalb acht Wochen 170,000 Dukaten aufbringen konnte, mit welchen Papst Julius II. den Kaiser Max gegen den venetianischen Freistaat unterstützte. Der päpstliche Stuhl trieb in den damaligen Zeiten ein Geschäft, das dem heutigen Staatspapiergeschäfte einigermaßen gleichkommt. Zu diesem Geschäfte war ein weit reichendes Handelshaus nothwendig, das sich in dem Fugger'schen bereitwillig darbot, die verschiedenen Ablaßpapiere in Geld umzusetzen, die einzelnen Pöstchen zu sammeln und in einem gewaltigen Strome durch Mainz nach Rom fließen zu lassen. Das Haus Fugger läßt sich deshalb dem heutigen Haus Rothschild vergleichen. Diese Geschäfte, welche sehr viel eintrugen, waren Grund genug, daß sich die Fugger nicht auf die Seite des Volkes und des Freisinns stellten, strenge zu jener des Hergebrachten, des Bevorrechteten hielten und in der Kirchenspaltung jede Neuerung anfeindeten.

Nur Georg hatte Nachkommen und zwar zwei Söhne: Raimund und Anton, welche das Geschäft zu der höchsten Ausdehnung brachten, den Waarenverkehr wie den Geldhandel für die damaligen Zeiten in dem weitesten Umfange betrieben. Des Hauses Glanz übertraf bei weitem den der meisten deutschen Fürsten. Als Karl V. auf dem denkwürdigen Augsburger Reichstage (1530) erschien, wohnte er im Fugger'schen Hofe. Fugger, der Kaufmann, hatte jederzeit freien Zutritt zu dem stolzen Spanier, wo deutsche Fürsten, wo die Gesandtschaften mächtiger Könige in den Vorgemächern harren mußten. Der Kaiser, der diese Kaufleute oft gebrauchen mußte, um seinen Säckel zu füllen, gab ihnen die österreichischen Pfandschaften, welche damals noch nicht eingelöset waren, als erbliches Eigenthum hin, nahm sie unter die Reichsstände auf, erkannte ihnen fürstliche Gerechtsame zu. „Noch niemalen habe ich derglei-

chen verliehen, auch bin ich nicht gesonnen, jemalen dergleichen wieder zu thun!“ sprach der stolze Kaiser, als er diese wichtigen Zugeständnisse machte. Wenige Jahre später gab er aber den Kaufleuten noch das Recht, goldene und silberne Münzen zu schlagen; daß demnach nicht viel fehlte, daß sie wirkliche Fürsten waren. Anton Fugger hinterließ, als er starb, sechs Millionen Goldkronen in baarer Münze; zu schweigen von allen Kleinoden, von allen Schlössern, Gütern und Bergwerken, welche er in Deutschland, Italien und Spanien, in Ungarn und im fernen Indien besaß. Karl hatte nicht Unrecht, einmal in Paris zu sagen, als ihm König Franzens Schlösser und Herrlichkeiten gezeigt wurden: „Zu Augsburg habe ich einen Leinweber, der das Alles mit eigenem Golde bezahlen kann!“ — Von dem unglücklichen Feldzuge gegen Tunis zurückkehrend, herbergte Karl wieder bei seinem Freunde, diesem Leinweber Anton. Der deutsche Winter hatte den Spanier vor Kälte starren gemacht, so daß er sich auf das Grämlichste gegen den deutschen Himmel ausließ. Anton Fugger winkte darauf einem Diener und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Nach kurzer Frist brachte dieser Mann mächtige Bündel von Zimmtrinden und schürte damit ein Feuer auf dem Herde des Zimmers, das nicht nur die wohlthätigste Wärme, sondern auch den köstlichsten Duft verbreitete. Als der Kaiser hierauf gestand, daß er sich noch nicht an einem ähnlichen Feuer gewärmt habe, daß er nicht glaube, daß ein köstlicheres möglich sei: entfaltete Anton eine Schuldverschreibung des Kaisers und warf sie in die Flamme; der mächtige Herrscher war auch hier wieder gezwungen, sein Wort von der Köstlichkeit des Feuers zurückzunehmen. *)

---

*) Von dem englischen Kaufherrn Whittington wird Aehnliches erzählt, welches weder die Wahrheit des Berichtes aufhebt, noch dieselbe als eitle Nachahmung hinstellt.

Mit diesen Fuggern hört das Kaufmanns- und Webergeschlecht auf, beginnt das der Grafen, der fürstlichen Herren, welche aber den Glanz des Namens nicht zu mehren vermochten, im Gegentheile weit weniger für die Mit- und Nachwelt thun konnten, als die einfachen Weber. Abgesehen davon, daß die gewaltigen Handelsverbindungen zu Lande und zu Wasser schon eine große Wohlthat für die Menschheit waren, die Völker und die Völkerstämme näher brachten und bildeten; so unterstützten diese Kaufleute aus angestammtem Geschmacke die Kunst, die Wissenschaft, bauten Paläste und Gärten, sammelten edle Bildwerke, Handschriften und Drucke. Die Brüder **Ulrich**, **Georg** und **Jakob** kauften in der Jakobsvorstadt eine Menge Häuser, ließen sie abtragen und an deren Stelle das heute noch stehende Gebäude, die **Fuggerei**, aufführen, welches hundert und sechs Wohnungen enthält, die nach dem Letztwillen der Bauherren armen Bürgern gegen geringen Zins für immer eingeräumt werden sollen. Jakob stiftete, abgesehen davon, noch ein Spital für Blatterkranke, das sogenannte **Holzhaus**, und Jakob's Söhne ein Spital für die damals so schrecklich auftauchende Lustseuche. Neben diesen größeren Anstalten erbauten die Fugger Schulen, gründeten Stiftungen für einzelne Schüler auf niedern und höheren Bildungsanstalten, ordneten zeitweise Vertheilungen unter die Armen, Aussteuern für dürftige Mädchen an und begabten besonders die Kirche, deren Geschäfte sie betrieben, wie sich denken läßt, in großartiger Weise.

Die Gebrüder Stroganow.

Jedem Deutschen ist die Geschichte der Hansa bekannt. Er weiß, daß diese Verbrüderung deutscher Städte ihre Handels-

wege in so großartiger Weise, wie heute etwa England, verfolgte; weiß, daß diese Städte gewaltige Heere ins Feld stellten, Flotten mit Geschütz bewaffneten und fremde Könige in ihren Hauptstädten zittern machten; er weiß es und betrauert, daß dieser Bund, statt das ganze übrige Deutschland mit fortzureißen, zuletzt so elend zersplitterte. Daß aber ein einzelnes Handelshaus in jener Zeit ebenso große Dinge, oder gar noch großartigere, unternahm, ist vielleicht nicht so allgemein bekannt; wir reden von dem Bruderpaare Stroganow.

Der Sage nach soll der Vater dieser Brüder ein Tatarenhäuptling gewesen sein, welcher, von seiner Horde zu den Russen übergegangen, bei Annahme des Christenthumes den Namen Spiridion erhalten. Dieser Bekehrte siedelte sich später am Witschegdaflusse, dem stärksten Nebenflusse der Dwina, an und führte den Pelzhandel auf so vortheilhafte Weise, daß sich nach wenigen Jahren schon eine ziemliche Stadt, Sawitschegodsk, um ihre Ansiedlung erhob. Der Tatar legte in der Gründung seiner Niederlassung, wie in seiner ganzen Handelsweise die Probe ab, daß er die russischen Genossen weit an Verstandeskräften überwog; machte sich durch Einführung der Rechentafeln, durch Kästchen, in welchen Kugeln an Drähten hin- und hergeschoben werden, zur Erleichterung des Rechnens, um das ganze russische Volk, selbst bis auf den heutigen Tag, verdient. Auf die Kunde, daß am oberen Laufe des Flusses Witschegda Salzquellen aufgefunden worden seien, bewirkte er sich vom Zaren die Erlaubniß zu deren Ausbeute, brachte die erforderlichen Ländereien an sich und legte alsbald darauf Salzsiedereien an. Immer weiter vordringend, bahnte der unternehmende Spiridion sich einen Handelsweg nach den Quellen der Kama, von dort über den Ural nach dem Turflusse und erschloß derweise zuerst das sibirische Land, das bis dahin ganz unbekannt geblieben war. Die Handelszüge in einem, von unsteten Horden hundert verschie-

dener Völkerschaften durchzogenen, unbebauten, unwirthbaren Lande hatten ihre Gefahren; daher waren die Kaufleute zugleich auch Krieger, welche in zahlreichen Geschwadern, wohlbewaffnet, mit aller kriegerischen Vorsicht ihre Waarenzüge geleiteten und nicht selten blutige Kämpfe um dieselben mit den verschiedenen Horden zu bestehen hatten. Auf einem solchen Handels- und Kriegszuge gerieth unglücklicher Weise der thätige Kaufherr in die Gewalt seiner ehemaligen Genossen, der Tataren. Diese wollten sich keinerweise zum Loskauf oder zur Auswechslung des Ueberläufers verstehen, bestimmten ihn zum Tode und richteten ihn auf die scheußlichste Weise hin, hobelten ihn lebendig in Stücke, woher denn der Geschlechtsname Stroganow (Gehobelter) entstanden sein soll.

Der Sohn des Tataren, Anika Stroganow, setzte den Handel des Vaters auf ausdehnende Weise fort; aber mehr noch thaten dies erst seine Söhne, als sie nach dem frühen Tode des Vaters dem Geschäfte vorstanden. Diese beiden Brüder, Gregor (Grischa) und Jakob (Jakuff) Stroganow, ließen sich vom Zaren die unbebauten Strecken an der Kama, wie an deren oberen, vom Ural kommenden Nebenflüssen Sülwa und Tschussowa schenken. Sie erhielten zugleich die Erlaubniß, Festungen anlegen, Krieger anwerben und Kriegszeug anschaffen zu dürfen; die Ermächtigung, allerlei Fremde bei sich aufnehmen zu können; die Befugniß, alle Ansiedlungen unabhängig vom Statthalter von Perm zu verwalten.

Auf diese Urkunde gestützt, gründeten nun die Stroganows im Jahre 1558 an der Mündung der Tschussowa das Städtchen Kankor und wußten dasselbe trefflich gegen die umherschwärmenden nagaischen und sibirischen Horden zu vertheidigen. Im Jahr 1564 legten sie höher am Flusse, in der Nähe des Ural, die Festung Kergedan an und machten sich durch dieselbe die umwohnenden Stämme zinsbar, bauten in der Gegend, zur Bequemlichkeit und Sicherheit des Handels, noch

mehrere andere Waffenplätze und Lagerhäuser. Um 1572 hatten sie einen schwereren Kampf zu bestehen. Die Hirtenvölker des Ural, welche sich Schritt vor Schritt zurückgedrängt und um ihre Weidegründe geprellt sahen, hatten sich in der Stille verschworen: nicht nur die Stroganows mit ihrem Anhange, sondern alle Russen aus dem Kama- und Wolgagebiete zurückzudrängen und rückten plötzlich vereinigt, Tscheremissen, Ostiaken, Baschkiren und Tataren, gegen die Ansiedler vor. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Zuletzt aber siegte die deutsche Kriegskunst — denn die Bediensteten und Drillmeister der Stroganows waren größtentheils Deutsche — über die wilde Tapferkeit der Hirtenhorden. Rußland wurde nach Nordasien hin nicht nur durch dieses einzige Handelshaus vollkommen geschützt, sondern auch bedeutend ausgedehnt. Die Folge des Sieges war, daß alle Völkerschaften bis zum Kamme des Ural die Hoheit des Handelshauses anerkennen mußten, daß die Stroganows sich nun in allen Gauen festsetzten, ihre Schaaren zu einem wirklichen Heere anwachsen machten, sich aus Deutschland Geschütz und tüchtige Konstabler verschrieben, um das Errungene fürder kräftig handhaben zu können. Auf der anderen Seite des felsigen Urals hatte indessen der mongolische Eroberer Kutschjum das große sibirische Reich sich unterworfen. Zu diesem flüchteten sich die geschlagenen Führer der verbündeten Horden, erzählten ihm, wie die russischen Kaufleute gegen den Ural vorgedrungen, sie aus ihren Weidegründen vertrieben hätten, wie er nun selber Gefahr laufe, ebenfalls von deren Habgier überzogen zu werden. Kutschjum, der sich nach Raubzügen und kriegerischen Unternehmungen sehnte, der schon von dem märchenhaften Reichthum der Stroganow gehört hatte, freute sich, einschreiten, einen Grund zum Angriff haben zu können, und bereitete diesen sorgfältig vor. Als die Brüder von den Rüstungen des sibirischen Fürsten Nachricht erhielten, kamen sie beim Zaren um die Erlaubniß ein,

den Krieg über den Ural spielen zu dürfen. Nach einer zarischen Ukase erhielten sie nicht nur diese Erlaubniß, sondern sogar einen Schenkungsbrief für das eroberte feindliche Land, die Weisung, sich am Tobol festsetzen, Bergwerke anlegen, Eisen, Blei, Zinn, Salz und Schwefel überall ausbeuten zu dürfen. Die Stroganows, die durch ihren jüngeren Bruder Semen, der nun auch herangewachsen war, unterstützt wurden, warben jetzt Krieger: lithauische, deutsche, polnische Abenteurer, kauften viele Gefangenen von den Tataren los und verstärkten durch diese ihr kleines Heer. Ein gewaltiges Hülfsmittel schufen sie sich in der Werbung einer kosakischen Räuberbande, welche bis dahin Südrußland unsicher gemacht hatte. Der Anführer dieser Bande hieß Jermak, war ein verwegener, verschlagener Stegreifritter, welcher auf seiner wüsten Laufbahn Gelegenheit genug gehabt hatte, den Krieg so führen zu lernen, wie er mit Vortheil gegen die Horden zu führen war. Dieser Geächtete schwang sich bald zum Oberfeldherrn des Hauses Stroganow empor und spielte den Krieg so nachdrücklich über den Ural, daß der Herrscher Sibiriens nicht daran denken konnte, die Ansiedlungen an der Kama zu überziehen.

Anfangs bestand das Heer des Handelshauses aus 840 Abenteurern, welche durch die Kaufherren die beste Kundschaft über Straßen, Lagerungen und Ströme erhielten und durch Lastthiere, Mundvorrath, Schiffe und Waffen zuvor auf das Kräftigste unterstützt wurden. Als aber die kleine Schaar erst im Siege vordrang, erwuchs sie bald zu einigen Tausenden.

Der Erfolg des Einfalles war ungeheuer: drei Schlachten wurden jenseits des Urals gewonnen, das Lager Kutschjums dann erstürmt, die Hauptstadt, von welcher das Land heute noch den Namen trägt, Sibir, erobert, alle Feinde entweder ganz und für immer zersprengt oder erschlagen. Diese großartigen Ereignisse fanden im Jahr 1581 statt. Das Haus

Stroganow stand durch dieselben an Macht und Reichthum so groß da, wie ein Herrscherhaus Europa's, gebot über einen Grundbesitz, zwar theilweise unter des Zaren Hoheit, der jedes Königreich an Ausdehnung übertraf. Gerade in diesen Jahren des Glückes aber starben die älteren, kräftigeren Brüder, die sich vielleicht einen mächtigen Thron gegründet, von den Zaren unabhängig gemacht haben würden. So aber zog der Zar, dem der ungeheure Besitz der Kaufleute gefährlich wurde, die Zügel immer straffer an, nahm dem Kaufhause das Heer, besetzte dessen Festungen, zog nach und nach alle Hoheitsrechte ein und machte dafür den Kaufmann zum Grafen und Freiherrn; ein gar eitler Ersatz für eine so märchenhafte Macht, eine so ausgedehnte Herrschaft.

Hans Jakob Astor.

Hans Jakob Astor ward geboren im Jahr 1763 in dem kleinen Dorfe Waldorf bei Heidelberg in der Pfalz. Sein Vater war ein einfacher Bauer, welcher dem Sohn eine durchweg schlichte Erziehung gab, damit er einst die Wirthschaft auf dem väterlichen Gute weiter führen könne. Dem jungen Hans wollte jedoch die Arbeit auf der Flur des Dorfes nicht zusagen, winkte die blaue Ferne gar zu verlockend, zumal da er hörte, daß sein älterer Bruder Wilhelm, welcher nach Nordamerika ausgewandert war, dort vom Glücke sehr begünstiget sei. Es war dieser derselbe Wilhelm Astor, welcher um 1838 in Neuyork starb, welcher durch Betrieb des Metzgergewerbes ein Vermögen von 500,000 Dollars erwarb und hinterließ. Hans sammelte und sparte jetzt, um sich einen kleinen Schatz zur Reise zu erübrigen, und hatte endlich so viel

zusammengebracht, daß er den Verwandten sein väterliches Erbe überlassen, sich selber als Zwischendeck-Reisender nach Nordamerika einschiffen konnte. Es war im Spätherbste 1783, als er sich in Bremen einschiffte. Er hatte die Jahrszeit schlecht gewählt; der Winter war so hart und stürmisch, daß das Schiff mit den Reisenden drei volle Monate in der Chesapeak-bay aufgehalten wurde. Die Langeweile, welche solche Verzögerung nothwendiger Weise mit sich führen mußte, wurde gemildert durch Besuche, welche die Reisenden an der Küste machen konnten. Bei einem dieser Besuche lernte der junge Astor einen älteren deutschen Pelzhändler kennen, an welchen er sich bald inniger anschloß. Der Landsmann kam dem Neulinge auch freundlich entgegen, unterrichtete ihn über das Leben in den ihm neu erschlossenen Landen, gab ihm unter manch andern nützlichen Aufschlüssen auch Lehren über den Pelzhandel, über die Güte und die Fundorte der verschiedenen Arten werthvoller Thierhäute. Astor begleitete später diesen Handelsmann von Baltimore nach Neuyork, wo er anfangs bei demselben arbeitete, bald aber seine Ersparnisse benutzte, um auf eigene Rechnung Pelzwerk einzukaufen. Im Jahre 1785 hatte er schon einen so bedeutenden Vorrath, daß er eine Reise nach London damit unternehmen konnte. Dort setzte er die Waaren sehr vortheilhaft ab, steckte sein errungenes Geld in Goldwaaren und sonstige Erzeugnisse, welche damals nur aus Europa bezogen werden konnten, und kehrte damit in seine neue Heimat zurück.

Einmal durch glückliche Unternehmungen aufgemuntert, trieb er den begonnenen Handel stets weiter und weiter, drang den Mohawk hinauf in das Innere des Landes, welches damals noch Wildniß war, und erhandelte seinen Pelzbedarf von den indianischen Stämmen, von den Ureinwohnern. Diesen, wie den weißen Jägern (den Jägern europäischer Abkunft) lieferte er dafür wieder die Bedürfnisse ihres umherschweifen-

den Lebens. Unter fortwährend regem Verkehr wuchs sein Vermögen rasch zur Bedeutenheit; bald konnte er Gehülfen besolden, konnte er ganze Handelszüge anführen, kleine Lager und Stapelplätze in der Wildniß errichten. Mit beharrlicher Betriebsamkeit, strenger Sparsamkeit und unerschütterlicher Rechtschaffenheit kam er immer weiter. Zu diesen Vorzügen gesellte sich ein aufstrebender, stets vorwärts blickender, kühner, fruchtbarer und umfassender Geist; ein durchdringender Verstand, der jeden Umstand stets zu seinem Vortheile zu benutzen wußte, und zuletzt ein merkwürdiges und unerschütterliches Vertrauen auf guten Erfolg. Als Beispiel dieses Vertrauens erzählt der amerikanische Geschichtschreiber Washington Irwing: daß er, als er noch unter sehr ärmlichen Verhältnissen fremd und unbekannt in Neuyork umherwandelte, plötzlich vor einer Reihe prächtiger neuer Häuser in Broadway (der schönsten Straße dieser Weltstadt) stehen blieb und auf eines derselben deutete, welches wegen seiner Bauart allgemein gerühmt wurde, sagend: „Ich werde mir in dieser Straße ein noch größeres Haus erbauen.“ Er hielt später Wort, was noch jetzt durch das bekannte Astorhouse (den Astorhof) bewiesen steht.

Die ersten Ausflüge machte Astor zu Pferde, indem er sich Pfade durch die Urwaldungen suchte, Ströme rittlings durchschwamm. Als er einmal auf einem solchen Zuge sich in einer Jägerwohnung am Blackwood (Schwarzwaldflusse) von einer solchen Wasserfahrt trocknete, dabei die Lage des Flusses von einem Hügel herab mit Wohlgefallen betrachtete, äußerte er: daß diese Lage sich für eine Stadt eigne. Als er 1809 an den Niagara reiste und an derselben Stelle rastete, fand er bereits eine ansehnliche Stadt dort, hörte die Tochter des Gasthofes, in welchem er einkehrte, auf einem Flügel spielen, welcher in der Stadt selber gefertigt worden war. So seltsam stimmte sein Wachsthum mit jenem des amerikanischen Volkes überein.

Wie Astor durch seine weitreichenden Geschäftsverzweigungen über die ersten Stufen des Verkehres emporgestiegen, wie er seine Einzelgeschäfte seinen verschiedenen Gehülfen anvertrauen konnte, pflegte er selber nur noch die Reisen nach Kanada zu unternehmen. Der Pelzhandel war damals in dem Gebiete der vereinigten Staaten so wenig geordnet, daß man nicht sagen konnte, er bilde einen ordentlichen Geschäftszweig. Die Pelzwerke und Häute wurden von den Handelsleuten des Landes bei ihrem Verkehre mit den Ureinwohnern oder weißen Jägern nur nebenbei gesammelt. Die Hauptausfuhr ging aber allein aus Kanada nach Europa, weil die britische Regierung ausschließlich dieser Kolonie den Handel unmittelbar mit dem Mutterlande gestattete. Astor fand sich daher alljährlich in Montreal ein, machte dort von den verschiedenen Kleinhändlern Einkäufe, sammelte seine mannichfaltigen Vorräthe und verlud sie nach England. Erst nach einer Reihe von Jahren, nachdem die Selbstständigkeit und der Frieden für Nordamerika errungen waren, im Jahre 1793, fielen die Beschränkungen, welche den unmittelbaren Verkehr gehemmt hatten, konnte Astor jetzt auch aus dem Gebiete der vereinigten Staaten unmittelbar mit den britischen Hafenstädten verkehren. Jetzt aber beschränkte sich sein Gesichtskreis nicht mehr auf England, jetzt verschiffte er seine Pelze nach allen Weltgegenden.

Schon im Jahr 1806 war seine Stellung so umfassend, daß er Satzungen zu einer nordamerikanischen Handelsgesellschaft vorschlagen konnte, welche gegenüber der seit lange bestehenden englischen den Pelzhandel betreiben sollte. Im Jahr 1809 trat diese Gesellschaft unter dem Namen der nordamerikanischen Rauchwerkgesellschaft wirklich zusammen und Astor zählte in deren Säckel den bedeutenden Betrag von einer Million Dollars.

Da die englische Gesellschaft ihn stets zu überflügeln und herunterzudrücken suchte, seinen Geschäften allenthalben große

Hindernisse in den Weg legte, kaufte er die sogenannte Makinawkompagnie ganz an sich, und ward dergestalt alleiniger Inhaber des amerikanischen Pelzhandels.

Von nun an machte er seine Einkäufe im Großen an den Nebenflüssen des Mississippi und Missuri, sandte seine Waaren dann zu Schiffe den Mississippi hinunter nach Neuorleans, wo sie wieder auf Seeschiffe geladen wurden. Seeschiffe trugen dann diese Erzeugnisse der amerikanischen Urwälder nach allen Welttheilen, besonders nach China, und brachten von dorten wieder Ladungen von Thee und andern asiatischen Waaren nach Neuorleans zurück. Er selber leitete von Neuyork aus diese riesigen Geschäfte mit unveränderter Ordnungsliebe und Sparsamkeit. Mit einem Scharfblicke, der von keinem seiner Zeitgenossen übertroffen wurde, sah er die Wichtigkeit der amerikanischen Westküste, dachte er eifrig daran, diese in Besitz zu nehmen und durch dieselbe Japan, China und Neuholland in den lebendigen Völkerverkehr zu ziehen, für die Gesittung zu gewinnen. In Folge dieses Gedankens war er binnen wenig Jahren mit seinen Unternehmungen bis zu dem Fuße des Felsengebirges vorgedrungen. Jetzt versuchte Astor an den Quellen des Missuri sowohl, wie an den Küsten des stillen Meeres, an dem Laufe des Oregon (Kolumbiaflusses), Handelsposten anzulegen, an der Oregonmündung dann einen Hauptstapelplatz zu gründen, nach welchem die verschiedenen Posten ihre Waaren zu liefern hätten. Nach der Hauptniederlassung sollten jährlich von Neuyork aus Güter über See geschickt werden, welche dann im Oregon wieder für Kanton befrachtet würden, von wo sie Thee, Seide und andere chinesische Güter wieder nach Neuyork zurückführten. Dabei sollten die russischen Ansiedelungen an und in den nördlichen Theilen des stillen Meeres ins Auge gefaßt, diese vom Oregon aus mit Waaren versehen, von denselben Pelzwerke nach dem Oregon geschafft werden. Zu diesem Zwecke sandte er einen Geschäfts-

träger nach Petersburg, das Nöthige bei der Regierung wie den dortigen Handelsinnungen einzuleiten, welcher auch wirklich ein Handelsvorrecht für Astor und die mit ihm verbundene Pelzgesellschaft erwirkte.

Er bediente sich zur Ausführung des riesenhaften Unternehmens verschiedener Kräfte, nahm neben Nordamerikanern auch einige tüchtige Kanadier und mehrere Schotten in seine Dienste. Diese Geschäftsführer sollten unter Leitung eines auf 5 Jahre gewählten Hauptvorstehers das Geschäft im Westen besorgen, dafür Theil am Gewinn haben, während Astor sich anheischig machte, die Oberaufsicht, wie die östlichen Geschäfte in Neuyork weiter zu führen. Die erste Abtheilung der für den Westen bestimmten Ausrüstung ging von Neuyork im Spätherbste 1810 mit dem von Jonathan Thorne befehligten Schiffe Tonquin nach dem Oregon unter Segel; die zweite Abtheilung folgte zu Lande in den ersten Tagen des Jahres 1811 von St. Louis aus unter Anführung des Hauptvorstehers Wilson Price-Hunt. Das Schiff Tonquin langte im März 1811 in der Oregonmündung an, schiffte die Güter, die Beamten und Leute aus, welche die neue Pflanzstadt gründen sollten, und segelte dann weiter nördlich, um den Pelzhandel an den Küsten zu beginnen. Leider ging das Schiff im Nukkasund durch die Fahrlässigkeit des Schiffsführers verloren, kam die ganze Bemannung unter dem Beile der Wilden ums Leben. Die neuen Ansiedler, welche Astors Mittel und Unternehmungsgeist kannten, verzweifelten aber nicht ob dieses Unglücksfalles, suchten eine schickliche Stelle für die Pflanzstadt, 8 Meilen von der Flußmündung, und nannten dieselbe Astoria. Sie legten während des Sommers Schanzen an, gründeten Gebäude, begannen den Handel mit den Eingeborenen und bauten selber ein kleines Fahrzeug, um sich nicht ganz von der Seeseite abschneiden zu lassen.

Astors Absichten waren unterdessen in England nicht ganz

fremd geblieben, und die britische Nordwestgesellschaft hatte beschlossen, dem unternehmenden Amerikaner den Rang abzulaufen. Sie rüstete ein Schiff aus und sandte dasselbe in aller Stille, durch den Sternkundigen Thampson geführt, nach den Gewässern des stillen Meeres. Diese Seefahrer landeten auch wirklich an verschiedenen Orten der Küste, bauten Hütten und hißten britische Flaggen, fanden aber durch die Pflanzstadt auf das Unzweideutigste bekundet, daß die Lande bereits von den vereinigten Staaten in Besitz genommen seien. Sie wurden in der jungen Stadt nichtsdestoweniger freundlich aufgenommen, bevor sie sich entschlossen, die Küste wieder zu verlassen.

Noch während desselben Sommers gründete der Verwaltungsrath der jungen Stadt mehrere Handelsplätze im Innern des Landes, unter andern an der Einmündung des Okanagan in den Oregon, 400 Meilen von dessen Einfluß ins Weltmeer.

Die andere von St. Louis ausgegangene Abtheilung der Ausrüstung war indessen den Missuri hinaufgefahren, hatte bei der großen Biegung dieses Stromes das Land der Arikaraindianer durchmessen und den Rücken des Felsengebirges unter dem 45. Breitegrade überstiegen, schritt von dorten einen Nebenfluß des Lewlewis nach dem Oregon hinab und erreichte nach zahllosen Beschwerden im Frühlinge 1812 den neuen Pflanzort, gerade als die Nachricht vom Verluste des Tonquin sich bestätigte. Bald darauf, schon im Mai, brachte ein zweites Schiff, der Bieber, Verstärkungen aller Art. Leider beschloß jetzt der Vorsteher Hunt selber zu Schiffe die Fahrt nach den russischen Pflanzorten wieder aufzunehmen, und leider ließ er dem Schotten Dunkan Mak Dugall, der früher im Dienste der britischen Nordwestgesellschaft gestanden hatte, die Verwaltung der Niederlassungen.

Im Beginn des Jahres 1813 hörte man in Astoria von dem Kriege der vereinigten Staaten gegen England. Von

Neuyork ausgesendete Boten brachten die Nachricht, daß ein englisches Geschwader herannahe, die Mündung des Oregongebietes in Besitz zu nehmen, die nordamerikanischen Niederlassungen daselbst zu vernichten.

Astor sandte zum Schutze seiner Pflanzung das Schiff Lark mit Kriegsbedarf und Mannschaft nach dem Westmeere, dasselbe strandete aber unglücklicherweise an den Sandwichsinseln.

Die Regierung der vereinigten Staaten, welche Astors Wirken anerkannt hatte, welche dessen Schöpfungen nicht zu Grunde gehen lassen wollte, hatte ebenfalls ein kleines Geschwader nach dem stillen Meere geschickt, die Siedelungen zu schützen, aber auch dieses hatte auf dem Wege selbst noch eine andere Bestimmung erhalten müssen.

Hunt hatte indessen in den russischen Niederlassungen vortreffliche Geschäfte gemacht, das Schiff Bieber mit edlem Pelzwerke beladen und bis nach den Sandwichsinseln auf der Fahrt nach Kanton geleitet. Als er dort Nachrichten über den Krieg mit England und den bevorstehenden Zug der Engländer gegen Astoria hörte, kehrte er mit dem Schiffe Albatros rasch nach dem Oregon zurück; bevor er aber dort ankam, war das Schicksal der Pflanzstadt entschieden.

Am 7. Weinmonat des Jahrs 1813 kam eine Bande Abenteurer, zur britischen Nordwestgesellschaft gehörig, von den Schotten Mak Tavish und Stuart angeführt, aus Kanada nach der Niederlassung. Sie langten dort in einem erbarmenswürdigen Zustande, ausgehungert und ohne Waffen vor Astoria an, wo ihnen Mak Dugall gleich die wohlvertheidigte, wohlbemannte und versehene Festung übergab. Er verkaufte den Briten, d. h. der Nordwestgesellschaft, dann sämmtliche Vorräthe und Bauten für einen ziemlich billigen Preis, und bedingte, daß alle Einwohner und Beamten, welche nicht in Dienste der Nordwestgesellschaft treten wollten, mit ihrer Habe nach der Heimat geleitet werden sollten; daß dergestalt das

Eigenthum Astors und seiner Genossen nicht ganz verloren ging, und konnte sich damit entschuldigen, daß Alles unrettbar verloren gegangen sein würde, sobald das britische Geschwader eingetroffen wäre. Astor äußerte, als er den Hergang der Begebenheiten erfuhr, daß er lieber alles verloren haben würde, als durch solchen feigen Vertrag einen Theil gerettet wissen. Bald nach dieser abenteuerlichen Besetzung Astorias langte das britische Geschwader im Oregon an, entrüstet, sich die gehoffte Beute entrissen zu sehen. Durch die Mannschaft des Geschwaders ward nun die Flagge der vereinigten Staaten hinweggenommen, die britische an deren Stelle aufgehißt, die Festung nicht nur besetzt, sondern auch in Fort George umgetauft. Mit dem Friedensschlusse ward aber die Niederlassung von der englischen Regierung ganz aufgegeben. Da die Nordwestgesellschaft eine andere Stelle für ihre Geschäfte bequemer fand, ging sie dann ihrem Verfalle rasch entgegen, welcher nur dadurch abgewendet wurde, daß das Gebiet durch friedliche Ausgleichung (1847) wieder an Nordamerika gelangte. Astor erlebte noch die Freude zu sehen, daß sein Unternehmen, das großartigste, welches in neuester Zeit von einem einfachen Bürger ausging, Früchte trug, daß die Westküste für Amerika gewonnen wurde; zu hören, daß der alte Name Astoria der von jetzt ab wieder wachsenden Stadt neu beigelegt wurde, einer Stadt, welcher unter den nun obwaltenden Verhältnissen eine große Zukunft, eine ewige Namensdauer bevorstehet.

Wenn nun diese gewaltigen Unternehmungen und deren theilweise bedauernswerthes Fehlschlagen dem kräftigen Manne auch große Opfer auflegten, mehrere Millionen verschlangen, für die er nur den Lohn hatte, für das Vaterland unermeßliche Vortheile angebahnt, für die Menschheit, für die Wissenschaft große Eroberungen gemacht zu haben, so waren die Verluste, mit seinem Vermögen verglichen, nur unbedeutend. Sein Reichthum mehrte sich fortwährend durch Handelsverbin-

dungen, welche er an andern Orten anknüpfte, durch vortheilhafte Landankäufe und Bauunternehmungen. Er hatte nämlich das rasche Aufblühen Neuyorks vorhergesehen, hatte Ländereien, die unmittelbar in der Nähe der Stadt lagen, an sich gebracht, welche, als sie bebaut wurden, als sie sich allmälig in Gassen und Stadtviertel umwandelten, ihm außerordentlichen Gewinn brachten. Auch war Astor eine Zeit lang Unternehmer eines Schauspielhauses, während sein Bruder zur selben Zeit ein ähnliches Unternehmen leitete. Schon im Jahr 1815 wird er als einer der reichsten Bewohner Neuyorks genannt, und von dieser Zeit ab wuchsen seine Schätze noch täglich, so daß seine jährlichen Einkünfte um 1837 auf 1½ Million Dollars geschätzt wurden.

Er verwandte schon zu Lebzeiten seinen ungeheuern Reichthum zu schönen und edeln Zwecken. Der deutschen Gesellschaft, welche sich in den vereinigten Staaten bildete, um die ankommenden Landsleute mit Rath und That zu unterstützen, schenkte er den Betrag von 20,000 Dollars. Für die Förderung und Ausbreitung der Wissenschaften sorgte er, besonders bei Gelegenheit seiner Handelszüge, und gab allein den Betrag von 400,000 Dollars zur Errichtung einer öffentlichen Bücherei in Neuyork. Bei so großer Freigebigkeit ist seine bei anderer Gelegenheit auftauchende Genauigkeit um so auffallender. Als sich seine einzige Tochter an einen jungen Engländer verheirathen sollte und beide Väter ihren Kindern 300,000 Dollars mitgeben wollten, bestand der Bräutigamsvater auf dem Zahlorte London, Astor auf Neuyork, und es zerschlug sich das Verhältniß wieder wegen des Aufgeldes, welches freilich 38,000 Dollars betragen hätte.

Im Jahr 1819 durchreiste Astor noch einmal Deutschland, Frankreich und Italien, wo ihn vorzugsweise die großartigen Bauwerke der Römer ansprachen. Im Winter 1833 — 1834 weilte er mit den Seinigen in Paris, ließ sich von Dupuitren

wegen eines Zahngeschwüres behandeln, konnte sich aber mit dem Pariser Leben so wenig versöhnen, daß er noch während der strengen Jahreszeit wieder in seine amerikanische Heimat zurückkehrte, in welcher er im März 1848 verschied.

Astor war mittlerer Größe, breitschulterig, von seinem bewegten Leben in freier Luft gestählt und gebräunt. Sein Auge verrieth rastlose Thätigkeit und schnelle Fassungsgabe. Er war schweigsam und ernst; eine sanfte Schwermuth war die stäte Geleiterin seiner Heiterkeit. Er that viel Gutes ohne Schein und Prunk, und traf bei jeder Frage gleich den rechten Fleck, berechnete und überdachte unglaublich schnell und war ein Menschenkenner, wie man wenige findet. Er war mit einer Amerikanerin verheirathet, mit welcher er in dem glücklichsten Verhältnisse lebte, und selber so Amerikaner geworden, daß er deutsch nicht mehr geläufig sprach und schrieb. Im Herzen war er aber noch so ganz Deutscher geblieben, daß ihn oft eine Art von Heimweh beschlich. Grunddeutsch war noch der Zug, daß er sich nie geflissen vordrängte, alle öffentlichen Ehrenämter mied, jede geistige Ueberlegenheit ehrte, und sich vor Höhern und Niedern stets gleichmäßig mit Ruhe und Gemessenheit betrug, überall das Selbstgefühl eines mit Erfolg durchführten Lebens durchblicken ließ. — Auch sein Letztwille bekundete, daß er der deutschen Heimat stets in Liebe zugewandt geblieben, indem er seinem Geburtsorte Walldorf einen Hort von 125,000 Dollar mit dem Bedeuten hinterließ, mit demselben eine Anstalt für Arme, Kranke und Greise zu gründen.

Die Schriften des geistreichen Washington Irving bekunden, wie er der Wissenschaft und ihren Trägern hold war; sein Herz hatte er nur wenigen geschenkt, und unter diesen hielt er das Andenken des Präsidenten Jefferson wie des französischen Heerführers Moreau, der während Napoleons Zwangherrschaft in Amerika eine Freistätte gefunden hatte, für besonders heilig.

Astors ungeheures Vermögen, das nach Schätzung Einiger sich auf 90 Millionen Dollars, also auf 225 Millionen Gulden belaufen haben soll, steht als rechtliche, gewerbthätige Errungenschaft eines einzelnen mittellosen Bürgers fast beispiellos in der Weltgeschichte da, überragt bei weitem die Reichthümer der alten Welt. Ein deutscher Gelehrter, Lipsius, berechnet das Vermögen des Römers Krassus, welcher an der Spitze erobernder Heere ganze Welttheile mit himmelschreiender Ungerechtigkeit aussog, auf 5 Millionen Dukaten (26 Millionen Gulden); der englische Gelehrte Arbuthnot auf 3,370,808 Pfund Sterling (nicht gerade 45 Millionen Gulden). Krassus besaß aber noch troß des räuberischen Erwerbes übererbte Besitzungen, wohingegen der Deutsche alles selber auf friedlichem Wege an sich gebracht hat und der Menschheit dabei so sehr zum Heil und Segen gereichte, wie jener Römer zum Verderben.

Mayer Anselm Rothschild.

Mayer Anselm Rothschild erblickte das Licht zu Frankfurt am Main im Jahr 1743, in der engen, schwarz berußten, von der übrigen Stadt abgeschlossenen Judengasse, in welcher damals alle seine Glaubensgenossen in erbarmungswürdiger Weise zusammengedrängt leben mußten. Die Eltern waren fromme, dem strengsten Judenthum angehörige Leute, welche auch unter den Christen der Stadt den Ruf der Rechtlichkeit genossen. Obwohl sie wenig bemittelt waren, erzogen sie den Knaben sorgsam und freuten sich, in ihm einen regen, aufgeweckten Sinn zu entdecken, so wenig sie seine spätere Wirksamkeit ahnen mochten. Sie bestimmten den Knaben, da er,

leiblich wachsend, immer mehr geistige Fähigkeiten entwickelte, zum Lehrfache, zur Gottesgelahrtheit. Aber schon im zwölften Jahre verlor Anselm seine Eltern und es fehlte wenig, daß er durch diesen Verlust in seiner besten Entwickelung gehemmt worden wäre; ein hellblickender Vormund jedoch unterstützte den sich entfaltenden Unternehmungsgeist, und so konnte denn Anselm nach Fürth ziehen, woselbst sich damals eine der berühmtesten jüdischen Erziehungsanstalten befand. Nach einigen, dort nicht ohne Erfolg zugebrachten Jahren kam er, besonders in der Alterthumswissenschaft bewandert, nach seiner Vaterstadt zurück; hatte aber die Lust verloren, sich dem in diesen Tagen sehr spärlich bezahlten Lehrerstande zu widmen; dachte eher durch den Handel sich ein besseres Loos, eine freiere Stellung zu erringen. Für den Juden gab es aber in Deutschland keinen andern Handel, als der Trödel, das Hausiren. Durch diesen, wie kränkend er auch für den gebildeten Jüngling sein mochte, mußte er sich zu einem größeren Geschäftsleben emporringen. Er begann unverdrossen, wandte seine geringen Geldmittel an, alte Dinge aufzukaufen, diese dann höher zu verwerthen. Durch diesen Handel, wie durch fleißiges Nachlesen, erwarb er sich bald tüchtige Kenntnisse im Fache der alten Münzen, wie der alten geschnittenen Steine. Er ward durch den Ankauf, wie den Verkauf dieser Kleinode mit Leuten aus allen Ständen bekannt, was für sein ganzes kaufmännisches Leben eine tiefe Bedeutung gewann. Anselm führte dieses bescheidene Geschäft eine Reihe von Jahren fort, erwarb sich während dieser Zeit ein offenes Auge für alle Verhältnisse, tüchtige allgemeine Handelskenntnisse und konnte dergestalt später auf das Anerbieten eines hannövrischen Wechslerhauses eingehen, welches ihm Dienste anbot und dessen Geschäft er nun mehrere Jahre mit Treue und ausgezeichnetem Erfolge leitete. Hierauf kehrte Rothschild in seine Vaterstadt zurück und gründete dort das so berühmt gewordene Wechselgeschäft mit den Geld-

mitteln, die er durch seinen Trödel oder durch seine Sparsamkeit sich selber verschafft hatte. Gleichzeitig mit Eröffnung seines neuen Geschäftes vermählte er sich mit einer wenig bemittelten, aber durch Ehrbarkeit und weibliche Tugenden ausgezeichneten Jungfrau, welche ihm in glücklicher Ehe fünf Söhne und fünf Töchter schenkte, von denen die ersten berufen waren, das von ihm so großartig begonnene Geschäft weiter zu führen. Der junge Wechsler, welcher schon in Hannover seine große Geschäftsgewandtheit, seine seltene Entschlossenheit und feste Rechtlichkeit bewiesen hatte, ward täglich bekannter und gesuchter, konnte mit jedem Tage seine Verbindungen, seine Unternehmungen ausdehnen.

Einen großartigen Aufschwung nahm Rothschilds Geschäft erst durch das Vertrauen, welches der Kurfürst von Hessen in ihn setzte. Dieser als sehr reich bekannte Reichsfürst hatte schon früher beim Ankauf von Münzen und edeln Steinen die Bekanntschaft des angehenden Kaufmannes gemacht, ihn stets billig und rechtlich gefunden. Als daher die Franzosen 1806 die Staaten des Kurfürsten besetzten, dieser rasch und unvorbereitet flüchten mußte, überließ er die Sorge für die Rettung seines Vermögens, das in mehreren Millionen bestand, dem Juden. Nur durch Aufopferung des ganzen eigenen Vermögens vermochte Rothschild das ihm anvertraute Gut zu retten. Die bekannte Thatsache, daß Rothschilds ganze Habe ein Raub der Franzosen geworden, ließ den vertriebenen Kurfürsten nicht zweifeln, daß auch sein Vermögen ganz verloren sei, ja er schien es nicht einmal der Mühe werth geachtet zu haben, sich näher nach dem Hergang der Dinge zu erkundigen. Als die Verhältnisse sich einigermaßen geordnet hatten, fing aber Rothschild mit den geretteten Schätzen neue Geschäfte an. Er gewann bald das Verlorene wieder und konnte dem erstaunten Fürsten sein gerettetes Eigenthum baar auszahlen. Schon in den Jahren 1802—1804 war er im Stande, auf ein Staats-

anlehen mit Dänemark bis zu dem bedeutenden Betrage von 10 Millionen Thalern einzugehen. Kaum hatte der Wechsler dieses Geschäft abgeschlossen, sich dadurch in der höheren Handelswelt einen Namen gemacht, als er auch durch das wechselnde Geschick in der Heimat zu Würden und Ehren gelangte, welche noch kurz zuvor für ihn im Bereich der Unmöglichkeit gelegen hatten. Durch die Auflösung des deutschen Reiches war der Rheinbund entstanden, war die alte freie Reichsstadt Frankfurt an das ehemalige Kurfürstenthum Mainz gefallen und bildete jetzt die Hauptstadt des Großherzogthums Frankfurt, wie das Kurfürstenthum fürder genannt wurde.

Dalberg, der Großherzog, war einer der hellsten Köpfe unter den damaligen Fürsten. Er gewährte neben andern Segnungen, welche er im Kreise seines Einflusses verbreitete, all seinen Bürgern ohne Unterschied des Glaubens gleiche Rechte. Da er Rothschild in geschäftlicher Hinsicht kennen gelernt und ihm nicht verborgen geblieben war, was der Jude während der harten Kriegszeiten für seine Vaterstadt, für die Menschheit gethan und geopfert hatte, berief er ihn zum Mitgliede der Wahlversammlung, bekleidete ihn mit einer der ersten Würden, welche er zu verleihen vermochte. Der thätige Wechsler sollte nicht lange sich dieser Auszeichnung erfreuen; er verschied, bevor sein Gönner von dem kaum erhobenen Fürstensitze stürzte, im Jahr 1812.

Es ist bekannt, daß der Kaufmann der Geschäftswelt nicht abzusterben pflegt, daß der Lauf der Geschäfte von den Erben unter seinem Namen fortbetrieben wird, gleichsam als ob der Geist des Geschäftsgründers unter den alten Verhältnissen fortwirkt. In keinem Falle könnte dieses mehr behauptet werden, als in dem gegenwärtigen; es hatte wirklich den Anschein, als ob Rothschild der Vater fortwährend in alter Thätigkeit im Kreise der Söhne mitarbeite, dermaßen hatten sich sein Geist, seine Einsicht, seine Grundsätze den Kindern mitgetheilt. Be-

sonders hatte er ihnen angerathen, vereinigt zu bleiben, alle Geschäfte, alle Verluste, alle Gewinnste gemeinschaftlich zu tragen, und es ist hinlänglich bekannt, daß die Kinder, daß die Enkel sich bis auf heutigen Tag noch nicht getrennt haben.

Mayer Anselm hinterließ seinen Söhnen ein unermeßliches Vermögen, ein unbeschränktes Zutrauen in der ganzen Handelswelt, ein Beispiel weisen Lebens und kluger Rathschläge. Bald sollte die Gelegenheit kommen, wo sie dieses ihr ganzes Erbe in Anwendung bringen konnten. Die große Weltumwälzung, welche gleich nach dem Tode Mayer Anselms erfolgte, bedingte in allen Staaten die äußersten staatswirthschaftlichen Anstrengungen. Beinahe alle sahen sich genöthiget, um baares Geld zu bekommen, bei dem Rothschild'schen Hause Anleihen zu machen.

Das Haus Rothschild zahlte die Kriegssteuern für Frankreich an die Verbündeten, rettete Frankreich, Preußen und Oesterreich, die kleineren deutschen Staaten, Neapel, Rußland und Brasilien aus der Geldverlegenheit; ja es kam so weit, daß der Jude den päpstlichen Stuhl in Rom aufrecht erhalten mußte und dafür vom heiligen Vater zum Ritter des goldnen Sporns geschlagen wurde. Das Haus Rothschild hat sicherlich über 1400 Millionen Gulden ausgegeben und durch seinen Einfluß bedeutend die Schöpfung des Papiergeldes ermöglichet, welches bis dahin aus Verlegenheiten mannichfacher Art gerissen hat, obgleich sich nicht läugnen läßt, daß es zuletzt eine noch größere Verlegenheit zur Folge haben könnte.

Obgleich die Brüder Rothschild, die zu Rittern geschlagen und in den Freiherrnstand erhoben wurden, wie gesagt nur ein Haus bildeten, schieden sie des ausgedehnten Geschäftes halber nach verschiedenen Ländern, in deren Hauptstädten sie sich einbürgerten. Anselm, der ältere Sohn, blieb in Frankfurt, als Haupt des Stammhauses; Salomon, der zweite, übersiedelte nach Wien; Nathan, der dritte, nach London; Karl,

der vierte, wählte Neapel zu seinem Wohnorte, und Jakob, der jüngste, zog nach Paris.

Die Mutter dieser Söhne, die Wittwe Gudula Rothschild, überlebte ihren Gatten ein volles Menschenalter, starb erst im Mai des Jahres 1849 in dem seltenen Alter von 96 Jahren. Bis zu ihrem Lebensende wollte sie die bescheidene Wohnung in der Judengasse, in welcher sie in den Tagen ihres Glückes, an der Seite ihres Gemals gelebt hatte, nicht verlassen. Sie war einfach, rechtschaffen, fromm und wohlthätig gegen Christen und Juden wie er, und zeichnete sich durch nichts vor den gewöhnlichen Bürgern der Stadt aus. Glanz und eitler Prunk waren ihr verhaßt und nie besuchte sie die Schlösser und Güter, welche ihre Söhne im Laufe der Jahre erbauten oder käuflich an sich brachten; wohl aber weilte sie gerne in den schönen Gärten ihres ältesten Sohnes und fühlte sich dort unter Blumen in ihre Jugendtage versetzt.

Stephan Girard.

Stephan Girard ward zu Bordeaux in Frankreich am 22. Mai 1750 geboren. Sein Vater, Peter Girard, war früher Befehlshaber eines Handelsschiffes gewesen, hatte sich selber im Krieg gegen England durch Muth und Entschlossenheit ausgezeichnet. In späterem Alter hatte er mehr das Geschäft eines Rheders getrieben und sich, da seine Gattin, die Mutter des obengenannten Sohnes, starb, zum zweiten Male vermält. Waren die Vermögensumstände des Girard'schen Hauses auch nicht gar dürftig, so lebte Stephan doch eine sehr traurige Jugend. Ueber einem Spiele seiner Kindheit, als er sich damit belustigte, Muscheln ins Feuer zu werfen und diese mit einem Knalle platzen zu hören, verlor er durch das

Zerspringen einer dieser Muscheln das rechte Auge. Als ihm darauf die Mutter starb, als die Stiefmutter die Herrschaft des Hauses führte, ward er von dieser unaufhörlich mißhandelt. Da er beim eigenen Vater keinen Schutz, keine Gerechtigkeit finden konnte, beschloß der vierzehnjährige Knabe, in die weite Welt zu gehen. Von seinem Vater, von seinen Oheimen, welche beide Schiffe über Meer geführt, hatte er so viel von fremden Landen, besonders von dem raschen Aufblühen der amerikanischen Staaten gehört, daß er sich entschloß, heimlich dorthin zu gehen, dorten sein Glück zu versuchen. Er führte diesen Vorsatz im Jahr 1764 wirklich aus. Er hatte erfahren, daß ein Schiff nach Amerika hinübersegeln würde; er paßte daher die Gelegenheit ab und verdingte sich auf selbem, da er sonst ganz ohne Mittel war, als Schiffsjunge, verließ dann des Morgens, als das Schiff absegelte, heimlich das elterliche Haus, in welchem er so viel Unbill hatte erdulden müssen, für immer. Das Leben auf der See sagte dem Jünglinge anfangs zu, der neue Gedankenkreis, in welchem er sich nun bewegen konnte, die seltenen Erscheinungen, die an ihm vorübergingen, machten ihm die neue Stellung werth. Binnen kurzer Zeit hatte er das Seewesen inne, hatte er sich tüchtige Kenntnisse erworben, daß er schon in seinem 22. Jahre nach überstandener Prüfung seine Ernennung zum Schiffsführer (Kapitän) erhielt. Im Jahr 1772 kam er als solcher in Neuyork in Amerika an. Das Leben zur See wollte ihm auf die Dauer nicht zusagen, er sehnte sich jetzt nach einem ruhigeren, einflußreicheren Leben zu Lande, nach dem Umgange mit sanfteren und gebildeteren Menschen, als sie ihm bisher auf dem Meere begegnet waren. Er entschloß sich zum Handelsstande und trieb zuerst in Neu-Jersey, dann in Mount-Jolly, wo damals amerikanische Krieger standen, Handel mit Rauchtabak. Die geringen Ersparnisse seines Seelebens vermehrten sich so rasch unter dem neuen Geschäfte, daß er im Jahr 1779

sich in Philadelphia ankaufen und niederlassen konnte. Hier begann er Handel mit altem Eisen und altem Takelwerke, der ihm wenn auch nicht großen, doch sichern Gewinn brachte. Seine Thätigkeit, seine Genügsamkeit, seine Sparsamkeit setzten ihn bald in den Stand, wichtigere Unternehmungen zu beginnen. Da er die Verhältnisse seines Geburtslandes nicht außer Acht gelassen, er auch in Südfrankreich Verbindungen angeknüpft hatte, mußte ihm der Weinhandel sehr viel eintragen. Nebenher nahm er an der Ausrüstung mehrerer Schiffe Theil und konnte in kurzer Zeit sogar als Rheder aus eigenen Mitteln auftreten, was ihm um so reicheren Gewinn brachte, da er als Seemann, wie als Kaufmann, sich tüchtige Kenntnisse erworben hatte. Er richtete nun seine Unternehmungen mehr nach Neuorleans, und fand sich, als auch jetzt das Glück seinen Bestrebungen günstig war, auch bald in dieser Stadt begütert. Er kaufte mit dem Gelde, welches er im Handel entbehren konnte, jetzt nach und nach Ländereien an und versuchte sich mit Vorliebe und nicht ohne Nutzen in Anlage von Gärten und in der Ackerwirthschaft. Am Washitaflusse, im Staate Luisiana, besaß er allein eine Strecke von 208,000 Morgen. Durch all seine vereinigten Geschäfte wuchs sein Reichthum zu solcher bedeutender Höhe, daß er in den schwierigen Zeitläuften, welche der Krieg über die vereinigten Staaten verhängte, sein Vermögen mit einiger Aussicht auf das Spiel setzen, die öffentliche Traue (den Kredit) unterstützen konnte; woher ihm die Landesverwaltung auch die Ermächtigung zu einer Bank gestattete, welche heute noch seinen Namen führt. Es war dies im Jahr 1812, wo man sein Vermögen schon auf 25 Millionen schätzte. In diesem verhängnißvollen Jahr wagte er allein 15 Millionen, um den Staat vor dem Bankbruche zu retten, den England zu verhängen trachtete.

Da sein Unternehmen günstig ausschlug, hatte er selber einen großen Gewinn von seinem hochherzigen Wagniß.

Als bald darauf das gelbe Fieber in den vereinigten Staaten wüthete, machte sich Girard um das Gemeinwesen durch Muth, durch Blosstellung seines Lebens ebenso verdient, als er durch sein Vorstrecken von Geldmitteln, durch Aufopferung seines Vermögens geworden. Er gab nicht allein große Geldgeschenke zur Unterstützung und Pflege der Leidenden, er eilte selber überall hin, wo Kranke zu vermuthen waren, sorgte für deren Unterkunft und Heilung, und legte allenthalben selber mit Hand an, kannte keine Furcht vor Ansteckung und ward auch wirklich von der Seuche, welcher er tausend Mal trotzte, verschont. Von nun ab war und blieb er einer der gefeiertsten Männer seines neuen Vaterlandes. Obschon sein Vermögen bis ins Außerordentliche gewachsen war, blieb er doch einfach, genügsam und rührig, wie in seinen früheren Lebensjahren, und verdankte dieser Lebensweise wohl auch seine dauerhafte Gesundheit. Wenn er die Geschäfte in seiner Rechenstube beendigt hatte, suchte er seine Erholung in seinen Gärten und Pflanzungen, sandte er aus denselben Gemüse zu Markte, oder fütterte und tränkte seine Heerden. Bank, Grundstücke, Häuser, Schiffe, Blumen, Früchte, alles verwandelte sich unter Girards Händen in Gold und half seine Reichthümer anhäufen.

Seine häuslichen Einrichtungen waren in späteren Zeiten prächtig, obgleich sich der Innewohnende nicht von seiner alten Genügsamkeit trennen mochte. Ihm dünkte, daß er sich schöne Gereiden und Kunstgegenstände anschaffen müsse, nicht weil er sie bedürfe, sondern weil die Künstler und Werkmeister ihn bedurften. Inmitten der herrlichsten Säle lebte er wie ein Einsiedler. Für die Tonkunst hatte er Sinn, aber durchaus keine Fertigkeit, daher ließ er sich in Deutschland vortreffliche Flötenuhren fertigen, welche seine Lieblingsweisen spielten, ihm die einfache Tafel würzten. Da seine Gattin früh starb, ohne ihm Kinder zu schenken, nahm er sich der Erziehung seiner Nichten an, steuerte dieselben auch später, als sie Verbindungen ein-

gingen, wenn auch nur mäßig in Betracht seines ungeheuern Vermögens aus, und übertrug dieselbe Liebe und Sorgfalt auf die Nachkommen seiner Nichten. Eine zu glänzende Aussteuer, meinte er wohl mit Recht, würde sie in aller Thätigkeit gelähmt, allen Leidenschaften preisgegeben haben.

Der bis in sein höchstes Alter thätige Mann starb am 26. Christmond (Dezember) 1831. Da er seine Verwandten schon bei Lebzeiten nach ihren Bedürfnissen begabt hatte, hinterließ er beinahe sein ganzes Vermögen, welches sich auf 75 Millionen Franken belief, welches er allein durch seine Thätigkeit selber errungen hatte, zu gemeinnützigen Stiftungen. Er setzte Krankenhäuser, Hebammen- und Taubstummenanstalten, Waisenhäuser, öffentliche Schulen, Hülfsvereine für dürftige Schiffer und deren Wittwen, Spenden an Brandbedarf, Freimaurerhütten, Armenschulen zu seinen Erben ein. Ferner bedachte er die Städte Neuorleans und Philadelphia, in denen er zu wohnen pflegte, mit reichen Geldmitteln, um deren Verschönerung zu begründen, um die Gesundheit der Wohnungen zu heben. Er ließ im östlichen Theile der Stadt Philadelphia den Delaware-Durchgang bauen, dessen Namen er sogar bescheiden in seinem Letztwillen bestimmte, um zu verhüten, daß dem Werke später sein Name beigelegt würde. Er ließ mehrere andere Fleete (Kanäle) im Innern des Landes graben. Er gab allein 2 Millionen Dollars zur Erbauung und Unterhaltung einer großen Schule der Stadt Philadelphia und theilte in seinem Letztwillen die ausgedehntesten Bestimmungen über den Bau der Wohnungen, über die Lebensweise der Zöglinge, über die Erziehung und die Lehrgegenstände mit. So wünschte er, daß man weniger alte Sprachkunde als neue Sprache und Wissenschaften lehre und erlerne, überhaupt, daß man nicht sowohl das Wort, als die Sache beherzige. Ferner drang er darauf, daß der Jugend frühe Ehrfurcht für ein einfaches, tugendhaftes Leben, Liebe zu den freien Satzungen des Vater-

landes eingeimpft würde, und verlangte schließlich, daß in allen seinen Anstalten die reinste Sittenlehre vorwalten solle; verbat sich aber ausdrücklich, daß irgend ein Priester von irgend einer Kirche Zugang dazu hätte, weil nach seiner Ueberzeugung dadurch die jungen Herzen durch Wahneifer und Streitsucht vergiftet würden. Er stellte dem Erzogenen frei, sich die Glaubensrichtung frei zu wählen, wie er selber, von römisch-katholischen Eltern geboren, sich Glauben und Gottesverehrung frei gewählt hatte.

An der schönsten Stelle der schönen Stadt Philadelphia liegt in weiten Gehöften ein herrlicher Tempel, nach dem feinsten Ebenmaße der hellenischen Kunst gefügt: dieses ist die Schule, welche Girard stiftete, welche nicht nur seinen Namen auf die Nachwelt bringt, sondern seinen, für das Vaterland glühenden, für alles Hohe, Schöne und Gute strebsamen Geist den folgenden Geschlechtern vererben wird.

Gottlob Nathus.

Gottlob Nathus, oder auch nach lateinischer Endung Nathusius, ward geboren am 30. April 1760 zu Baruth bei Prenzlau, in der Mark Brandenburg. Seine Eltern waren ehrliche und rechtschaffene, aber so arme Leute, daß sie nichts für seine Bildung thun konnten. Da der Knabe aber große Fähigkeiten mit dem regen Trieb zu lernen vereinigte, ergriffen sie die Gelegenheit, denselben bei einem Kleinkrämer in Berlin unterzubringen, wo er allerdings Mühseligkeit die Hülle und Fülle zu bekämpfen hatte, aber doch auch nicht nur kaufmännische Kenntnisse sammelte, sondern sich auch eine Bildung erwarb, die ihm daheim nie hätte werden können. Als Gottlob

die harten Lehrjahre hinter sich hatte, stand er an Kenntnissen vielen jungen Leuten überlegen, welche die sorgfältigste Erziehung genossen hatten. Bald sogar konnte der arme Ladendiener in eines der größeren Geschäfte Magdeburgs als erster Buchhalter übergehen. Wie groß der Schritt war, welchen der Jüngling gewagt, so war er doch nicht zu groß für seine Fähigkeiten. Der Inhaber des Handlungshauses lernte ihn und seinen treuen Fleiß täglich mehr schätzen, that bald keinen Schritt ohne ihn zu fragen, überließ ihm nach wenig Jahren die unbedingte Geschäftsführung.

Nathus war noch nicht lange in dieser Stellung thätig, als der Tod des Handlungsherrn wieder eine neue Veränderung hervorrief. Dieser hatte nämlich in seinem Letztwillen die Verfügung getroffen, daß die Handlung nur dann fortgeführt werden sollte, wenn Nathus sich bereitwillig finden ließ, als Gesellschafter einzutreten und die ganze Leitung nach wie vor zu behalten. Nathus hatte schon längst die Verhältnisse des Hauses klar durchschaut, hatte erfahren, daß bei weitem kein hinlängliches Vermögen vorhanden sei, die Geschäfte mit Nachdruck fortzuführen; er begriff daher, daß der Eintritt ins Geschäft von seiner Seite Opfer erheischen würde, allein Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, wie Liebe zu dem Geschäfte, dem er einmal seine Kräfte gewidmet hatte, ließen ihn dieses Opfer mit Freuden bringen. Er trat ein, und so veränderte sich der Name der Handlung, die früher Sengewald geheißen, in Richter (der Schwager des verstorbenen Handelsherrn) und Nathus.

In den ersten Jahren des erneuten Geschäftes hatte der junge Kaufherr viel zu kämpfen, schwere Sorge zu tragen, um allen Verbindlichkeiten pünktlich nachkommen zu können, allein seine Thätigkeit, seine klugen Unternehmungen und seine glücklichen Berechnungen halfen ihm über alle Verlegenheiten hinüber, befestigten die Traue (den Kredit) seines Hauses, ließen

ihn bald über ansehnliche Geldmittel verfügen. Als er nun dadurch unbedingtes Vertrauen errungen hatte, legte sich der thätige Mann auch auf die Gewerbewissenschaften, besonders auf die Scheidekunst, und zog aus derselben bedeutenden Gewinnst. Als mit dem Tode Friedrichs II. (1786) in Preußen der Tabakshandel aufhörte, Hoheitsrecht zu sein, als die einheimischen Tabaksgeschäfte durch einen verhältnißmäßigen Zoll geschützt wurden, beeilte Nathus sich ebenfalls, ein Tabaksgeschäft zu gründen. Das Unternehmen gelang; die von ihm ersonnene wohlfeilere und zweckmäßigere Bereitung des Tabaks fand allenthalben großen Beifall, daß sich die Waare nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande rasch verbreitete. Binnen kurzer Zeit wuchs das Geschäft dermaßen, daß jährlich über 700,000 Thaler an Tabak abgesetzt wurden. Der Tod seines Genossen Richter, welcher kinderlos starb, ließ das ganze Geschäft ungetheilt auf ihn übergehen, machte ihn zum alleinigen Besitzer der ausgedehnten Handlung wie des bedeutenden Vermögens. Dieses Vermögen wuchs nun durch Fleiß und Sparsamkeit fortwährend von Jahr zu Jahr mit seinen Geschäften. Die Geschäfte brachten ihn aber in Verbindungen, nicht nur mit den meisten größeren Handlungshäusern, sondern auch mit vielen Regierungen, bei welchen Verbindungen er seinen Vortheil zwar nicht außer Acht ließ, aber auch stets mit der größten Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit verhandelte. Im Jahr 1797 wurde das Tabakswesen in Preußen wieder einer Veränderung unterworfen, Nathus als Geheimerath mit einem bedeutenden Gehalte bei der Regierung angestellt; aber der rechtschaffene Kaufmann, welcher gar bald einsah, daß der Staat Maßregeln angeordnet hatte, die gegen sein Billigkeitsgefühl ankämpften, sandte der Regierung seine Bestallung zurück und hielt sich fortan von jedem Staatsdienste entfernt.

Durch die jetzt eintretenden Kriegsläufte, durch die Errichtung des Königreichs Westphalen erlahmten die Geschäfte so

bedeutend, daß er einen beträchtlichen Theil des Vermögens aus der Handlung ziehen, mit demselben das reiche Kloster Althaldensleben in der Nähe von Magdeburg, dessen Grundbesitz über eine halbe Geviertmeile betrug, an sich kaufen konnte. Jetzt Grundbesitzer geworden, entschloß sich der thätige Mann, den Landbau, der in Deutschland noch sehr im Argen lag, nach den Vorschlägen der tüchtigsten Landwirthe zu veredeln, die gewonnenen Rohstoffe aber auf seinen Gütern selber zu verarbeiten. Er versuchte hierdurch, den auf diesem Gebiete wohnenden Landleuten wie den Umwohnenden ein Feld der Thätigkeit zu eröffnen, trachtete Glück und Wohlstand nach Kräften um sich zu verbreiten.

Nathus sorgte gleich für bessere Ackerbaumaschinen, führte frische Vieharten ein und legte sich besonders auf die Schafzucht, welche für diese Gegend vorzüglich paßte. Wo der Boden sich nicht zum Ackerbau eignen wollte, legte er Waldungen oder edle Obsthöfe an. Er pflanzte über 30,000 junge Obstbäume und verwandelte eine Strecke von 200 magdeburger Morgen in Gartenland, auf welchem er in einer Reihe von großen Gewächshäusern seltene Gemüsarten baute, die Pflanzen aller Himmelsstriche zog, deren Anzahl sich jährlich durch neue Sendungen vermehrte. 130 Morgen wurden zur Aussaat besonders von amerikanischen Wald- und Zierhölzern (Stauden und Bäumen) verwandt, deren Pflänzlinge er dann später im weitesten Umkreise mit beträchtlichem Nutzen verkaufte. Für die verkauften Pflanzen ließ er dann jährlich zur Unterhaltung der Baumschule neue Samensendungen aus Philadelphia kommen.

Als er die Anlage der Gärten und Felder vollendet, den Betrieb derselben begonnen hatte, legte Nathus große Brauereien an, in welchen er sowohl sehr gutes, gesundes, landesübliches Bier, als auch englische Getränke, Porter und Ale braute, deren Bereitung er bald durch seine wissenschaftlichen For-

schungen so vervollkommnete, daß sie weit und breit Aufnahme fanden, ihm großen Absatz sicherten. Auf die Branntweinbrennerei und ihr Verhältniß zur Viehmästung richtete er ebenfalls sein Augenmerk und fertigte bald im Großen alle feineren Krafttränke an. Auch bereitete er Kartoffelbranntwein in einer eigenen Brennerei, in der er durch Mühlenwerke die Kartoffeln schroten ließ. Durch so vielseitige Thätigkeit noch nicht ermüdet, widmete er seine Aufmerksamkeit ebenfalls den mechanischen Einrichtungen, besonders dem Mühlenwesen, führte er die englischen und amerikanischen Vorrichtungen zuerst auf deutschem Boden ein und gewann durch Anlage von feinen Gesieben feineres Mehl, das theilweise in den Handel gegeben, theilweise auf einer Nudelmaschine zu allerlei Nudeln verarbeitet wurde. Zugleich fertigte er für eigenen Gebrauch wie zur Versendung Graupen, Gries und Grütze, legte er Oelmühlen an und sorgte für Reinigung des gewonnenen Oeles in einer besonderen Anstalt. Während der Zeit, daß der westindische Zuckerstoff in bedeutender Höhe stand, legte er eine Rübenzuckersiederei an, mit welcher er geraume Zeit über große Geschäfte machte; als aber das Verhältniß sich umkehrte, ließ er die Siederei nicht eingehen, verwandelte er sie in eine gewöhnliche Zuckersiederei und beschäftigte sofort dieselbe Menschenzahl, benutzte das Gebäude und dessen Vorrichtungen, ohne besondere Auslage für Aenderungen zu opfern. Da seine Obstpflanzungen einen reicheren Ertrag abzuwerfen begannen, legte er sich auf die Bereitung des Obstweines. Sein Keller umfaßte bald über 500 Orthoft verschiedener derartiger Getränke, von denen besonders die von Stachel- und Johannisbeeren gewonnenen Arten viele Liebhaber fanden, von den trefflichsten Südweinen sich kaum unterscheiden ließen. Da Nathus genöthigt war, viel zu bauen und die Ziegelei in seinem Kreise nur auf sehr oberflächliche Weise betrieben wurde, führte er die Weise ein, auf welche in Holland geziegelt wird, vervoll-

kommnete dadurch die Ziegelei im weiten Umkreise, lieferte selber Dach- und Mauerziegel von der größten Härte, von allerlei Farbe und Glasur. Von der Ziegelei führte ihn seine Thätigkeit, nachdem er ein sehr ergiebiges Thonlager entdeckt hatte, auf die Fertigung des Steingutes, welches vollkommen gelang und in kurzer Zeit an Güte dem englischen gleich kam. Da er die Waare viel wohlfeiler liefern konnte, häuften sich die Bestellungen bald in der Weise, daß er dieses Geschäft bedeutend erweitern mußte. Weniger glücklich war er in Anlage einer Porzellanfabrik, zu welcher er den Thon bei Halle gefunden haben wollte. Mehrere Versuche, meißnisches, berliner, französisches und chinesisches Porzellan im Kleinen herzustellen, schienen zwar gelungen, im Großen ließen sie aber Vieles zu wünschen übrig. Wie rastlos der unermüdliche Mann auch vorwärts gestrebt, wie viele neue Zweige des Gewerbwesens er betrieben, wie er alles selber kennen gelernt, ergründet und überwacht, dabei sich nur selten der Kenntnisse Anderer zur Aushülfe bedient hatte, so schien er dennoch nie ruhen zu dürfen, immer Neues anregen zu müssen, schien er sich nie mit dem bereits Gelungenen begnügen zu können. Er unternahm noch ein Verfahren aus Gips, feste, dem Marmor ähnliche Kunstgegenstände zu fertigen, führte dieses eine Zeit lang durch, ließ aber endlich diese Werkstätte wieder eingehen, weil sie sich keiner sonderlichen Theilnahme zu erfreuen hatte. Die Anlage einer Maschinenfabrik verursachte demnächst viele Kosten, mißlang aber wohl aus Schuld und Unkenntniß des englischen Geschäftsführers, der ihn dazu vermocht hatte.

Obgleich Nathus jetzt schon ein hohes Greisenalter erreicht hatte, blieb er fortwährend thätig, bewachte er unaufhörlich den Gang der menschlichen Gewerbthätigkeit, suchte er alles Gute und Fördernde in seinem Kreise einzuführen.

Auch in staatsbürgerlicher Hinsicht bewachte er den Weltgang aus seiner Zurückgezogenheit, freute er sich des Fortschrit-

tes, wo immer er ihn gewahrte. So begrüßte er die Erhebung des französischen Volkes im Jahre 1830 und knüpfte an dieselbe lebendige Hoffnungen für sein deutsches Vaterland; so freute er sich der Bildung des belgischen Staates, der sich seiner Meinung nach als Freistaat erheben sollte. Als Belgien sich dennoch zuletzt zur Wahl eines Königs verstand, schrieb er scherzend seinem Freunde Cockerill, daß er seinem Vaterlande besser einen eisernen König gießen solle.

Mitten in seiner mannichfachen Thätigkeit ward der Greis auch vom Tode hingerafft, und zwar am 23. Heumonat (Juli) 1835. Er ward ernstlich betrauert von einer durch ihn beglückten Sippschaft, von einer bedeutenden Anzahl wohlhabender Arbeiter und Geschäftsleute. Nathus fand nämlich auf seinen Gütern etwa 200 barfüßige Bettler und hinterließ an 1400 gewerbfleißige Arbeiter, die neben ihrem Geschäftsbetriebe, durch den Wohlthäter aufgemuntert, theils Ersparnisse zurückgelegt, theils Grund und Eigenthum erworben hatten. Der allseitig Blickende hatte eigene Vorkehrungen getroffen und besondere Kassen angelegt, aus welchen der Vorschuß für diese Erwerbungen entnommen wurde. Durch sein ganzes Leben hindurch war er bemüht gewesen, Wohlstand, Arbeitsamkeit und Glück um sich zu verbreiten, und war in diesem Streben auch gesegnet zu nennen. Er selber war sparsam und mäßig, schlicht in Kleidung und Haushalt, einfach in seinem Auftreten, von der frühesten Morgenstunde an thätig und geschäftig. Gegen Fremde war er gastfrei und zuvorkommend, offen und mittheilend, allenthalben führte er diejenigen, welche Sinn für seine Thätigkeit hatten, umher, oder ließ sie umherführen, er kannte keine Geheimnißkrämerei, und freute sich, wenn das Gute durch ihn die weiteste Verbreitung erlangte. Er fand sein größtes Glück in eigener Thätigkeit, im Gefühle, andern nützlich zu sein, Unglück heben und mildern zu können und verdient daher für alle Zeiten ehrenvolles Andenken und Nacheifer.

John Cockerill.

John Cockerill wurde am 3. August 1790 in dem gewerbreichen Städtchen Faslington in Lankastershire geboren. Sein Vater verließ kurz nach seiner Geburt England und begab sich nach Verviers in Belgien, wo er sich mit einem der ersten Fabrikherren verband und sich verpflichtete, nur für ihn die damals auf dem Festlande noch unbekannten Spinnmaschinen zu fertigen. Die Ausfuhr dieser Maschinen aus England war streng verboten, das Gelingen in Verviers mußte also der Gewerbthätigkeit eine ganz neue Richtung geben. Der alte Cockerill hatte nur seine beiden älteren Söhne mit nach Belgien hinüber genommen, John, den Jüngeren, bei Verwandten in England gelassen. Diese aber hielten den Knaben schlecht und zwangen ihn zu den niedrigsten Arbeiten, um so mehr, als sie erfuhren, daß der Vater unter besonderem Schutze Napoleons, des verhaßten Franzosenkaisers, arbeite und England durch seine Unternehmungen Abbruch thun könne. Der alte Cockerill durfte nicht nach der Heimat zurückkehren, konnte nur brieflich mit aller Mühe durchsetzen, daß John in seinem neunten Jahre einigen Schulunterricht genoß. Bis in sein zwölftes Jahr besuchte der Knabe nun die Schule, dann ließ ihn der Vater zu sich nach dem Festlande kommen und Theil an seinen Arbeiten nehmen, damit die Geheimnisse seiner Maschineneinrichtung nicht durch die Arbeiter in andere Hände übergehen könnten. Auf diese Weise mußte John in der Schmiede anfangen, hämmern, feilen, schmieden und löthen; vom Kleinsten beginnen, dann fortschreiten, bis ihm das Höhere und Höchste klar vorlag. Durch diesen Bildungsgang gewann er zudem ein Herz für die Arbeit und die Arbeiter, lernte er seine späteren Untergebenen verstehen, gewann sie lieb, errang die Fertigkeit, sich ihnen stets verständlich zu machen.

John war noch sehr jung, als sein Vater ihn mit seinem Bruder James in Lüttich geschäftlich einrichtete. Der Alte war durch Vertrag verhindert, sich selbstständig zu machen, nicht aber seine Söhne, und bald begannen diese das Geschäft zu eröffnen, das den Glanz des Namens Cockerill über die Erde verbreiten sollte. John legte immer mehr Kenntnisse des Geschäftes an Tag, in den höheren wie in den niederen Zweigen; wo sein älterer Bruder mehr nur eine untergeordnete Rolle spielen konnte, durchdrang er mit Scharfsinn das gesammte Geschäftsleben, war unermüdlich in den mannichfaltigsten Einrichtungen und Erfindungen.

Der Vater, der nun alle Verbindlichkeiten gegenüber seinen Geschäftsgenossen erfüllt hatte, trat ganz von der Arbeit zurück, trat den größten Theil seiner Errungenschaft den Kindern ab, damit sie ihre Geschäfte großartiger einrichten konnten.

Im Jahr 1816 brachte John, Seraing das ehemalige Lustschloß des Bischofs von Lüttich, an sich, bezog dasselbe und begann alsbald auf der Stelle der Bettlerhütten, die den Fürstensitz umringten, eine Stadt großartiger Gebäude und Werkstätten um dasselbe zu erheben. Die erste Anlage derselben kostete nicht weniger als 16 Millionen Franken.

Bestellungen aus allen Landen Europas liefen bald ein und entwickelten in der neuen Gewerbstadt das großartigste Geschäftsleben. Cockerill erwarb Eisengruben in den Ardennen, baute einen Kanal dorthin und ließ über denselben die Erze bis in seine thurmgleichen Hochöfen führen, wo sie durch ewige Glut gleich in Fluß übergingen. Aus 50 ungeheuern Essen wallte Dampf auf, eine Reihe gewaltiger Dampfmaschinen regte sich beständig, von allen Seiten ertönten die Amboße. Neun ungeheure Höfe wurden von den Gebäuden gebildet, in welchen die mannichfaltigsten Arbeiten sich vertheilten. Hier wurden Röhren gegossen, um eine Stadt mit Gas zu beleuchten, dort Schienen, um eine Eisenbahn zu bauen, weiterhin

Maschinen aller Art zum Ackerbau, zum Gewerbwesen zusammengesetzt. 2000 Menschen wimmelten gleich Ameisen durch die verschiedenen Räume scheinbar in Verwirrung, und doch in schönster Ordnung. Wöchentlich wurden 80 Tonnen Eisen verbraucht, wurden 70,000 Franken Arbeitslohn ausgezahlt.

Je großartiger die Werkstätte aufwuchs, je weiter sich deren Geschäfte ausdehnten, je mehr trat der Bruder von dem Unternehmen zurück. Dieser verkaufte 1825 seinen letzten Antheil an den König von Holland.

Wie mannichfach nun auch die Geschäfte waren, die täglich den Meister in Anspruch nahmen, so mochte derselbe sich nicht auf seine Werkstätte allein beschränken; er durchdrang mit hellem Blicke die Lage aller nahen Lande, beachtete selbst entferntere und gründete da und dort die verschiedenartigsten Unternehmungen, die er durch geprüfte Leute betreiben ließ, aber immer von seinem Hause aus bewachte und lenkte.

In Lüttich errichtete er eine Werkstätte für feinere Maschinen, in welcher er an 1000 Menschen beschäftigte, eine Baumwollen- und eine Flachsspinnerei mit neuerfundenen Maschinen, eine Kammwollspinnerei, eine Wollenmousselin-Weberei und eine Eisengießerei; bei Val-Benoit, nicht ferne von Lüttich, eine Dampfmühle und eine große Werkstätte für Maschinenbau; in Jemappes eine Eisengießerei, in Val-St.-Lambert eine Glashütte; in Ardennes eine Papierwerkhaltung*) mit drei Maschinen für Papier ohne Ende, eine Kattundruckerei und

---

*) Da es des Verfassers Absicht war, reines Deutsch zu schreiben, sich des deutschen Ausdruckes zu bedienen, und den fremdeingeführten, oft unpassenden, zu umgehen, so lange es möglich war, brauchte er statt des Wortes Fabrik (welches eigentlich nur auf Schmiede deutet) Werkhaltung, wo es die Anstalt bezeichnen soll, oder Werkgaden, wo es blos den Ort andeutet. Fabrikant verdeutscht er mit Werkhalter.

eine Töpferei; bei Namur in Belgien und in Barzellona in Spanien Baumwollspinnereien; bei Charleroi Hochöfen; in Spaa eine Kratzenwerkstätte und eine Baumwollenspinnerei; in Verviers eine Metallspindelwerkstätte für die verschiedenen Spinnmaschinen; in Aachen eine Kammwollspinnerei; in Stollberg bei Aachen beutete er Zinkgruben aus und verarbeitete deren Gewinnste in einer großen Werkstätte; in St.-Denis betrieb er eine Kammwollspinnerei; in Decazeville, in Nordamerika, eine Maschinenwerkhalterei; in Bezeche eine ähnliche Anstalt; in Spanien hatte er Eisenwerke; zu Kottbus, in Preußen, wie in Przeborg, bei Kalisch in Polen, Tuchwerkhaltereien; in Petersburg eine Maschinenwerkstätte; in Surinam betrieb er auf seinen eigenen Pflanzungen eine Zuckermühle und in Algier, wo es an Mühlen fehlte, baute er eine großartige Dampfmühle. Dazu unterhielt er eine Menge von Kohlengruben und Eisenbergwerken, um all diese Anstalten in Thätigkeit setzen zu können.

Das Jahr 1830, das die Umwälzung in Frankreich, die Lostrennung Belgiens von Holland, den gewerblichen Untergang Polens brachte, gab den Cockerill'schen Unternehmungen einen harten Stoß. Cockerill hatte einen so heftigen Unwillen gegen die neue Gestaltung der Dinge gefaßt, daß er sein Seraing während dreier Jahre mit keinem Fuße betrat. Die Folge davon war, daß das Geschäft nach und nach in Verfall gerieth, daß man dessen gänzliches Stocken befürchtete. Im Jahr 1833 endlich kaufte er den Antheil, den die belgische Regierung an dem Geschäfte hatte, den früheren Antheil des Königs von Holland, mit großen Opfern an sich und trat dann wieder unter den Seinigen auf. Binnen Kurzem schien auch das Geschäft abermals auf die alte Höhe empor zu rücken, ja es wurden Anstalten gemacht, in Stollberg bei Aachen eine noch größere Anstalt zu gründen, Plane, Berechnungen, Einleitungen und Vorkehrungen, alle nöthigen Maßregeln waren

schon getroffen, als auf einmal das Geschäft stockte, die Gant über dasselbe ausbrach. Hatte das verhängnißvolle Jahr 1830 zu herbe Nachwehen gehabt, hatte Cockerill seine Geschäfte auf eine zu mannichfache Weise ausgedehnt, daß ihm dadurch die genaue Uebersicht, die Leitung unmöglich, zu bedeutende Verluste für ihn herbeigeführt wurden; sei es, daß die Menge junger Leute, die er ausgebildet, die vielen Geheimnisse seiner Werkstätten später in andere Niederlassungen verpflanzte, andere Anstalten gründete und dergestalt ihn auf dem Felde seiner Thätigkeit einengte, oder wirkten alle diese Umstände zusammen, die Sache ließ sich weder beschwichtigen noch verheimlichen. Ganz Europa staunte über den Fall des Hauses 1839. Cockerill, der seine Unternehmungen, seine Thätigkeit, seine noch unausgeführten Gedanken retten wollte, warf seine Blicke auf die Mächtigen der Erde, unterhandelte mit mehreren Fürsten, ohne jedoch bei Einem Hülfe zu finden. Endlich gewann er die Aussicht, daß Rußland sich seiner annehmen könnte, daß dieser vielfach noch werdende Staat seiner Thätigkeit ein nicht unwürdiges Feld bieten würde. Er reiste daher mit seiner Gattin nach Petersburg, ward schon in Warschau durch den kaiserlichen Statthalter Paskewitsch mit aller Auszeichnung aufgenommen und bewirthet.

Die polnische Bank hatte seit längerer Zeit in Warschau eine Maschinenfabrik errichtet, aber die Leiter der Anstalt hatten der Kenntnisse oder des guten Willens entbehrt, und so war die Einnahme nie günstig für den Staat ausgefallen. Cockerill, hier auf seinem eigenthümlichen Felde, entwarf gleich einen Plan für die neue Einrichtung der Anstalt, bezeichnete eine Reihe junger Leute, welche derselben vorstehen sollten. Der großartige Entwurf einer Kettenbrücke, welche die beiden Weichselufer verbinden sollte, knüpfte sich an dieses Unternehmen, sollte die Anwesenheit des vielseitigen Mannes verewigen. Das Schicksal hatte aber ein Anderes beschlossen; schon in den ersten

Tagen des Jahres 1840, als Cockerill sich eben anschickte, seine Reise nach Petersburg zu vollführen, starb er plötzlich an einem Schlaganfall.

Nach seinem Tode zeigte sich, daß sein Bankbruch mehr nur durch Zusammentreffen äußerer Umstände herbeigeführt worden war, daß, nachdem die Abrechnung gehalten, sich gegenüber von 18 Millionen Schulden 26 Millionen Vermögen vorfanden, daß also kein einziger Gläubiger getäuscht worden war. Cockerill war überhaupt einer der rechtlichsten und tüchtigsten Menschen. Durch seine Erziehung, durch den Druck, den er in England so ungerechter Weise erduldet hatte, war er im Beginn seiner Laufbahn etwas finster und zurückgezogen; später aber verwischte sich der finstere, strengere Zug seines Gemüthes vollständig, war er reiner Frohsinn und Leutseligkeit. Sein ganzes Leben hindurch blieb er der Freund seiner Arbeiter, der Wohlthäter jedes Hülfsbedürftigen. Er war nie so beschäftiget, daß er nicht auch in öffentlichen Dingen, oder für Freunde und Bekannte Zeit zum Rathen und zu Thaten gehabt hätte. Um den Gewerbfleiß des europäischen Festlandes hatte er Verdienste fast wie keiner der neueren Gewerbmänner. Alles was England Vorzügliches erfunden hatte und mit großer Eifersucht bewacht hielt, verpflanzte er nach dem Festlande; daß dadurch nach ihm hundert tüchtige Anstalten ins Leben traten, durch junge Männer geleitet wurden, die von ihm Bildung und Kenntnisse geschöpft hatten. Er legte den Grund zu den Eisenbahnen des Festlandes, er beleuchtete dessen Städte mit Gas und lehrte überall den Gebrauch nützlicher und fördernder Maschinen.

Bewegungskunde.

Die Kunst, die verschiedenen Gegenstände zu bewegen, ist so alt, wie das Menschengeschlecht. Die Urvölker, unter welchen diese Kunst begann, müssen auch schon frühe Werkzeuge, Maschinen ersonnen haben, vermittelst derer sie Arbeiten vollführten, welche selbst zu unseren Zeiten noch eine schwierige Aufgabe scheinen dürften. Die Trümmer von Städten in Kleinasien und Aegypten sind aus so riesenhaften Steinen gefügt, daß alle Bauverständigen darüber staunen, aus Steinen, welche weit aus der Ferne herbeigeschafft werden mußten. Ebenso haben die Erbauer der ägyptischen Pyramiden, die sich im dunkelsten Alterthume verlieren, schon bedeutende Hülfsmittel gekannt, um die gewaltigen Steinmassen, aus welchen diese Bauten bestehen, loszubrechen, in die ägyptische Fläche zu führen und übereinander zu thürmen. Aehnliche Werkzeuge und Bewegungsmittel scheinen den Völkern der keltischen Urzeit eigen gewesen zu sein, welche in England und Frankreich, auch hier und dort in Deutschland Steinringe und Steinpforten übereinanderthürmten, welche von außerordentlichem Gewichte sind. Auch der Schiffbau der Phöniker setzt schon große Kenntnisse der Bewegungskunde voraus. Der griechische Gelehrte Thales erfand dem lydischen Könige Krösos künstliche Stromüber-

drückungen und Ktesifon Maschinen, um Steine und Säulen zum Schmucke des ephesischen Tempels heranzuführen. Am ausgebildetsten ward diese Lehre durch Archimedes und die Weisen der alexandrinischen Schule. Durch das lange Mittelalter konnte sich die Kunst wenig über die Höhe heben, welche sie in der alten Welt eingenommen, blieb sie im Gegentheil in mancher Richtung tief unter derselben, bis die neuere Zeit dieselbe wieder in den mannichfaltigsten Richtungen zum Fortschreiten brachte.

Archimedes.

Archimedes, geboren in Syrakusä um das Jahr 287 vor unserer Zeitrechnung, war der Sprosse eines angesehenen Hauses. Hiero, sein Freund und Herrscher, unterhielt sich gerne, wie einige Schriftsteller erzählen, mit ihm von der Wissenschaft, welcher er sein Leben gewidmet hatte. Unter anderm wird berichtet, daß er, da er eines Tages dem Könige die Lehre von den bewegenden Kräften mitgetheilt, zu sagen gewagt, daß er die Erde aus ihren Angeln bewegen wolle, wenn man ihm einen Fleck zur Stütze außer ihr anweisen würde. Lange Zeit hatte diese Aeußerung für ein Märchen gegolten, aber nichtsdestoweniger beruht sie auf einer unläugbaren Wahrheit. Natürlich muß man berücksichtigen, daß eine geringe Kraft, welche eine so große Last bewegt, dieses nur mit einer verhältnißmäßigen Verringerung der Schnelligkeit vermag; so daß ein so unermeßlicher Hebel, wie er hier erforderlich wäre, eine unendlich große Zeit erfordern würde, um seinen Zweck hier nur einigermaßen erreichen zu können.

Wir wollen übergehen, was Archimedes gethan, die Größenlehre und Meßkunst zu vervollkommnen, beschränken uns hier nur darauf, daß er zuerst näherungsweise das Verhältniß zwischen Kreisumfang und Kreisdurchmesser entdeckte, und zwar mit einer Genauigkeit, welche auch heutigen Tages noch in den meisten Fällen hinreichend ist. In seinen zwei Büchern über die Kugel und die Rundsäule, setzte er ebenfalls das Verhältniß dieser Räumlichkeiten, sowohl was die Oberfläche, als den Inhalt betrifft, fest und war so erfreut über seine Entdeckungen, daß er in seinem Letztwillen bestimmte, daß man ihm eine in eine Walze beschriebene Kugel auf sein Grab zeichne. Cicero, zwei Jahrhunderte später, römischer Beamter in dem eroberten Sizilien, erkannte an diesem Zeichen das Grabmal des großen Denkers, der von seinen undankbaren Landsleuten längst vergessen worden war.

Archimedes war auch der erste, der die wahren Grundsätze des Gleichgewichtes der Wasserrechtigkeit entdeckte. Ueber den Versuchen, um hier ins Klare zu kommen, fand er, daß ein ins Wasser getauchter fester Gegenstand so viel von seinem Gewichte verliert, als er Wasser verdrängt. Man erzählt, er sei durch folgenden Anlaß zur Entdeckung gekommen. Der König Hiero hatte einem Goldschmiede eine bedeutende Menge Goldes gegeben, daß er ihm eine Königsbreite (Krone) daraus mache, hatte aber nachher den Meister im Verdacht, einen Theil des anvertrauten Goldes zurückgehalten und dafür Silber zugesetzt zu haben. Archimedes erhielt den Auftrag, die Thatsache zu untersuchen, zu entdecken, in welchem Maße die Vermischung Statt gefunden habe. Die Verschiedenheit der Dichtigkeit der beiden Metalle und der aus ihnen hervorgegangenen Zusammensetzung gaben ihm die Mittel, die Aufgabe zur Genüge zu lösen.

Archimedes soll gerade im Bade gesessen haben, soll durch die bei seinem Eintauchen aus der Wanne entfließende Wasser-

menge auf den Grundsatz geleitet worden sein, der wie ein höherer Lichtstrahl ihn traf, so daß er seine Nacktheit nicht bemerkend, wie ein Unsinniger unter dem Rufe: „Ich hab's gefunden!“ nach Hause rannte. Da von ihm allgemein erwähnt wird, daß er unter angestrengtem Denken öfter die Welt um sich zu vergessen pflegte, so ist diese Erzählung von ihm keineswegs unwahrscheinlich.

In der Maschinenkunde schreibt man diesem Meister eine Menge nützlicher Erfindungen zu, welche einige Geschichtschreiber bis auf 20 angeben; er selber hat der Welt keine Nachrichten hierüber ertheilt. Eine dieser Maschinen, die sehr geistreich erdacht und bis auf den heutigen Tag noch häufig, um Wasser auszuschöpfen, wie als Ruder bei Dampfbooten angewendet wird, hat den Namen „archimedische Schraube“ behalten. Diese besteht aus einem walzenförmigen Kerne, um den eine Reihe von Flügeln von dünnen Brettchen in Schneckenwindung angebracht ist, die außen durch eine Hohlwalze unterstützt werden. Wenn man nun dem Ganzen eine Neigung von etwa 30 — 35 Grade gegen die Wagerechte gibt, dann einen Theil in das Wasser stellt und nun das Ganze um die Achse dreht, so fließt das Wasser immer nach unten in die Windungen, steigt bei jeder Drehung um eine Windung höher und gießt sich zuletzt oben durch die höchste Windung aus. Die Aegypter machten schon im Alterthume einen häufigen Gebrauch von dieser Erfindung, und einige Schriftsteller nehmen an, daß Archimedes eben in Aegypten auf diese Vorrichtung hingewiesen worden sei.

Man hält Archimedes gleichfalls für den Erfinder der Schraube ohne Ende und des Flaschenzuges, durch den man so ungeheure Lasten mit geringen Kräften heben kann. Cicero, Claudius und Ovidius sprechen mit Bewunderung von einer Kugel, die er gefertiget, welche mit Genauigkeit die Bewegungen der Gestirne versinnlichet habe. Auch machte er verschie-

dene Beobachtungen über die Sonnenbahn und erdachte sich ein Werkzeug, den Durchmesser der Sonne zu bestimmen.

Um die Schiffbaukunst machte sich Archimedes ebenfalls verdient. Er baute nach Athenäus für den König Hiero ein Schiff, zu welchem er so viel Holz als zu 60 damals üblichen Galeeren verwandte. Es hatte unter seinen Räumen eine Zechhalle, Gänge, Gärten, Fischteiche, Stallungen, Mühle, Bäder und einen Betsaal. Es war mit einer ehernen Brustwehr eingefaßt, hatte acht Thürme mit Bollwerken und Kriegsmaschinen, unter diesen letztern eine, welche 300pfündige Steine und 12 Fuß lange Spieße auf weite Entfernung warf.

Der ausgebreitete Ruhm des Weisen ward dadurch vergrößert, daß er in den letzten Tagen seines Lebens seinen Geist zur Vertheidigung seines Vaterlandes verwandte. Marzellus belagerte damals Syrakusä an der Spitze eines zahlreichen Heeres und einer bedeutenden Flotte. Doch sah er alle seine Angriffe durch die Anstrengungen des berühmten Werkmeisters zurückgeschlagen. Bis dahin unbekannte Maschinen warfen einen Hagel von Lanzen oder ungeheure Steine, welche zerschmetternd auf die Anstürmenden fielen. Riesige Zangen reckten sich von der Mauer aus, griffen die römischen Schiffe und versenkten sie, nachdem sie sie zuerst emporgehoben hatten. Endlich verfolgten Brennspiegel die Schiffe bis auf weite Entfernungen und zündeten sie mitten auf den Wellen an. Dieser letzte Umstand ist, weil einige Geschichtschreiber ihn umgehen, in Zweifel gezogen worden, allein die Erfahrungen und Versuche neuerer Gelehrten lassen die Möglichkeit einer solchen Vertheidigung nicht bezweifeln.

Syrakusä unterlag jedoch troß der außerordentlichen Erfindungen seines berühmten Vertheidigers. Die Römer überfielen den Platz, während die Bewohner ihren Göttern opferten. Archimedes, der wie gewöhnlich in tiefes Nachsinnen versenkt war, erfuhr diese Begebenheit nur durch einen feindlichen Krie-

ger, der ihn zu seinem Feldherrn kommen hieß. Archimedes entgegnete, daß er kommen wolle, sobald er seine Berechnungen gefunden habe; der Krieger aber, welcher ihn nicht kannte, tödtete ihn durch einen Schwertstreich, troß der Weisung des Marzellus, ihn zu schonen, und so erlag der große Maschinenkundige des Alterthumes einem finstern Geschicke.

Selbstreger, nachahmende Bewegungslehre.

Die Nachbildung der Bewegung lebendiger Wesen durch künstliche Vorrichtungen hat schon seit den frühesten Zeiten die Bewunderung der Menschen erregt, die Geschicklichkeit einzelner Meister angespornt. Aulus Gellius berichtet, daß Archias von Tarent schon eine künstliche Taube gebildet habe, welche vermöge innewohnender Vorrichtungen geflogen sei. Albert von Bollstädt und Müller von Königsberg sind ob ihrer Kunst, mit welcher sie Aehnliches bewirkten, als Zauberer verschrieen worden. Hans Schlottheim und Kristof Schißler (1581) fertigten eben auch künstliche Maschinen und Achilles Langenbucher, welcher wegen seiner Geschicklichkeit in Augsburg (1610) das Bürgerrecht erhielt, war durch selbstspielende Tonzeuge berühmt. Eines soll eine ganze Vesper von 2000 Takten gespielt haben. Alle früheren Versuche wurden durch Vaucanson, den französischen Meister, verdunkelt. Nach diesem hat sich ein Herr von Kempelen durch eine Schachmaschine, haben sich die Brüder Droz, Schweizer, durch ähnliche Erfindungen berühmt gemacht. Singmeiers „Flötenspieler", Mälzl's und Kaufmanns „Trompeter" und Firzard's, des Bielers, „spinnende Schäferin" verdienen einer Erwähnung.

Einen minder glänzenden, wohl aber viel nützlicheren und menschenfreundlicheren Zweig dieser Nachbildung hat sich eine Frau, Luise Eichler in Berlin, gewählt. Sie ersetzte nämlich durch ihre Kunst verlorne Arme und Beine, und zwar durch künstliche Glieder, welche durch inneres Federwerk getrieben und bewegt die Verstümmelten unterstützten, zu manchen Verrichtuugen geschickt machten. So können Menschen, welche einen Fuß verloren haben, auf dem künstlichen wie auf einem natürlichen schreiten, können Einarmige mit einem künstlichen Arme, mit der Hülfe des natürlichen in vielen Richtungen den Verlust verschmerzen. Uebrigens ist diese Kunst so ganz neu nicht, hatte schon ein einfacher Schmied in Heilbronn (um 1510) dem bekannten Ritter Götz von Berlichingen eine Hand von Eisen gemacht, welche die Lanze halten und manche Ritterdienste leisten konnte.

Albert von Bollstädt.

Albert von Bollstädt, auch Albert der Deutsche oder Albert der Große genannt, war um 1193 zu Launigen in Schwaben in dem gräflichen Geschlechte Bollstädt geboren. Nachdem der aufgeweckte Knabe in einem Kloster seiner Heimat die erste Bildung erhalten, wurde er von den Seinigen nach Italien gesandt, wo er die Hochschulen von Pavia und Bologna besuchte, mit den gelehrtesten Männern verkehrte und wie dieses seine späteren Schriften und Arbeiten beweisen, sich Kenntnisse in den Naturwissenschaften wie in den Gewerben errang, welche nicht nur für diese Zeit bedeutend waren, sondern ihm auch einen Platz unter den größten Männern, welche je gelebt haben, sichern. Auf seinen Reisen und Fahrten mag

er an den Höfen der italienischen Großen manche Abenteuer bestanden haben, wenigstens besingen noch deutsche Volkslieder seine gefährlichen Liebeshändel, aus welchen er sich durch seinen Scharfsinn immer rettete. Später trat er in den Orden der Predigermönche, lehrte in Hildesheim, Freiburg, Regensburg und Strasburg, und wurde zuletzt, 1249, Leiter der Hochschule in Köln. Hier lebte er in den angenehmsten Verhältnissen, von allen Gebildeten als Weiser geehrt, von dem Volke als ein gewaltiger Zauberer gefürchtet. Die Bücher jener Zeit sind voll von seinen Wunderthaten, welche bis in die Volksmärchen unserer Tage wiederklingen. Nach den von ihm umlaufenden Berichten hätte er sich schon ein Treibhaus gebaut, hätte er dieses mit südlichen Pflanzen, mit seltenen Vögeln erfüllt. In diesem zauberischen Aufenthalte bewirthete er unter andern einmal den deutschen Kaiser, Wilhelm von Holland, mitten im Winter, bevor dieser Fürst eben auch zum deutschen Volksmärchen ward. Die größten Wunder, mit welchen Albert aber seine Zeitgenossen in Staunen setzte, waren Uhrwerke, welche um diese Zeit eingeführt wurden, mit welchen er künstlich gebildete Thiere in Bewegung setzte; auf diese Weise bildete er sogar einen künstlichen Menschen, der, wenn man an die Thüre seiner Zelle pochte, diese öffnete, sich verneigte und mit einem Gruße den Eintretenden willkommen hieß. Daß diese Arbeit vom rohen Volke auch der Zauberei zugeschrieben wurde, läßt sich denken. 1254 wurde der Gelehrte zum Provinzial seines Ordens, 1260 vom Papste Alexander IV. zum Bischof von Regensbarg ernannt. Dem denkenden Manne, der sich bisher mit den Wissenschaften beschäftiget hatte, wurden die geistlichen Spitzfindigkeiten und Reibereien bald zum Ekel, so daß er zwei Jahre nach seiner Ernennung seine Würde wieder niederlegte, sich in seinen früheren Lebenskreis, nach Köln, zurückzog, und dorten bis an seinen Tod (1280) als Lehrer der Weltweisheit im vollen Wortsinne geschäftig blieb.

Wenn sich auch ein Theil seines Strebens in Märchen verflüchtigte, so darf nicht vergessen werden, daß er das Wissen des Aristoteles wie der gelehrten Araber in sich vereinigte, und seinen Schülern vererbte, daß er durch Einrichtung von Gewächshäusern, daß er durch Verbesserung der Mühlen und der kurz zuvor erfundenen Uhrwerke sich bedeutende Verdienste um die Mitwelt erworben, daß er wahrscheinlich auch den Bau der Kirchentonzeuge, der Orgel, förderte, wenn er nicht gar der Erfinder dieses großartigen Tonzeuges ist, wie es sich im Mittelalter entfaltete; wenigstens wird Ulrich Engelbrecht, welcher 1260 die große Orgel im Strasburger Münster erbaute, ausdrücklich sein Schüler genannt.

Johannes Müller.

Johannes Müller von Königsberg, geboren in Königsberg in Franken 1436, hatte sich in Wien unter Peuerbach in die Größenlehre einweihen lassen, dann selber in dieser Stadt einen Lehrstuhl dieser Wissenschaft gegründet; der Wissenstrieb ließ ihn aber dorten nicht ruhen, bewog ihn 1461 mit dem Kardinal Bessarion nach Italien zu gehen. In Italien erlernte er die griechische Sprache und übersetzte viele Schriften der griechischen Mechaniker. Aus Italien zog er an den Hof des Ungarnkönigs Mathias Korvin, legte aber 1471, als er wieder in die Heimat zurückgekehrt, in Nürnberg eine Buchdruckerei an. Im Jahr 1474 ward er vom Papste Sixtus wegen der Verbesserung des Kalenders nach Rom berufen, zum Danke für geleistete Dienste auf den Bischofssitz von Regensburg erhoben, auf dem er schon 1476 starb; vergiftet, wie man sagt, durch die Söhne eines griechischen Gelehrten, Georg

von Trapezunt, in dessen Schriften er viele Irrthümer nachgewiesen hatte. Er war der erste Deutsche, welcher sich mit Glück auf die Wissenschaft der Größenlehre legte, die Buchstabenrechnung und die Dreiecksmessung vervollkommnete. In der Bewegungslehre brachte es Müller sehr weit; er erwarb durch dieselbe einen Ruf, wie ihn vor ihm blos Albert von Bollstädt genossen hatte. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit Wasserleitung, Mühlenwesen, Gewicht und Brennspiegel, und machte sich seine Zeitgenossen wie die Nachwelt dadurch verbindlich; er ergötzte sich dabei auch mit der nachahmenden Mechanik und verfertigte Mäuse, welche durch die Stuben umherliefen, fertigte einen Adler, welcher durch die Lüfte flog. Vielleicht waren ihm die Gasarten schon bekannt, konnte er durch diese letzteres Wunder bewirken. Größere Dinge als der lebende Müller bewirkt, erzielte der Hinübergegangene durch seine Schüler, durch die jungen Leute, welche er zur Wissenschaft geweckt hatte. Unter diesen befand sich der große Preuße Kopernik, welcher zuerst das Räthsel des Weltbaues bestimmt zu lösen wagte.

Jacques Vaucanson.

Jacques Vaucanson ward geboren in Grenoble 1709. Schon in frühester Jugend zeigte dieser außerordentliche Mann die Geistesrichtung, die ihn später der Gesellschaft so nützlich machen sollte. Seine Kindheit war schon ernst und nachdenklich. Die Mutter, welche seine erste Jugend leitete, war eine sehr ernste, sehr fromme Dame, welche mit andern Damen Umgang pflegte, die sie in diesen Eigenschaften noch übertrafen, welche den Knaben jeden Sonntag mit in deren Gesellschaft nahm. Da er seiner Jugend halber sich nicht in die geistliche Unterhaltung mischen konnte, war er gewohnt, alle Aufmerk-

samkeit einer im Nebenzimmer hängenden Uhr zuzuwenden. Nachdem er lange Zeit über den Bau dieses ihm neuen Werkzeuges blos durch die Spalten und Ritze des Kastens beobachtet hatte, gelangte er dahin, sich die innere Vorrichtung erklären und hinzeichnen zu können, obschon sie ihm noch großentheils verborgen geblieben war. Einige Monde später hatte er, obschon nur mit sehr groben Werkzeugen ausgerüstet, eine Uhr in Holz geschnitzt, welche die Stunden ziemlich genau andeutete.

Selten ließ ihn die strenge Mutter spielen; was sie noch am ersten erlaubte, waren Nachahmungen des Gottesdienstes, der Messe, welche der Knabe dann mit seinen Gespielen sang. Um seine kleine Kirche zu schmücken, fertigte er sich Engel, welche von selber die Flügel bewegten, fertigte er sich Priester, welche zu leben schienen, welche alle Bewegungen ausführten, welche die Messe von ihnen verlangte. Kaum in das Jünglingsalter getreten, machte der junge Vaucanson eine Reise nach Lyon; gerade um diese Zeit hatte diese große Stadt, die zweite des Reiches, einen Preis auf einen Maschinenbau gesetzt, der die gesammte Stadt mit Wasser versorgen könne. Der Jüngling las diese Bekanntmachung, und seine Bildkraft begann gleich zu arbeiten, wollte nicht ruhen, bis er sich diese Aufgabe gelöst hatte. Als er aber zu Stande gekommen, verhinderte ihn die jugendliche Schüchternheit, das Mißtrauen, welches er in seine Kräfte setzte, sich bei der Preisbewerbung zu betheiligen. Einige Zeit nachher ward er durch seine Eltern nach Paris geführt. Dort sah er unter andern Sehenswürdigkeiten die Samaritanerin auf der Neubrücke. Wie erstaunte er, indem er in diesem Kunstwerke gerade dieselbe Vorrichtung fand, welche er in Lyon ersonnen hatte. Dieser erste Erfolg, von welchem er Niemanden zu sprechen wagte, diente doch dazu, ihm selber das Gefühl seiner Fähigkeit zu enthüllen, ihn zu ermuthigen, daß er seine Bemühungen und Forschungen fortsetzte.

Nach mehreren Jahren, die er mit viel Erfolge angewandt, sich in der Maschinenkunde, in der Tonkunst und Zergliederungskunst auszubilden, suchte Vaucanson einen Gedanken auszuführen, der in ihm erwacht war, als er in dem Tuilleriengarten den bekannten Flöte spielenden Faun von Coissevor sah. Während der aufgedrungenen Musestunden einer längeren Krankheit gelangte er durch vielfache Vergleichungen und Berechnungen dahin, eine Bildsäule aus Holz zu fertigen, welche mit bewunderungswürdiger Genauigkeit das Spiel eines Künstlers jener Zeit nachahmte. Dieser Selbstreger führte zwölf verschiedene Stücke auf, seine Lippen regten sich dabei vorwärts und zurück, bogen sich zusammen oder öffneten sich, indem sie die Schnelligkeit des Windes mehrten oder minderten, gemäß den verschiedenen Tönen, d. h. mit den Veränderungen, welche der Fingersatz bedingte, und der Bewegung einer Klappe, welche den Dienst der Zunge leistete. Er mußte eine Menge Räder, Schnüre, Stahlketten, Blasebälge, Rollen, Hebel und Röhren zusammensetzen, um zu diesem Endergebniß zu kommen. Man erzählt, daß Vaucanson's Diener bei den ersten Tönen der Bildsäule so von Erstaunen hingerissen gewesen, daß er vor seinem Herrn auf die Knie gefallen, daß er ihm eine Art von Anbetung gezollt habe, die man sonst nur der Gottheit weiht, daß beide sich dann unter Freudenthränen umarmten. Dieser selbstregende Flötenspieler, der gegenwärtig in Deutschland noch aufbewahrt werden soll, war für die Königin bestimmt. Er fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit im höchsten Grade, und selbst Voltaire, der doch sonst nicht freigebig mit Lobsprüchen war, nannte Vaucanson den Nebenbuhler des Prometheus.

Der Erfinder blieb nicht bei dem einen Wunder stehen; um 1741 stellte er zwei Enten und einen Tamburinspieler aus, welche mit derselben Begeisterung aufgenommen wurden. Diese Enten tranken, wühlten im Wasser und schnatterten wie ihre lebendigen Ebenbilde, sie bewegten ihre Flügel, hoben ihre

Tatzen, drehten ihre Hälse rechts und links, fingen Körner mit dem Schnabel auf und schluckten sie hinunter; dann ward, durch eine künstliche Vorrichtung, das Verschluckte innen zermalmt und dasselbe in einen Zustand gebracht, welcher der Verdauung ähnlich sah. Der Tamburinspieler war vielleicht mit noch größerem Aufwande von Kenntnissen zusammengesetzt. In einer Hand hielt er ein Pfeifchen, in der andern ein Stäbchen, mit dem er sein Tamburin schlug. Auf ersterem Tonzeuge spielte er an 20 Tänze, und auf dem andern machte er einfache und Doppelschläge, verschiedene Wirbel, welche im Takte die Weise des Pfeifchens begleiteten. Nach diesen wunderbaren Leistungen wuchs der Ruf Vaucansons in der Weise, daß Friedrich der Große, König von Preußen, der sich mit den vorstechendsten Geistern Europas umgab, ihm glänzende Anerbietungen machte; aber der berühmte Künstler hatte die Grundsätze eines ächten Bürgers, wollte nur seinem Vaterlande angehören, wollte Frankreich nicht verlassen. Der Kardinal Fleury, damals Staatskanzler Ludwigs XV., begriff, daß ein solcher Geist für die Vervollkommnung der Gewerbe von äußerstem Nutzen sein könne, übertrug ihm die Oberaufsicht über die Seidenwerkstätten. In dieser Stellung, zu welcher ihn sein Wissen durchaus befähigte, erwarb er sich nicht weniger Verdienst als nützlicher Gewerkmeister, wie er sich Ruf als unterhaltender Künstler bereits erworben. Unter den vielen Erfindungen, welche er einführte, steht die Maschine um „die Kette ohne Ende“ zu fertigen, der Haspel, welche die Fäden schlichtet, obenan. Diese Erfindung hat auch seinen Namen erhalten. Besonders vervollkommnete er noch die Vorbereitungsweise der Seide, ehe dieselbe zu Stoffen verwebt wird.

Während er in Lyon die Oberaufsicht über das Seidengewerke führte, suchte er einen Streit zu schlichten, der sich zwischen den Werkhaltern und den Webermeistern entsponnen hatte; einige der letzteren dachten ihre freilich seltene Geschick-

lichkeit durch außerordentliche Forderungen dermaßen geltend zu machen, daß sie durch den hohen Preis der bunt gewebten Stoffe den Lyoner Werkstätten einen schweren Stoß gegeben haben würden. Vaucanson sagte kein Wort zu allen ihren Vorwänden, aber als er sich ein Muster der fraglichen künstlichen Stoffe geben lassen, fertigte er eine Maschine, mittelst welcher ein Esel dieselben Stoffe mit der vollkommensten Genauigkeit fertigen konnte. Auf die Weise dachte Vaucanson eine nach seiner Ueberzeugung ungerechte Nachgiebigkeit von Seiten der Werkhalter zu verhindern und sich zugleich auch auf eine drollige Weise an den Lyoner Meistern zu rächen, welche ihn einstens in ihrem Unwillen mit Steinwürfen verfolgt hatten, indem sie in ihrem Unverstande behaupteten, er wolle sie, indem er ihre Webstühle vereinfache, alle zu Grunde richten. Man sieht noch heute in einem der Säle der Gewerbehalle die Maschine, wie sie damals gefertigt wurde, mit der Stoffzeichnung, welche sie ausführte.

Die Aufführung von Marmontels Kleopatra gab Vaucanson Gelegenheit, seinen erfinderischen Geist leuchten zu lassen. Er fertigte eine künstliche Schlange, welche, sich an der Brust der ägyptischen Königin windend, das Gezisch einer lebendigen Schlange erhob. Dieser Selbstreger neuer Art gab Veranlassung zu einem recht witzigen Ausdruck. Ein Zuschauer, der nicht sehr zufrieden gestellt schien, wurde beim Schlusse von seinem Nachbarn gefragt, „was er von dem Trauerspiele Marmontels halte?“ „Ich stimme ganz mit dem Urtheile der Schlange überein, welche Sie eben pfeifen hörten!“ antwortete dieser. Der letzte Versuch des Meisters bestand in der Herstellung einer Menschenbildung, in deren Innerm der ganze Blutumlauf des lebendigen Menschen Statt finden sollte. Dieses Streben, das kühnste, welches die nachahmende Mechanik verfolgen kann, welches die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes erweckte, scheiterte, aber nicht an der Thätigkeit des Meisters,

sondern an den Schwierigkeiten, welche ihm von Seiten der katholischen Priesterschaft erhoben wurden, welche sein Künstlergefühl mit Recht entrüsteten.

Ein so nützlich verwandtes Leben endigte leider zu bald. Er war noch beschäftiget, die Maschine zu vervollkommnen, welche die endlose Kette fertigt, als er sich von dem Leiden ergriffen fühlte, das seinem Leben die Gränze setzen sollte. Er drängte seine Arbeiter aus Furcht, die Zeit könne ihm mangeln, dieses Geschenk den vielen andern zuzufügen, welche er dem französischen Gewerbwesen gemacht hatte. Seine Befürchtung war nur zu gegründet. Kaum hatte er dieses Werk, sein letztes Meisterstück, vollendet, als er der Kunst, der Wissenschaft und der Menschheit entrissen ward, am 21. November 1782.

Vaucanson war nicht nur der geschickteste Gewerkmeister seiner Zeit, er war auch ein Ehrenmann in jeder Bedeutung des Wortes. Die Dienste, welche er der Menschheit leistete, erstreckten sich bis über das Grab hinaus. Er vermachte dem Könige Ludwig XVI. durch Letztwillen seine ganze Maschinensammlung, welche er im Mortagner Hofe, in der Charonnestraße, aufgestellt hatte, zum Vortheil der Künste und Gewerbe. Der dankbare Fürst zeigte durch die That, wie sehr er das Vermächtniß ehre. Er sorgte edelmüthig für die einzige Tochter des Künstlers. Die Sammlung setzte er unter Aufsicht des Finanzaufsehers und trug diesem auf, alles was von Maschinen-Vorbilden, Werkzeugen des Gewerbfleißes, gefunden werden könne, ja was irgend fähig wäre, den Erfindungsgeist zu wecken und zu bilden, damit zu vereinigen. Der König kaufte selbst das Gebäude, das noch heute den Namen Vaucansons trägt.

Auf diese Weise wurde der erste Grund gelegt zu der gewerblichen Sammlung, welche jetzt unter dem Namen des Conservatoriums der Künste und Gewerbe bekannt ist.

Eichler (Luise).

Eichler (Luise), geboren ums Jahr 1807 in Dresden, wo ihr Vater als Güterfahrer lebte. Frühe schon zeichnete dieses Mädchen sich durch Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten, wie durch feinen Sinn für die künstlichen Vorrichtungen aus, welche eben ins Hauswesen einschlagen. Als sie erwachsen, ward dieser Sinn durch entsprechenden Unternehmungsgeist unterstützt, durch vergleichenden Verstand getragen. Sich in ihrem Fache, in weiblichen Arbeiten, zu vervollkommnen, ging sie nach Berlin, wo sie bald von dem Flitter der Putzsucht auf viel wichtigere Dinge geleitet werden sollte. Unter den Bekanntschaften, die sie in der Hauptstadt machte, befand sich ein junger Mann, der sich mit Fertigung von ärztlichen und wundärztlichen Bestecken beschäftigte. Dieser junge Mann hatte unter anderm darüber nachgedacht, wie man Verstümmelte, statt der gewöhnlichen Krücken, mit künstlichen Gliedmaßen unterstützen könne, welche sich wie die natürlichen biegen ließen und zu den mannichfachsten Vorrichtungen behülflich wären. Der junge Mann, der sich zu dem äußerst schönen und aufgeweckten Mädchen hingezogen fühlte, theilte derselben seine Gedanken mit und weihte sie, jemehr er sah, wie sie daran Gefallen fand, vollständig in seine Kunst ein. Bald konnte das Mädchen sich nicht mehr in ihre gewöhnliche Arbeiten finden, konnte sie dem Triebe nicht widerstehen, mit der Feile, mit dem Hammer den Stahl zu bearbeiten, durch Schrauben und Federn, durch Sehnen von Darmsaiten Hebel zu bewegen, denselben die Bewegbarkeit menschlicher Gliedmaßen zu geben, sie äußerlich mit der menschlichen Form zu umkleiden. In kurzer Zeit hatte die Schülerin hierin den Meister überflügelt, war das, woran der junge Mann noch grübelte, dem Mädchen klar geworden. Sie bildete nun Gliedmaßen, welche den Verstümmelten nicht nur

zur Zierde, sondern auch zum Nutzen gereichen konnten, ohne daß sie den Trägern beschwerlich fielen, und trat im Jahr 1834 öffentlich mit ihren Arbeiten hervor, welche alsbald von der königl. Regierung durch Ausschlußbriefe in ihrer Erfindung anerkannt und geschützt wurden. Die Königin von Preußen, deren Wohlthätigkeitssinn allgemein bekannt ist, machte gleich mehrere Bestellungen bei der Künstlerin, beschenkte einen im Kriege Verstümmelten mit einem Fuße, der sich vollkommen zum Gehen tauglich zeigte, bestellte im Jahre 1841 zwei Arme für einen jungen Mann aus der Gegend von Solingen, welcher durch einen schrecklichen Unstern in einem Werkgaden beide Arme verloren hatte. Auch dieses Unternehmen wurde mit allem Erfolge gekrönt; der Ruf der Künstlerin verbreitete sich immer weiter, so daß von allen Seiten Bestellungen eingingen. Das Mädchen, das früher unbekannt im Schwarme gelebt hatte, wurde wie durch einen Zauberschlag zu den Berühmten des Tages erhoben, und da sie schön und geistreich war, von Schmeichelei und Verehrung umgeben. Unter dieser Umlagerung traten allmälig die alten Bekanntschaften in den Hintergrund, wußten sich neue dem Anscheine nach geltend zu machen. In diesem zahlreichen Verehrerkreise zeichnete sich ein junger Mann, der einem angesehenen Beamtenhause entsprossen, der selber sich der Rechtswissenschaft gewidmet hatte, aus, bewarb sich mit allem Ernste um die Hand der Gefeierten. Sie nahm dessen Bewerbungen mit Wohlgefallen auf, gab sich den Vorspiegelungen von Einfluß und Glück hin, und fand sich bald für immer gebunden. Fräulein Eichler, nun Frau Krause, bezog einen der Paläste der Lindenstraße, richtete sich auf das Glänzendste ein, und hatte auch die Genugthuung, ihr Haus bald zum Sammelplatz aller Verstümmelten werden zu sehen. Aus allen Gegenden Deutschlands langten Leute an, welche von ihr Ersatz fehlender Gliedmaßen verlangten; selbst Russen, aus dem weiten Bereiche der weitläufigen Lande kamen herbei, mie-

theten sich bei ihr ein, sich Glieder von ihr fertigen und anlegen zu lassen. Nur wenige Monden lebte die Aermste unter dem Zauber dieses Glückes. Sie sollte zu bald die traurigsten Erfahrungen machen. Ihr Gemahl, dem sie Alles geopfert hatte, schien dieses Opfer nicht anerkennen zu wollen, suchte nur durch den reichen Verdienst, der von allen Seiten zufloß, glänzend und üppig zu leben, seinem Hange nach Schwelgerei zu genügen. Das junge Paar war, als sich die Schulden allseitig häuften, bald genöthigt, die prächtige Wohnung zu verlassen, sich bescheidener einzurichten. Daß unter diesen traurigen Erfahrungen der häusliche Friede auf eine mißliche Weise gestört wurde, läßt sich denken. Es erfolgten mehrere schreckliche Auftritte im Hause, in Folge dessen die mißhandelte Frau sich von dem rohen Manne trennte, für sich allein ihr früheres Geschäft in einer sehr bescheidenen Wohnung fortsetzte. Da sie sich unter diesem Umschwunge der Verhältnisse fortwährend der Gönnerschaft des königl. Hauses, namentlich der Königin, erfreute, hatte sie Hoffnung, sich bald wieder von allen Schulden befreit, wieder in den vorigen glänzenden Verhältnissen zu sehen. Zufällig kam sie jetzt mit ihrem älteren Bekannten und Lehrmeister im Gewerkwesen wieder zusammen. Sie fühlte sich durch Dankbarkeit, dieser durch ihr Unglück angezogen, und so schien das alte Verhältniß allmälig wieder aufzuleben. Vielleicht hatte sie ihre Verblendung eingesehen, dachte sie daran, sich von ihrem Gatten scheiden zu lassen, sich dem ersten Verehrer dauernd zu verbinden. Der Gemal aber, der das Verhältniß nicht aufgeben wollte, der sich in der Frau eine Quelle des Vermögens zu erhalten wünschte, dazu von Eifersucht gequält wurde, ließ nicht ab, sich ihr aufzudrängen und ihr das Verhältniß mit ihrem früheren Lehrer vorzuwerfen. So stürzte er am 15. September 1843 in die Wohnung seiner Frau, als gerade der frühere Lehrer anwesend war, und alsbald entspann sich unter den Dreien der heftigste Wortwechsel. Als

die beleidigte Hausherrin ihrem Manne ernst entgegentrat, denselben zum Anstand oder zu Ruhe mahnte, ihm widrigenfalls das Haus verbot, griff dieser, vom Zorne überwältiget, zu einem Werkzeuge, einer Feile, welche unter andern an der Wand hing und stieß sie seiner Gattin in die Brust. Der im blinden Eifer geführte Stoß war ins Herz gedrungen, hatte augenblicklichen Tod zur Folge. Auf diese Weise starb eine Frau, die es in Geschicklichkeit und Erfindungsgeist vielen gepriesenen Männern ihrer Zeit zuvorgethan, ehe sie die Früchte ihres Fleißes erndten gekonnt, und hinterließ der Welt einen Zweig der Thätigkeit, der vor ihr noch nicht, wenigstens in dieser Weise, angebaut war.

Uhrmacherei.

Die Kunst, die Zeit nach dem Laufe der Gestirne einzutheilen, ist so alt wie die Geschichte. Die Völker der alten Welt kannten schon Sonnenuhren, kannten Sanduhren, lernten durch den Umgang mit keltischen Völkern die Wasseruhren früh kennen, welche J. Cäsar mit aus Britannien brachte. Die Nachrichten des frühesten Mittelalters über Uhren (das Geschenk Harun al Raschids an Karl den Großen) beziehen sich alle auf Wasser- oder Sonnenuhren. Die älteste, durch Räderwerk getriebene Uhr, ist wohl diese, welche in dem berühmten Kloster Hirsau durch den kunstsinnigen Abt Wilhelm (gestorben 1193) gefertigt wurde. Dieses Kunstwerk wiederholte sich bald in andern Klöstern, so daß im zwölften Jahrhundert die Stunden schon allgemein schlugen. Richard, Abt von St. Albans, fertigte 1326 eine Uhr, welche den Lauf der Sonne, des Mondes, welche sogar Ebbe und Flut anzeigte. Um 1370 ward Heinrich von Vich, ein deutscher Uhrmacher, von Karl V. nach Paris gerufen, um dort am Gerichtshofe die erste Uhr zu fertigen. In Moskau wurde schon 1404 eine Uhr durch einen deutschen Meister gebaut.

Die Taschenuhren, früher Nürnberger Eier genannt, wurden 1550 von Peter Hele erfunden. Dieser Meister, der wegen seiner guten Schlaguhren bekannt war, zog sich plötzlich aus dem fröhlichen Leben zurück, der Weise, daß selbst seine

Frau auf den Gedanken kam, er sei irre geworden. Die beunruhigte Gattin spürte nun dem tiefsinnigen Manne nach, bemerkte zuletzt, daß er auf das Angestrengteste an einer kleinen rundlichen Sache arbeite, die er, wenn er zu irgend einem Gange genöthiget war, sorgfältig bei Seite setzte. Die Frau suchte nun in ihres Mannes Abwesenheit nach dem Gegenstande seiner Sorge und ihrer Besorgniß, und fand ein eiförmiges Ding, in welchem ein lebendiges Wesen zu picken schien. Jetzt dünkte ihr auf einmal des Mannes Zustand klar, glaubte sie in dem Dinge einen schrecklichen Zauber entdeckt zu haben, den sie dann auch gleich zu vernichten suchte. Diese Vernichtung gelang ihr nur zu wohl. Als Meister Hele sich wieder an seine Arbeit begeben wollte, fand er statt der Uhr nur wenige zerstoßene Splitter. Er erfuhr bald, daß seine Gattin sein schönstes Werk, die Frucht von jahrelangem Nachdenken zerstört hatte. Sein Herz war gebrochen. Er irrte einige Stunden verzweiflungsvoll umher, schritt dann nach dem Rathhause und bat den ihm befreundeten Bürgermeister um eine Gnade. Als diese gewährt war, trug er die Bitte vor, die so seltsam klang, daß sie das Gerücht von des Meisters Irrsein zu bestätigen schien. Er wünschte verhaftet zu werden, auf dem Rathhause mit seinem Handwerkszeuge so lange eingesperrt zu sein, bis er um Befreiung bitte. Man that nach seinem Wunsche, sowohl weil man die Erfüllung ihm zugesagt, als auch weil man befürchtete, daß ihn die Geisteskrankheit zu irgend einer harten That treiben könnte. Peter Hele war nun des Rathes Gefangener und arbeitete mehre Wochen auf das Aemsigste, wurde von Niemanden weiter belästiget, da man sich von der Harmlosigkeit seines Treibens überzeugt hatte. Endlich bat er seinen Hüter, daß er den Bürgermeister vor ihn bescheiden möge. Als dieser nun gekommen, überreichte ihm der Meister heitern Antlitzes seine Erfindung, das erste Nürnberger Ei, das jetzt von Nürnberg aus sich über

die Welt verbreitete. Hüggens, ein Engländer, erfand später die Unruhe zur Vervollkommnung der Taschenuhren, brachte 1676 den Pendel bei den Uhren an. Etwas später erfand ein Genfer, Facio, die Kunst, Löcher in Diamanten und Rubinen zu bohren, Stifte hineinzufügen und vermittelst dieser die Uhren sicherer gehen zu lassen. Gleichzeitig machte der Engländer Barlow die ersten Wiederholuhren. Um 1517 erfand der Engländer Graham den Ausgleichungspendel, machte dergestalt den Gang der Uhren unabhängig von den Einflüssen der Witterung.

Im Jahr 1574 vollendete Meister Isaak Habrecht von Schaffhausen die bis auf heutigen Tag hochberühmte Uhr des Münsters zu Straßburg. Konrad Rauchfuß aus Frauenfeld in der Schweiz (Dasypodius), Lehrer der Strasburger Hochschule, soll den ersten Entwurf derselben gefaßt, sich mit mehreren Freiburger Gelehrten darüber berathen, besonders mit David Wolkenstein aus Breslau darüber verkehrt haben, bis 1571 Gebrüder Habrecht aus Schaffhausen die Ausführung übernahmen.

Das gerühmte Werk zeigt auf das Genaueste den Lauf der Erde und der mit ihr verbundenen Gestirne, belustiget durch eine passende Zugabe von sich bewegenden Bildwerken das zuschauende Volk. Unten an der Uhr ist ein Pelikan mit dem Himmelsballe angebracht, über demselben prangt ein Kalender, an welchem Apollo mit dem Pfeile den laufenden Jahrestag zeigt. Ueber diesem Gebilde stehen die sieben planetarischen Götter, von welchen stets derjenige sichtbar wird, welcher nach der Volksmeinung im betreffenden Jahr vorherrscht. In einem höheren Geschosse des Werkes steht eine Pauke, an welche bei jedem Stundenviertel nacheinander Kind, Jüngling, Mann und Greis hervortreten, um dieses Viertel anzuschlagen. Um 12 Uhr Mittags erscheint der Tod und will 13 schlagen, wird aber durch die Erscheinung des Heilandes zurückgeschreckt. Nach

der Flucht des Todes halten die 12 Apostel ihren Umzug und neigen sich alle vor dem sie segnenden Heilande. Ein über der Uhr angebrachter Hahn schlägt dann in seine Flügel und kräht dreimal, worauf die Gestalten sämmtlich verschwinden.

Diese für jene Zeit künstliche Uhr ward 1732 zum letzten Male durch den Enkel des ersten Verfertigers ausgebessert, stockte aber nicht lange darauf*) und blieb aufgegeben und verlassen stehen, bis der bekannte Meister Schwilge im Jahr 1842 das Werk wiederherzustellen übernahm und binnen dreier Jahre so kunstfertig ausführte, daß jetzt Meister Habrechts Werk tüchtiger und genauer wie früher im Gange ist.

Daniel Johannes Richard.

Daniel Johannes Richard, genannt Bressel, wurde im Jahr 1665 zu Lasagne, einem neuenburgischen Dörflein im Juragebirge, unweit der jetzigen Stadt Locle, geboren. Sein Vater war ein einfacher Schmied, welcher seine Söhne in seinem Gewerbe unterwies, nachdem sie die schlichte Dorfschule besucht hatten. Die Mehrzahl der Bewohner jener Thale waren einfache Hirten, die nur geringe Landwirthschaft trieben, deren Gewerbfleiß sich auf die Fertigung der Sensen und Ackerbaugeräthe, der Schnallen, Nägel

*) Das Märchen, als ob der erste Meister der Uhr geblendet worden sei und derselbe geblendet die Uhr vernichtet habe, erweist sich durch diese einfache Nachweisung als grundlos, ist vielleicht dadurch entstanden, daß der Meister in seinem Alter das Gesicht durch Kränklichkeit verloren hat, wenn nicht gar die russische Sage vom Erbauer der Kirche Wassili Blascheni und dessen Blendung dergestalt auf deutschen Boden übertragen worden ist.

und Waffen erstreckte, welche sie in ihrem Sprengel bedurften. Ihr kirchlicher Freisinn jedoch hatte sie von jeher zum Nachdenken geführt, war Ursache, daß sie das Wenige, was sie zu lernen Gelegenheit hatten, gründlich erlernten, daß sie das Erlernte inne behielten und anzuwenden wußten. Daniel Richard zeigte in des Vaters Werkstätte dieselbe Gelehrigkeit, welche er schon in der Schule bewiesen, freute sich, so oft irgend ein fremdes Werkzeug oder eine fremde Vorrichtung herzustellen war, jubelte, wenn ein Auftrag anlangte, der irgend die Geistesthätigkeit in Anspruch nahm, welcher Nachdenken erforderte. Mit diesem Eifer hatte er die Fertigkeit des Vaters bald inne, stand er, kaum in die Jünglingsjahre getreten, als einer der fähigsten Arbeiter da, welcher in den Bergen zu finden war.

Der Zufall wollte, daß ein Pferdehändler dieser Gegend, der größere Reisen nicht selten zu machen pflegte, im Jahr 1679 von einem Zuge nach London zurückkehrte und unter andern Dingen eine englische Taschenuhr mitbrachte, welche auf der Reise in Unordnung gerathen war. Dieser Pferdehändler Peter, welcher den alten Richard wohl kannte, zeigte demselben das, in den Bergen noch durchaus unbekannte Kunstwerk, drückte sein Bedauern aus, keinen Meister finden zu können, welcher es wieder einrichten, in Bewegung zu setzen vermöge. Meister Richard, welcher den Scharfsinn des Sohnes kannte, empfahl diesen seinem Bekannten, und so wurde Peter zu dem Versuche bewogen, dem 14jährigen Bressel die Uhr zur Wiedereinrichtung anzuvertrauen. Er hatte diesen Schritt keineswegs zu bereuen. Obschon der Jüngling bis dahin keine andere Uhren als die groben Werke gesehen hatte, welche in den Kirchen seiner Heimat üblich waren, so durchschaute er bald die Einrichtung des feinen englischen Werkes, legte er dasselbe auseinander, beseitigte das Hemmniß und setzte dann das Werk meisterlich wieder zusammen. Der junge Bressel begnügte sich aber nicht mit dem Ruhme, ein so schwieriges

Werk verstehen und zerlegen zu können, nein, er prägte sich alle Vorrichtungen, alle Verhältnisse der Theile auf das Schärfste ein, half seinem Gedächtnisse mit einer rohen Zeichnung nach und faßte dann den Entschluß, sich eben eine solche Uhr zu fertigen. Der Entschluß, wie groß er sein mochte, war Kleinigkeit gegen die Ausführung. Bressel war mit keinem einzigen Werkzeuge ausgerüstet, um die Federn, das Gehäuse und das übrige Zubehör zu fertigen, hatte keine Gelegenheit, irgendwo diese Werkzeuge zu besehen, nur eine Beschreibung derselben zu lesen. Er konnte sich in seiner beschränkten Lage auf nichts, als seinen erfinderischen Kopf stützen, der ihn in der Verlegenheit nicht stecken ließ. Der Jüngling saß ein ganzes Jahr mit der entschlossensten Beharrlichkeit in seiner Werkstätte, sich die Vorarbeiten zu dem Unternehmen zu bereiten, und arbeitete, als er diese zu seiner Zufriedenheit gefertigt hatte, noch sechs Monate an der eigentlichen Uhr. Nach anderthalb Jahren hatte sein Eifer und seine Beharrlichkeit gesiegt, konnte er seinen Landsleuten das Wunderwerk zeigen, die erste Uhr, welche im Jura gefertigt worden war. Kein Wunder, daß der junge Meister nicht nur große Ehre von seinem Werke hatte, sondern daß er auch von vielen Seiten Bestellungen bekam, da er sein Erzeugniß viel billiger liefern konnte, als es aus dem theuern London, aus andern Städten gesendet werden mochte. Er konnte jetzt alle gröbere, gewöhnliche Arbeit von sich weisen, einzig sich mit Fertigung der Uhren befassen, die ihm eine stets würdige Aufgabe boten und ihm reicheren Gewinn abwarfen. Da die Uhrgehäuse, welche er später zu Gesicht bekommen, mit eingegrabenen Zierrathen versehen waren, wollte er auch hierin nicht nachstehen, begann er ohne allen Unterricht, ohne irgend eine Anleitung sich mit dem Grabstichel zu üben und wußte bald seine Gehäuse so zierlich einzurichten als jene, welche aus den glänzenden Hauptstädten, aus den Stammsitzen der Künste anlangten. Neben seinen so eifrig

betriebenen Arbeiten half er dem Vater noch an der Erziehung seiner beiden jüngeren Brüder und unterwies dieselben, als sie der Schule entwachsen waren, in Behandlung edler Metalle; lehrte er sie Gold und Silber schmieden, welches für den Gewerbzweig, den er sich schon vorgesteckt hatte, von großer Wichtigkeit werden sollte.

Mit jedem neuen Werke, welches Richard fertigte, machte er auch neue Versuche, erwarb er mehr Erfahrung, vervollkommnete er seine Uhren, verschaffte er sich also auch mehr Ruf, mehr Bestellungen.

Ein Fremder, welcher zufällig durch seinen Heimatort reiste und ihn dort in seiner Beschäftigung fand, erzählte ihm, daß man Maschinen habe, um die Räder der Uhren genauer und rascher ausfeilen zu können, daß unter andern in Genf eine solche Maschine gebraucht werde. Bressel war auf diese Nachricht hin gleich bereit, nach Genf zu reisen. Er machte sich auf, und hatte bald Genf erreicht; allein er fand dort, daß der Besitzer der Maschine ein Geheimniß daraus machte, ihm um keinen Preis die Einsicht gestatten wollte. Der junge Mann hatte nun seine Reise wohl nicht ganz vergebens gemacht, er hatte in Genf Gelegenheit gehabt, Arbeiten verschiedener Art zu sehen, sie mit seinen Leistungen zu vergleichen, und gewann dadurch sowohl was den innern Gehalt als die äußere Gestaltung betraf, außerordentlich; trug den Vortheil mit sich in die Berge, eine so wichtige Stadt besucht zu haben, mannichfach durch sie angeregt worden zu sein, wenn er sich auch gestehen mußte, daß er den Zweck seiner Reise nicht erreicht hatte. Er ließ sich übrigens durch die Geheimnißkrämerei der Genfer Meister nicht zurückschrecken, eher anspornen, überdachte, wie die Maschine wohl sein müßte, die seinen Zwecken entspräche. Bevor er seinen Heimatort wieder erreicht hatte, fand er ein Mittel, seiner Verlegenheit abzuhelfen, bildete er sich die Maschine in Gedanken, und sobald er wieder in seiner

Werkstätte saß, ging er auch gleich an Ausführung des Gedankens. Er erfand selbstständig die Maschine, welche sich als durchaus fördernd bewies, welche ihm die Arbeit außerordentlich erleichterte, welche ihn befähigte, Tafeluhren und Zieruhren zu versuchen, wie er sie in den herrlichen Waarenlagern Genfs bewundert hatte. Von jetzt ab wurden die Arbeiten Bressels stets mannichfacher, genauer und schöner. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Bestellungen sich häuften, daß sie ihm auch ein reichliches Einkommen sicherten. Einige Zeit hindurch hatte man den jungen Mann für einen Schwindler gehalten, der seine Laufbahn zu seinem Nachtheile überfliege; später aber, als man das Gelingen nicht verkennen konnte, war man stolz auf seine Landsmannschaft, hielt man ihn für das, was er in der That war, für einen außerordentlichen Menschen, der sich aus eigenen, in ihm liegenden Mitteln eine Laufbahn geschaffen, welche keiner seiner Genossen nur erahnt hatte. Später erst fanden sich andere junge Leute, welche Geist und Fleiß genug in sich vereinten, um Bressel nachzueifern, sich als Schüler Zugang in seine Werkstätte zu verschaffen. Der erste dieser Lehrlinge war Jakob Brandt von La-chaude-fonds, der zweite, welcher die junge Kunst im Jura übte. Dieses Beispiel, daß auch Andere zu solcher Arbeit fähig, erweckte bald Nacheifer, und als Bressel erst 1700 von Lasagne, aus dem einsamen Thale nach Locle übersiedelte, das auf der Höhe des Juras über dem Doubsthale liegt, drängte sich seine Werkstätte voll junger Männer, welche seine Lehrlinge zu sein verlangten, welche ihm eine Theilung der Arbeit und mit ihr eine größere Vervollkommnung derselben ermöglichten. Der thätige Mann lebte und wirkte von da ab noch bis zum Jahr 1741, wo er das Zeitliche segnete. Er vermälte sich in Locle und erlebte die Freude, 5 Söhne heranwachsen zu sehen, alle 5 in seiner Kunst unterrichten zu können. Er erlebte mehr als den Glanz seines Hauses, er hatte die

Freude, in seinen Schülern viele tüchtige Meister zu erziehen, welche rings in der Gegend Werkstätten gründeten, welche die Thäler, wo früher nur arme Hirten zerstreut gewohnt, mit gewerbfleißigen Dörfern und Städtchen füllten, dem Lande von allen Seiten reiche Hülfsquellen zufließen machten. Er stand allgemein geliebt und anerkannt inmitten des neuen, von ihm ausgehenden Lebens und Wohlstandes und verdiente diese Anerkennung um so mehr, als sein Leben außer seiner gewerblichen Richtung ein ehrenhaftes, biederes und rechtliches, als er ein treuer Gatte, ein guter Bürger, ein edler Freund, ein herzlicher Vater seines Hauses war. Nach seinem Tode dehnten sich die Geschäfte, welche ihm ihr Dasein verdankten, stets weiter aus, rückten sie von der Höhe des Juras auf der einen Seite durch das neuenburgische Gebiet in das bernische Immerthal, brachten St. Immer, Sonvilliers und Villeret zu schöner Blüte, ja setzten sich in Freibergen, in Trammlingen, selbst in Biel fest, während sie auf der anderen Seite sich bis zu dem See von Jour, bis in die französischen Jurathale hinauf zogen.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir berichten, daß jetzt Tausende von wohlhabenden Arbeitern um den Stammsitz des hochverdienten Meisters wohnen und die Früchte seines Erfindungsgeistes, seiner Beharrlichkeit genießen, ihre Werke nach allen Himmelsgegenden versenden. Männer und Frauen sind gleichmäßig beschäftiget, namentlich verdienen Letztere beim Malen der Zifferblätter wie bei anderen feineren Arbeiten mehr, als sonst Frauen durch Handarbeit zu verdienen pflegen. Ein Kunststecher kann sich täglich 6 — 15 französische Franken erwerben, wohingegen ein Untersucher, welcher in den Handlungen die eingelieferten Werke prüft, mit 60 — 150 Louisdoren jährlich bezahlt wird.

Siegmund Dilger.

Siegmund Dilger, geboren um 1700 in dem Dörfchen Urach an der Breg, einer der Donauquellen auf der Höhe des Schwarzwaldes, erhielt in seiner Jugend eine sehr einfache Erziehung, hütete als Knabe das Vieh seiner Eltern. Als er zu reiferen Jahren gekommen, brachten seine Eltern ihn bei einem Drechsler in die Lehre, dessen Unterricht er auch mit so viel Fleiß folgte, daß er bald so gut arbeitete wie sein Meister, daß er vollkommen allen Aufträgen gewachsen war. Da er sich nun selbstständig niederzulassen gedachte, entschied er sich für das Dorf Neukirch, an der Quelle der Glotter, in einem Winkel des Simons-Waldthal, wo er im Jahr 1725 schon ansässig war, die verschiedenen Geräthe lieferte, welche auf dem Lande vom Drechsler gefordert werden. Trotz des gänzlichen Mangels der Schulbildung hatte sich der Meister durch den Umgang emporgearbeitet, den eigenthümlich aufgeweckten Verstand noch mehr geschärft. Da er nun durch seine Arbeiten nicht vollständig beschäftiget war, ihm manche Musestunde blieb, so legte er sich in diesen, statt mit den andern Bauern zu zechen und zu spielen, allerlei Fragen aus dem Gebiete seines Gewerbes, oder auch aus anderen Kreisen des Gewerbwesens vor, und trachtete, dieselben durch Nachdenken wie damit verbundene Versuche zu lösen. Da er eines Tages eine Uhr zu Gesicht bekam, welche um das Jahr 1650 von einem Böttcher aus Waldau, mittelst Messer und Säge aus Holz geschnitzt war, die noch ziemlich stätig ging; da ihm erzählt wurde, daß in der Gegend noch mehrere andere Uhren aus Holz sich befänden, die von einem Tischler, Namens Kreuz, auf dem Glashofe gefertiget wären, drängte es ihn mächtig, sich auch in dieser Arbeit zu versuchen, sich die Einrichtung eines so künstlichen Werkes anzueignen. Die Arbeit

gelang ihm nach Wunsche, er brachte bald eine Uhr zu Stande, die sich neben der obengenannten sehen lassen durfte. Der glückliche Versuch diente aber keineswegs dazu, den Meister zu beruhigen, spornte ihn vielmehr zu neuen Versuchen, bei denen er die Räderwerke stets genauer und zweckmäßiger aus Holz herstellen lernte, welche also auch zusammengesetzt richtiger gehen mußten.

Die Uhren Siegmunds erregten bald Aufsehen in der Nachbarschaft; jeder drängte sich zu dem Meister, wollte eine solche Arbeit von ihm gewinnen, so daß er bald seine übrigen Geschäfte ruhen lassen mußte, mit Fertigung der Uhren vollauf zu thun hatte. Im Laufe weniger Monate reichte auch hier sein Fleiß nicht mehr aus, hatte er, um allen Bestellungen zu genügen, nothwendig, sich Gesellen einzuüben, seine Erfahrungen gemeinnützig zu machen. Neben seinem Sohne Friedrich, der später sein Geschäft fortsetzte, bildete er im Laufe der Jahre noch mehrere andere Dilger, entfernte Verwandte seines Hauses, mehrere Wehrle's, Faller, Ganter und Spiegelhalder, welche dann später, nachdem sie aus seinen Diensten getreten waren, eigene Werkstätten und Geschäfte gründeten, die Uhrmacherei über den ganzen Schwarzwald verbreiteten. In den ersten Jahren seines Wirkens als Uhrmacher dehnte sich die Arbeit des Meisters über alle Einzelnheiten aus, fertigte Siegmund sowohl die Räder als das Gehäuse, pinselte er sich die Zifferblätter selber. Bald aber sah er ein, daß ihm auf diese Weise viel Zeit verloren ging, übertrug er die untergeordneten Arbeiten andern Händen, bildete sich Leute für die Fertigung des Gehäuses, für die Ketten, für die Zifferblätter, daß er sich nur der Fertigung der Räder unterziehen durfte, mehr als Werkhalter, dann die vollendeten Werke zusammensetzen konnte. Bald bildeten sich unter den Hirten des Gebirges Maler aus, die nicht blos die Ziffern mit Zierlichkeit hinzuzeichnen wußten, die auch noch sonstigen Schmuck von Blumen

und andern Malereien hinzufügten. Dilgers Schüler, Spiegelhalder, der zufällig ein sogenanntes Zahngeschirr bei einem städtischen Uhrmacher zu sehen bekam, das zur Fertigung eiserner Räder diente, entwarf sich darnach ein Vorbild zum Schneiden der Holzräder und erleichterte und vervollkommnete dadurch die Arbeit bedeutend. Bald ward das neue Werkzeug in jeder Werkstätte eingeführt. Je mehr Bestellungen von allen Seiten anrückten, desto mehr ließ sich der Meister angelegen sein, seine Arbeiten zu vervollkommnen; daher blieben ihm denn auch die Erfindungen des holländischen Mechanikers Hüygens, der Pendel, nicht lange verborgen. Gleichzeitig brachte er auch an seinen hölzernen Uhren Schlagwerke an, die bald in dem Maßstabe gekauft wurden, daß die Glöckchen dafür nicht mehr zu beschaffen waren. Von 1730 ab ward daher durch Paul Kreuz, ebenfalls einen ehemaligen Hirtenbuben auf dem hohlen Graben, eine Gießhütte errichtet, aus welcher bald Glocken und Glöckchen zu Tausenden hervorgingen. Um dieselbe Zeit konnte sich ein anderer Bergbewohner, Faller, auf die Bildschnitzerei verlegen, aus seiner Werkstätte die Uhren mit den beliebten Gebilden schmücken, welche künstlichere Werke mit allerlei Spielzeug belustigender machten. So gab es Gukuke, welche hervortraten, die Stunden durch ihren Gesang anzudeuten; Männer, welche zur bestimmten Zeit auf die Glocken schlugen; gab es Werke, auf denen der Heiland mit Jüngern nach gewissen Stunden feierliche Umzüge hielt. Desgleichen gab es bald schon Uhren, welche die Bewegung des Mondes und der Gestirne andeuteten, andere, welche den Stundenschlag auf Verlangen wiederholten, von den Weckern nicht zu reden, die bei allen angebracht werden konnten; gab es zuletzt gar Taschenuhren, und zwar alle größtentheils oder auch ganz in Holz ausgeführt. Anfangs fanden die schwarzwäldischen Uhren blos in der Nachbarschaft Absatz. Dann aber wurden sie von den gewerb-

fleißigen Hirten immer tiefer an den heimatlichen Strömen, der Donau, dem Rheine hinabgetragen. Um 1742 ging die Kundschaft schon bis in die Gegenden von Köln, von Düsseldorf, von Braunschweig, von Linz und Wien, zogen die Uhrenhändler durch den Elsaß bis tief in Frankreich. Um 1750 wanderten diese fleißigen Leute schon durch England und gleich darauf drangen sie über Meer, bildeten sie in Pensylvanien Niederlagen ihres Kunstfleißes. Um 1760 überreichte ein anderer Wanderer der russischen Kaiserin Katharina II. eine künstliche hölzerne schwarzwälder Uhr und wurde nicht nur gnädig aufgenommen, sondern auch mit sehr günstigen Handelsvorrechten unterstützt. Um 1779 errang ein anderer Faller ähnliche Vorrechte in der Türkei, und verschaffte seiner Heimat ein reiches Feld der Erndte im fernen Asien. Um 1790 ward auch Schweden, was lange den regsamen Männern verschlossen geblieben, eröffnet, und verschaffte neue Abzugquellen der heimischen Gewerbthätigkeit. Um 1790 gab es auf dem Schwarzwalde schon über 500 Uhrmacher, von welchen jeder wieder Gesellen und Lehrlinge hatte, so daß man annehmen kann, daß jährlich wenigstens 75,000 Uhren gefertiget und versendet wurden. Dilger, der eigentliche Schöpfer dieses Fleißes, konnte in seinen Greisentagen sein Geschäft an seinen Sohn Friedrich übertragen, erlebte die Freude, alle Thale ringsum mit seinen Schülern, mit den Schülern seiner Schüler belebt zu sehen und starb zu Ende des Jahrhunderts. Der Geschäftszweig erreichte nach seinem Tode noch eine höhere Blüte, denn die Zahl der Uhrmachermeister war im Jahr 1839 schon auf 1213 angewachsen, und ihr Gewerbe brachte dem Lande den Betrag von 1½ Million jährlich ein, ungeachtet daß viele Uhrmacher ausgewandert, sich anderwärts, selbst über dem Weltmeere, mit Erfolge niedergelassen hatten.

Abraham Ludwig Breguet.

Abraham Ludwig Breguet ward 1747 zu Neuenburg (Neuchatel) im Schweizerlande geboren, in welches seine Eltern, die ob des evangelischen Glaubens aus Frankreich vertrieben, eingewandert waren, dort eine Zufluchtstätte gefunden hatten. Anfangs ging es den Eingewanderten, die dem Kaufmannsstande angehörten, nach Wunsche, später aber machten bedeutende Verluste und Unfälle ihre Lage schwieriger, so daß der junge Breguet schon frühe lernen konnte, daß er nicht auf äußere Hülfe zu bauen habe, daß er seines eigenen Glückes Schmied werden müsse. Wie aber alles auch den jungen Burschen auf Thätigkeit hinwies, so zeichnete er sich keineswegs durch frühe Thätigkeit und Lernbegierde aus. In der Schule, in welche er geschickt wurde, machte er so gut wie gar keine Fortschritte, daß die Lehrer bald eine sehr geringe Meinung von seinen Fähigkeiten bekamen. Während der Knabe sich am Lateinischen und Griechischen abquälte, traf ihn ein neues Unglück, starb sein Vater. Da die Mutter sich nach der Trauerzeit, und zwar mit einem Uhrmacher, wieder verehelichte, ward der Knabe aus der Schule genommen und gleich in der Werkstätte beschäftiget. Die sitzende Lebensart, die geordnete Arbeit unter dem ernsten Stiefvater wollten dem jungen Burschen wenig zusagen und er schien in der Werkstätte nicht bessere Fortschritte zu machen, als er auf den Bänken der Schule gemacht hatte. Wie wenig es auch den Anschein hatte, so sollte doch die Stunde kommen, in welcher der junge Mann von seinem Schlummer aufwachen und zu edler Thätigkeit sich erheben sollte. Der Stiefvater war nämlich nach Paris gezogen, und hatte hier den Stiefsohn, mit welchem er selber nicht fürder kommen konnte, zu einem Meister, der in Versailles wohnte, in die Lehre gegeben. Dieser Lehrer schien den Schüler zu

verstehen, den Funken des Geistes in ihm zu entdecken, und der Schüler kam seinerseits dem Lehrer mit Liebe und Vertrauen entgegen. Gleich in der ersten Lehrzeit war der Schüler wie durch ein Wunder aus dem träumerischen Zustande geweckt. Alle Geheimnisse der Kunst schienen sich ihm mit einmal enthüllt zu haben. Alle Arbeit, die ihm früher nur zur Qual gereicht hatte, schien ihm jetzt ein Spiel, und alle Handgriffe, zu welchen er früherhin durchaus ungeschickt gewesen, gingen ihm mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit von Statten.

Als die Lehrzeit abgelaufen, gab ihm der Meister ein sehr günstiges Zeugniß, aber der junge Mann beurtheilte sich strenger, als andere ihn beurtheilt hatten. Er erklärte, daß er bei weitem nicht genug die Zeit über gearbeitet, deren Ertrag er als Lehrgeld ansehen müsse, und begehrte die Erlaubniß, dafür noch drei Monate ohne Gehalt nacharbeiten zu dürfen. Dieses seltsame, fast beispiellose Verlangen trug viel dazu bei, das Verhältniß zwischen Meister und Jünger als ein sehr inniges fortzusetzen.

Kaum hatte der junge Breguet seine Lehre vollendet, so verlor er seine Mutter und seinen Stiefvater, fand er sich aller Unterstützung entblößt, allein in der Welt mit einer jüngeren Schwester, welche von ihm Unterstützung erwartete. Er übernahm auch trotz seiner Jugend mit Entschlossenheit die Stellung, welche ihm das Geschick anwies. Wirklich fehlte noch Vieles, daß seine Bildung vollständig zu nennen; er fühlte selber, daß er in der Größenlehre sich unterrichten müsse, und zeigte nun, was der Mann von Willenskraft vermag. Mit allem Fleiße für seinen und seiner Schwester Unterhalt arbeitend, fand er doch Mittel, den Vorlesungen zu folgen, welche der Abbe Marie damals in der mazarinischen Anstalt hielt. Der Lehrer bemerkte unter den Hunderten von Hörern, die sich zu den Vorlesungen drängten, bald den jungen Uhrmacher und seinen Eifer für die Wissenschaft. Er gewann ihn

lieb, munterte ihn auf, und machte ihn zu seinem Lieblingsschüler.

Die enge Freundschaft, welche sich allmälig zwischen zwei so würdigen Männern wob, sollte auf eine traurige Weise gelöst werden. Der Sturm der Staatsumwälzung brach los; Marie hatte mit zu büßen, was andere ehrgeizige und ränkevolle Priester am Volke verbrochen hatten. Er mußte Frankreich verlassen und starb bald in seiner Verbannung.

Vor dem Ausbruche der Umwälzung hatte Breguet sich schon geschäftlich eingerichtet, begannen seine Uhren, wie seine andern Werkzeuge sich schon vor andern auszuzeichnen. Der Meister, welcher unter so viel Schwierigkeiten seine Bahn begonnen hatte, sollte bald zu europäischem Rufe gelangen. Eine seiner Uhren fiel zufällig in die Hände Arnold's, des ersten Londoner Uhrmachers. Dieser, erstaunt über die glückliche Vorrichtung des Ganzen, wie über die vollkommene Ausarbeitung der Theile, konnte anfangs nicht glauben, daß sie einem französischen Meister entstamme; sobald er aber die Gewißheit erlangt hatte, reiste er rasch nach Paris, um die Bekanntschaft seines geschickten Genossen zu machen. Breguet kam dem edlen Britten mit warmem Wohlwollen entgegen, und bald waren die beiden Meister innig befreundet. Als der Engländer wieder in sein Vaterland zurückkehrte, vertraute ihm Breguet, als reinstes Zeichen seiner Achtung und Liebe, den Sohn an, damit er ihn in der Kunst unterrichte, deren Zierde er geworden.

Arnold lohnte nach wenig Jahren das Vertrauen dadurch, daß er den durchbildeten Sohn dem Vater wieder heim sandte, welcher fortan einen treuen Gehülfen, eine tüchtige Stütze an ihm hatte. Leider wurde der Künstler im Laufe der Staatsumwälzung, obgleich ihm das Gebiet der Wirren, der bürgerlichen Streitigkeiten, immer fern blieb, den Machthabern verdächtig; dem Einflusse einiger Freunde gelang es jedoch, ihn den Feinden zu entziehen, ihn zu verbergen und nach England

hinüber zu schaffen. Selbst über seiner Flucht arbeitete er ämsig und trachtete sich im Auslande, seine Arbeiten mit anderen vergleichend, noch zu vervollkommnen. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte er nach Paris zurück. Er fand dort sein Geschäft zwar aufgelöst, aber die edelmüthige Hülfe seiner Freunde und seine Kenntnisse, die er in der Verbannung noch gesteigert hatte, verhalfen ihm bald zu neuer Einrichtung. Von diesem Tage ließ er nicht ab, sich in allen Zweigen zu vervollkommnen, dadurch die Kunst zu erweitern, die in ihm ihre Höhe erreichte. Sein Leben bot von nun an keine Wechselfälle mehr, seine Laufbahn war fortan ruhig und friedlich, Ehre und Genuß ward ihm in vollem Maße zu Theil; er ward Uhrmacher des Seewesens, Mitglied der Breitengesellschaft (der Erdbeschreibung) und endlich, nach dem Ausscheiden Karnots, Mitglied des Institutes. Um 1823 ward er zum Schiedsrichter ernannt, die Preise der Gewerbausstellung festzusetzen. Diese Auszeichnung war die letzte, die er empfing; Frankreich sollte schon am 17. September selben Jahres den Mann betrauern, der seinen Gewerbfleiß so hoch gehoben hatte. Wie der große deutsche Gelehrte Euler, starb er an einem Werke über die Uhrmacherei geschäftig, in welchem er seine zahlreichen Neuerungen und Entdeckungen enthüllen und erklären wollte, ein Werk, welches der Sohn zu vollenden verheißen hat. Unter diesen Neuerungen stehen die verschiedenen Stoßwerke oben an: das Natürliche, das nicht des Oeles bedarf, dessen Anwendung einige Zeit lang ein Geheimniß blieb; das Stoßwerk mit beständiger Kraft und unabhängiger Aufdrehung, das beste, welches bis jetzt bekannt geworden; das Schneckenstoßwerk, das Wirbelstoßwerk und das Doppelte, eigentlich eine Doppeluhr mit zwei Stoßwerken und zwei Unruhen, um jene zu bestimmen. Ihm verdankt man die so bequemen ewigen Uhren, welche sich von selber aufziehen, wenn sie nur getragen oder leicht geschüttert werden. Einige von ihm gefertigte Uhren dieser Art

sind sogar acht Jahre getragen worden, ohne daß sie geöffnet wurden, ohne daß sie irgend abgewichen. Das größte Verdienst erwarb sich der Meister aber durch die Genauigkeit, welche er den Seezeitmessern zu geben wußte. Dank seinem rastlosen Streben, seinen sinnreichen Erfindungen, sind jetzt alle Schwierigkeiten der Stellung ausgeglichen, kann ein solches Werkzeug jetzt einen Stoß bekommen, selbst zur Erde fallen, ohne daß sein Werk dadurch leiden könnte. Um allen Anforderungen der Pracht und des Aufwandes zu genügen, wußte der Meister seinen Meisterstücken die mannichfaltigsten Gestaltungen zu geben. Daher waren sie wegen Zierlichkeit und Schönheit von allen Großen und Mächtigen geschätzt und gesucht. Auch für Napoleon fertigte er eine ausgezeichnete Tafeluhr, welche dieser dem unglücklichen Sultan Selim III. schickte.

Breguet, sowohl als Mensch gesellig und liebenswürdig, als ernst und tiefdenkend in seiner Werkstätte, war überall in den höheren Schichten der Gesellschaft gesucht und zählte in denselben mehrere vertraute Freunde. Bis in sein höchstes Alter bewahrte er die Jugendfrische und selbst die Kindlichkeit, pflegte er Alles in schönerem Lichte zu betrachten, nur seine Arbeiten nicht, mit denen er selber am wenigsten zufrieden war. Er blieb sich immer gleich, war einfach, sanft, schüchtern, ohne je verlegen zu sein. Nie konnte er sich entschließen, das kleine einfache Haus, in welchem er sich zuerst eingerichtet hatte, gegen ein anderes zu vertauschen, sondern blieb dort, wo das Glück ihn gefunden hatte. Schließlich ist er noch zu preisen, daß er, der so kunstvolle Arbeiter, der Schützer aller rechtschaffenen Arbeiter war; er spähte sie allenthalben selbst im Auslande auf, bildete sie als Altmeister und behandelte sie wie ein Vater die eigenen Kinder behandelt.

Buchdruck.

Die Erfindung des Buchdrucks ist nicht so neu, als man wohl glauben mag. Schon im höchsten Alterthume druckte man mittelst Siegel, mittelst verschiedener Muster, welche in Holz geschnitzt waren. In China und Japan ist diese Druckweise seit 16 Jahrhunderten im Schwange, hat man selbst Bücher in dieser Weise gedruckt. Auch in Griechenland und Rom kannte man Stempel zum Abdrucke, und unter den Trümmern von Herkulanum hat man Einlaßkarten gefunden, welche auf eine solche Weise gefertigt sein mußten. Aber der Druck mit bewegbaren Buchstaben, der uns so nahe zu liegen scheint, ist erst eine Erfindung des fünfzehnten Jahrhunderts. Frühere Bücher der Chinesen mußten wie Kupferstiche in Platten geschnitten oder gegraben werden, und kosteten daher einen solchen Aufwand, daß sie nur zu ungeheuern Preisen unternommen werden konnten, sich wohl nur auf Gebetmuster u. dgl. beschränkten. Längere Zeit hindurch machte das Niederland dem oberdeutschen Erfinder, Gutenberg, den Ruhm der Erfindung streitig, wollte denselben für Lorenz Köster in Anspruch nehmen. Wir schalten daher hier die Sage ein, welche die erste Erfindung des Druckes durch Köster von Haarlem erzählt. Eines Tages lustwandelte er in einem Wäldchen und kam auf den Einfall, auf ein Stückchen Buchenholz erhabene Buchstaben zu schnitzen. Mittelst dieser Buchstaben druckte er

dann auf Papier einige Reime und kurze Sprüche zum Unterricht seiner Enkel ab. Von seinem Schwiegersohn unterstützt, erfand er dann eine kleberige Dinte, mit welcher er in flämischer Mundart den Heilgnadenspiegel, ein Werk aus Bildern und Buchstaben, zusammensetzte. Die genauere Untersuchung dieses genannten Werkes hat aber ergeben, daß dasselbe nichts weiter ist als Holzschnitt, daß Lorenz Köster die Bewegbarkeit der Buchstaben, und mithin den eigentlichen Buchdruck, noch nicht gekannt hat.

Hans Gutenberg.

Hans (Henne) Gensfleisch, genannt Gutenberg, ward in Mainz im Jahre 1397 geboren. Einer seiner Vorfahren, Frielo, wurde 1332, weil er bei einem Aufstande Kirchen und Klöster zerstört hatte, mit der Reichsacht belegt; sein Vater, ebenfalls Frielo geheißen, heirathete Else zum Gutenberg und hatte von derselben zwei Söhne, von denen der ältere wieder Frielo, der jüngere Hans genannt ward, welcher nachmals den Buchdruck erfand. Da das Rittergeschlecht der Gensfleisch zeitweise in Sörgenloch an der Selz, bei Oberingelheim, wohnte, wird ihnen öfter auch dieser Name noch zur Bezeichnung beigegeben. Bei Lebzeiten unseres Hans leuchtete die weltgeschichtliche Bedeutung desselben so wenig ein, daß keiner seiner Zeitgenossen Genaues über sein Leben, über seinen Bildungsgang zu verzeichnen für nothwendig erachtete, daß uns alle dahin einschlagende Kunde nur durch Zufall, durch Gerichtsurkunden u. s. w. erhalten wurde.

Im Jahr 1420, als Kaiser Ruprecht von dem neuerwählten Kurfürsten Konrad III. in Mainz empfangen wurde, scheint

der Adel der Stadt die Gegenwart hoher Häupter benutzt zu haben, sich selber mit aller Gewalt zu bekleiden, die übrige Bürgerschaft aber zu unterdrücken. Der Umschwung ließ nicht lange auf sich warten; als der Kaisergast kaum aus den Mauern geschieden war, erhoben sich die Bürger und vertrieben die hochadelige Partei aus der Stadt. Unser Hans war mit unter den Flüchtlingen, der sich anfangs nach Elfeld in den Rheingau wandte. Um 1430 kam es zu einer Sühne, nach welcher den geflohenen Rittern der Rückweg in die Heimat wieder offen stand. Ob nun Gensfleisch davon ausgeschlossen war, oder ob er es verschmähte, davon Gebrauch zu machen, kurz, wir finden ihn 1434 in Straßburg, wo er seinen Unterhalt durch allerlei gewerbliche Arbeiten, Steinschleifen, Anfertigung von Spiegeln und Spiegelrahmen u. dgl. suchte. Sein Vermögen, das nicht unbedeutend gewesen sein muß, da er in Mainz unter andern die Häuser zum Gudinberge und zum Jungen besaß, muß er wahrscheinlich durch den Aufruhr und die Verbannung eingebüßt haben, weil er sich jetzt einzig auf seine hervorragende Fertigkeit im Gewerbwesen stützte, Anderen darin Unterricht ertheilte und sich mit ihnen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verband. Gerichtliche Urkunden sind noch vorhanden, daß er mit drei Genossen, Andreas Dritzehn, Hans Riff und Andreas Heilmann vergesellschaftet gewesen, um eine geheime Kunst ins Leben einzuführen. Da einer der Betheiligten gestorben, gerieth Gensfleisch wegen der übermäßigen Forderungen der Erben in einen Rechtsstreit. Die Kunst, um welche es sich bei dieser Gesellschaft handelte, soll nach einigen Geschichtsforschern keine andere als der Buchdruck gewesen sein. Nach den in den Urkunden enthaltenen Andeutungen bleibt es aber zweifelhaft, ist eben sowohl anzunehmen, daß blos von einem Tafeldruck mittelst einer Presse, wie er im Mittelalter für kleinere Werke, Gebete u. dgl. wohl angewendet wurde, die Rede war; daß es sich noch nicht vom Drucke mit zerleg-

baren Buchstaben handelte. Im Jahr 1444 kehrte Gutenberg arm und mit Schulden belastet in seine Vaterstadt zurück; sicherlich hatte er aber jetzt den Gedanken des Buchdruckes vollständig in sich ausgebildet, hoffte er, für diesen unter seinen Mitbürgern eine genügende Unterstützung zu finden, auf welche er in Straßburg nach den Rechtshändeln, die ihn arm gemacht, nicht mehr rechnen durfte. Er führte mit sich heim seine Gattin Aennelin zur Iserntḧüren, die er einige Jahre früher geehelichet hatte, deren zänkisches Gemüt wohl nicht das geringste Leiden seines bewegten Lebens gewesen sein soll. Ein Oheim nahm ihn in Mainz gastlich auf, konnte ihn aber nicht schützen vor einer Reihe von Verlegenheiten, in welche er durch den Drang gezogen wurde, seine Erfindung im Leben geltend zu machen. Durch kein Fehlschlagen ließ sich der geistreiche Mann abschrecken, vielmehr suchte er, als alle Mittel erschöpft waren, welche ihm die Verwandtschaft bieten konnte, sich die Beihülfe Fremder zu sichern. Erst im Jahr 1450 fand er einen wohlhabenden Bürger, Johann Fust oder Faust, welcher einsah, daß sich etwas durch die neue Kunst gewinnen lasse, und für die damalige Zeit bedeutende Geldkräfte einschoß. Nun wurde der Tafeldruck, welcher zu kleineren Unternehmungen, einzelnen Gebeten, Ablaßbriefen u. s. w. üblich war, fortgesetzt, zugleich aber wurden auch die ersten beweglichen Lettern zum Zwecke des eigentlichen Buchdruckes in größerer Menge gefertiget. Es finden sich noch hier und dort in Alterthums-Sammlungen einzelne dieser Buchstaben, welche aus Birnenholz vierkantig geschnitzt sind und oben eine Oeffnung haben, damit eine Schnur durchgezogen werden kann. Mit dem Zerlegen der ersten Schrifttafel in die einzelnen Buchstaben war die herrliche Kunst ins Leben getreten.

Freilich war noch manches zu verbessern, durchzubilden; aber Gutenberg ward durch die günstigen Erfolge angespornt, begnügte sich nicht mit Mittelmäßigem. Da die hölzernen Buch-

staben weder so fein geschnitten, noch so klein und billig geliefert werden konnten, daß sie ihrem Zwecke vollkommen entsprachen, schnitt er nun einen Buchstaben (Patrize) sorgfältig aus, drückte ihn darauf in eine weiche Masse (Matrize) ab, und goß dann in die zurückbleibende Form eine Metallzusammensetzung, bildete sich derweise metallene Lettern. Somit war die Schriftgießerei erfunden. Zwei Erfindungen waren von demselben Manne gemacht, deren jede in der alten Welt einen Menschen unter die Götter versetzt haben würde. Gutenberg übte die neu erfundene Kunst gleich an einem großen Werke; er unternahm nichts Geringeres, als die Herausgabe der Bibel, der lateinischen, unter dem Namen Vulgata bekannten Uebersetzung derselben. Nachdem Fust neue Vorschüsse gemacht, begann 1452 der Druck. Sie erschien in zwei Bänden, in Bogengröße, jeder Band 600 Seiten enthaltend. Man druckte theilweise auf Pergament, theilweise auf Linnenpapier, das im Anfange dieses Jahrhunderts in Deutschland in Schwang gekommen war.

Während der Zeit des ersten Buchdruckes war auch Peter Schöffer bei Gutenberg und Fust beschäftiget. Dieser Mann war aus Gernsheim am Rhein gebürtig, hatte sich Anfangs der Rechte beflissen, zog aber, da er in vielen Künsten gewandt war, vor, sich als Briefmaler durch die Welt zu helfen. Er hatte unter andern Paris gesehen, und sich dort wie anderswo durch Schrift und Malerei schöner Anfangsbuchstaben bemerkbar gemacht, die man in diesen Zeiten als nothwendige Pracht- und Zierstücke suchte und schätzte. Schöffers Schönheitssinn und Scharfblick förderten die junge Kunst um ein Bedeutendes. Er zeichnete gefällige Buchstaben und erfand eine bessere Metallzusammensetzung für deren Guß; schlug, als das Gießen der Matrizen sie stets zu wenig scharf und deutlich ausgeprägt lieferte, dieselben mit einem stählernen Stempel in Messing und Kupfer, so daß er völlig scharf ausgeprägte Schriftzeichen erhielt. Er wußte

sich den beiden Unternehmern bald so unentbehrlich zu machen, daß er Fust's Tochter, um die er freite, zur Gattin erhielt, daß er als Gleichberechtigter in den Bund der Erfinder eintrat.

Die Mainzer Druckerei war bald hochberühmt, die Abdrücke der Bibel durchzogen Europa und fanden allenthalben die freudigste Aufnahme. Gleich nach Vollendung dieses Werkes ward eine Ausgabe des Psalters unternommen, und wirklich ein Meisterstück zu Stande gebracht, welches fortwährend als Muster gelten kann.

Da Fust jetzt einsah, daß sich durch die neue Erfindung, deren Geheimnisse er alle inne hatte, viel Geld erwerben ließe, und er wußte, daß Gutenberg seine Mittel alle verbraucht hatte, forderte er seine Vorschüsse auf einmal zurück und bekam, da Schöffer als sein Schwiegersohn in seinen Händen war, da Gutenberg kein Geld auftreiben mochte, im Jahr 1455 gerichtlich die vorhandenen Druckgeräthe, Schriften und fertigen Drucke zugesprochen.

Der ruhmreiche Erfinder war dadurch plötzlich wieder an den Bettelstab gebracht, verlor alles, außer dem Muthe, der ihn und seine Erfindung so treu getragen hatte. Während Fust und Schöffer sich des schlecht erworbenen Glückes freuten, die erschlichene Druckerei ausbeuteten, eilte der Erfinder nach Straßburg, dorten einen Freund oder Gönner zu finden, mit welchem er das Werk von Neuem beginnen könne. Er kam aber zurück, ohne Trost gefunden zu haben, erhielt dafür in Mainz die lang gesuchte Unterstützung, und zwar durch Konrad Humery, einen Rechtsgelehrten. Der lange gedrückte Meister konnte jetzt von Neuem eine Druckerei gründen, in welcher dann 1460 das Katholikon, eine Sprachlehre mit angehängtem Wörterbuche, hervorging, welches Werk zwar minder schön als das Psalter durchgeführt war, aber nichts desto weniger dem ganz auf sich selber beschränkten Meister Ehre machte. Kaum war die Druckerei wieder zu einiger Bedeutung gelangt, als neue

Kämpfe dieselbe störten. Der Papst hatte den Bischof von Mainz seiner Würde entsetzt, dafür war Adolf von Nassau an diese Stelle gewählt worden. Beide Bischöfe standen sich feindlich gegenüber. Die Stadt Mainz hielt mit dem älteren, Gutenberg aber mit dem neuerwählten Kirchenfürsten. Er war dadurch genöthiget, seine neue Druckerei aus Mainz zu flüchten, und zwar nach Elfeld zu bringen, wo er sie bald seinem Verwandten Bechtermünz übergeben zu haben scheint, indem er von nun an mehr der bischöflichen Fehde lebte. Diese Fehde vertrieb überhaupt die Buchdrucker aus der Mutterstadt des Druckes, indem die in deren Geheimnisse Eingeweihten nach dem übrigen Deutschland, nach Welschland, England und Frankreich zogen, und dorten, wohl aufgenommen, ähnliche Pressen und Verlage gründeten. Die nächste Druckerei soll in Oberursel, bei Frankfurt, errichtet worden sein, wo man noch heute die Gewölbe zeigt, in welchen die geheimnißvolle Kunst geübt wurde. Fust kam nach Paris, dorten seine Bibel auszubieten. Da er dieses Buch in ungewöhnlicher Anzahl mit sich führte, und da dessen Anfangsbuchstaben und sonstige Zierrathen roth gedruckt waren, klagte man ihn der Zauberei an, warf man ihn ins Gefängniß, aber Ludwig IX., wie grausam und rechtsverachtend er immer sein mochte, hat wenigstens das Verdienst, die junge Kunst nicht verfolgt zu haben; er setzte Fust in Freiheit unter der Bedingung, daß er sein Geheimniß mittheile.

Gutenberg, welcher mit dem neuen Bischofe siegreich nach Mainz gedrungen, ward nun unter dessen Hofgesinde aufgenommen, bezog von nun an einen festen Gehalt. Alle Jahre ein neues Kleid, gleich dem übrigen gemeinen Hofgesinde, 20 Malter Roggen und 2 Fuder Wein. Diese Vergünstigung galt aber keineswegs dem geistreichen Erfinder, dem Anbahner einer neuen Zeit, sondern einzig dem bischöflichen Vorfechter. Er genoß übrigens diese Unterstützung

nicht lange, indem er mit dem Ende des Jahres 1467 auch sein Leben schloß. Auf welche Weise dieses geschehen, ist uns nicht überliefert worden. Sein Leichnam ist nach einer alten Nachricht im Jahr 1468 in der Franziskanerkirche bestattet, wo ihm ein Verwandter, der Rathsherr Gelthus, einen Denkstein mit der Inschrift setzte: „Dem um alle Völker und Sprachen hochverdienten Erfinder der Buchdruckerkunst, Johann Gensfleisch, hat Adam Gelthus dieses Denkmal zum unsterblichen Andenken seines Namens gesetzt." Kirche und Denkstein sind längst verschwunden.

Gutenberg starb arm und kinderlos, unbetrauert von seinen Zeitgenossen. Er hatte seiner Erfindung alles geopfert, ohne daß er die darauf gegründeten Hoffnungen verwirklichet sah; der Mann, der wie Einer dazu beigetragen, die neue Zeit und ihr Leben vorzubereiten, ging durch die alte mit dem Ruf eines Schwindlers oder eines Zauberers, und selbst als seine Kunst schon allenthalben zu blühen, zu wirken begann, vergaß man noch, die Ehre des Meisters zu retten. Erst im Jahr 1837 erkannte die Stadt Mainz den Werth ihres größten Bürgers vor der Welt an, den die Welt schon längst anerkannt hatte, und zwar dadurch, daß sie ihren schönsten Platz mit dem ehernen Standbilde des Helden schmückte, welches durch den großen Bildhauer Thorwaldsen entworfen worden war. Ganz Deutschland strömte zu dem Feste, welches bei Enthüllung der Bildsäule gegeben wurde, jauchzte den Namen Gutenberg, zeigte, daß es dessen werth geworden. Wie herrlich das Fest gewesen war, sollte es doch nur Vorspiel größerer Feste sein. Im Jahr 1840 trug auch Straßburg die alte Ehrenschuld ab, setzte ebenfalls dem Meister ein ehernes Standbild, versammelte Süddeutschland und Frankreich zu einer ähnlichen Feier, während in Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M. und andern Orten Volksfeste statt fanden, wie sie lange nicht mehr begangen worden waren. In Frankfurt entwarf der Bildhauer

Schmidt von der Launitz eine Standbildergruppe, die drei Genossen, deren Ausführung in Erz gleich durch die Kunstfreunde der Stadt beschlossen wurde. Besonders letzteres Denkmal wird, vollendet, zu dem Bedeutendsten gehören, was aus der Kunst unseres Jahrhunderts, im Sinne des Volkes für die Ehre seiner großen Männer, hervorgegangen ist. In dem Jubeljahr 1840 erschienen ebenfalls Gedenkbücher, welche den gegenwärtigen Stand der Kunst in allen Druckweisen, in allen üblichen Sprachen umfaßten, welche das Lob Gutenbergs in allen Zungen verkündeten.

Friedrich König.

Friedrich König, geboren in Eisleben um das Jahr 1780, erlernte die Buchdruckerkunst in der Hertel'schen Drukkerei in Leipzig. Schon während seiner Lehrzeit hatte er den Wunsch, die damals sehr langsame Presse verbessern zu können; deshalb beschäftigte er sich denn auch nach vollbrachter Lehrzeit in Leipzig mehrere Jahre hindurch mit der Maschinenkunde. Als er sich über die zu treffende Verbesserung im Klaren sah, trachtete er, mehrere deutsche Buchhändler ins Verständniß zu ziehen, durch diese seine Gedanken auszuführen. Alle Fachmänner jedoch, bei welchen er einsprach, sahen ihn für einen Abenteurer an, welcher sie betrügen wolle, glaubten an keine Vervollkommnung des bestehenden Verfahrens. König, dessen Mittel durch seine Lehrjahre erschöpft waren, welcher in Deutschland keine Hoffnung für die Verwirklichung seiner Entwürfe sah, reiste (1808) nach Rußland; aber hier sollte er noch weniger Anklang finden. Mit Noth und Entbehrungen aller Art kämpfend, von Hoch und Nieder verachtet und ver-

höhnt, kehrte er nach Deutschland zurück, und schiffte, noch immer ungebeugt seinem Ziele entgegengehend, nach England (1809). Auch hier hatte er unsägliche Mühe, sich bei den Beherrschern der Druckerpresse Eingang zu verschaffen. Nach mannichfachen Täuschungen gelang es ihm hier, den bekannten Buchdrucker Bensley für seine Vorschläge zu gewinnen, und nun begann er seine neue Gestaltung in dessen Druckerei einzuführen. Die Erfolge waren nicht die, welche er erwartet hatte, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, er fand, daß er das, was früher Menschen gethan, blos einem Pferde aufgebürdet hatte. Sein Ziel näher ins Auge fassend, die Schnellwirkung der Presse zu begründen, suchte er sich nun zum Drucke der Walze zu bedienen. Er machte jetzt aufs Neue einem gewissen Walter, dem Genossen Bensley's, dem Herausgeber der Zeitung „Times", Eröffnungen über seine Erfindung, und schloß in Folge derselben einen Vertrag mit diesem ab, gemäß dessen er zwei solch neuer Pressen für diese Zeitung aufstellen sollte. Sobald er sich nun die Mittel gesichert hatte, sein Ziel endlich zu erreichen, setzte er sich mit einem Freunde, dem Maschinenmeister Bauer in Stuttgart, in Verbindung, um seiner Erfindung die höchstmöglichste Vervollkommnung zu geben. Beide Männer stellten auch nach einiger Zeit in London eine ganz neue Druckerpresse auf, welche am 29. November 1814 zu drucken begann. Die Vorrichtung erwies sich stichhaltig; statt daß früher in einer Stunde höchstens 125 Abdrücke gefertiget wurden, erschienen von jetzt an wenigstens 1800.

König hatte sich Walter und Bensley ohne Arg hingegeben, fand aber bald, daß beide nicht so redlich verfuhren, als er geglaubt hatte. Als die beiden Engländer sahen, daß die gleichfalls englischen Drucker Applegath und Cowper eine unbedeutende, aber doch fördernde Verbesserung an der Vorrichtung Königs angebracht hatten, ließen sie sich hierauf einen Ausschlußbrief geben und brachen sofort mit dem schutzlosen

Deutschen. König kehrte daher nach Deutschland zurück, wohin ihm der Ruf seiner nützlichen Erfindung vorangegangen war. Allgemein schämte man sich jetzt wegen des früheren Abweisens und unterstützte ihn jetzt so eifrig, als man ihn früher gemieden. König Max I. von Baiern, der für Alles Theilnahme zeigte, was dem Volke nützlich sein, zur Bildung gereichen konnte, war ihm (1817) behülflich, das Kloster Oberzell bei Würzburg zu erwerben, daß er dort mit seinem Genossen eine Eisengießerei anlege und den Bau von Pressen seiner Erfindung beginne. Die ersten Pressen kamen nach Berlin in die Späner'sche und in die Decker'sche Druckerei, dann wurden mehrere für die Kotta'sche Buchhandlung in Augsburg gefertiget. Bis dahin wurden diese Maschinen durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt, nun aber wußte der Erfinder seine Einrichtung zu vereinfachen, daß sie sich für minder umfassende Unternehmungen auch für die menschliche Hand bewegbar machen ließ. Hierdurch verschaffte er der Erfindung um so rascheren Eingang, verdrängte er allmälig in ganz Deutschland die alte Presse. Auch in Frankreich wie in England ward die neue Erfindung mit mehr oder weniger Veränderungen eingeführt; Veränderungen, welche nichts Wesentliches in der Einrichtung König's änderten, so daß man ihn in jeder Hinsicht für denjenigen anerkennen muß, welcher dem Bedürfnisse der Zeit entsprochen, welcher der Presse die nothwendige Schnellkraft gegeben hat.

Benjamin Franklin.

Benjamin Franklin, einer der größten und herrlichsten Menschen der Neuzeit, ja aller Zeiten, ward geboren zu Boston in Nordamerika im Jahr 1706. Die Eltern des Knaben wa-

ren unbemittelt, gingen in dem Maße zurück, wie er aufwuchs. Anfangs hatten sie gehofft, aus dem zweiten Sohne Benjamin einen Geistlichen ziehen zu können, mußten ihn aber nun mit zu ihrem Geschäfte verwenden, das im Seifensieden und Lichterziehen bestand. Der Geist des jungen Seifensieders ließ keine Gelegenheit sich zu bilden vorübergehen, suchte einstweilen in dem kleinen Bücherschranke seines Vaters nach Nahrung, die nicht ohne Folge für sein Leben war. In seinem zwölften Jahre kam sein älterer Bruder Jakob, ein Buchdrucker, aus England zurück, erbot sich, ihm die Druckerkunst beizubringen. Benjamin ward nun Drucker, arbeitete die gehörige Zeit, benutzte aber die Freistunden, oft die Nächte, dazu, sich fortzubilden, sich Kenntnisse nach allen Richtungen hin zu sammeln. Ein Kaufmann, der den Jüngling lieb gewonnen, Mathiew Adam, der ihm seine Bücherei eröffnete, erwarb sich um ihn große Verdienste.

Im Jahr 1720 übernahm Jakob Franklin eine Zeitung, welche neben den Tagesneuigkeiten auch belehrende und unterhaltende Aufsätze aufnahm. Benjamin, der an dieser Zeitung mitsetzte und druckte, konnte dem Verlangen nicht widerstehen, auch geistigen Antheil an derselben zu nehmen; früher schon hatte er sich in kleineren Gedichten versucht, jetzt schrieb er Aufsätze mit verstellter Hand und legte sie vor die Thüre der Druckerei. Seine Arbeiten fanden in der Zeitung wie im Volke Aufnahme, so daß er sich zuletzt mit Ehren zu erkennen geben konnte. Auf Alles aufmerksam, Alles versuchend, dachte er seiner Zeit auch über die Nahrungsweise und über die Behauptung eines Gelehrten, Bryon, nach, daß die Pflanzenkost dem Menschen zuträglicher sei, als Fleischkost. Er ward daher sein eigner Koch, wenn sich seine Gefährten aus der Druckerei nach den Speisehäusern begaben, ersparte sich dadurch Geld und Zeit zu geistigen Arbeiten. Die Nüchternheit, welche er sich jetzt angewöhnte, beobachtete er sein ganzes Le-

ben hindurch. In Zwist mit seinem Bruder gerathen, verließ er seine Heimatstadt, übersiedelte er nach Philadelphia, lebte dort fleißig und bildsam, wie er einmal begonnen hatte. Er ward bald bekannt und sogar von seinen neuen Freunden dem Statthalter der Provinz, einem sinnigen Schotten, William Keith, empfohlen. Dieser ermunterte den Jüngling, ein Geschäft auf eigne Rechnung zu beginnen, und schoß ihm, als er dessen Mittellosigkeit erfuhr, 100 Pfunde vor, damit er sich aus Europa die Einrichtung holen könne. Franklin reiste nun nach England, nachdem er sich mit der Tochter seines Wirthes Read verlobt hatte.

Durch einen Reisegefährten ward der Jüngling, in England angekommen, zu allerlei Verschwendungen verleitet, daß er dadurch in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Er fand Arbeit in einer Druckerei, in welcher eben Wollastons Werk über natürliche Religion herauskam. Durch dieses Werk, das er mitsetzen half, kam er in Briefwechsel, dann in näheren Umgang mit verschiedenen englischen Gelehrten.

1726 kehrte er wieder nach Philadelphia zurück. Auf der Reise machte er die Bekanntschaft eines reichen amerikanischen Kaufmannes, Denham, welcher ihn für sich zum Buchhalter warb. Benjamin entsagte allen seinen früheren Aussichten und ward Kaufmann; als aber sein Brodherr einige Monate darauf plötzlich starb, sah er sich genöthigt, wieder als Buchdruckergehülfe zu arbeiten. Mehrere Freunde unterstützten ihn jetzt, daß er bald darauf eine eigne Druckerei eröffnen konnte. Mit seinen Freunden im Bund stiftete er eine Gesellschaft, in welcher man sich wissenschaftlich unterhielt, durch Unterhaltung bildete, und trat gleichzeitig mit dem größten Beifalle als volksthümlicher Schriftsteller über die damalige Staatslage auf.

Seine ehemalige Braut, welche in Folge der gänzlichen Vernachlässigung seinerseits einem andern Manne die Hand gereicht hatte, war unglücklich geworden, hatte sich von dem

wüsten Gatten trennen müssen. Franklin hatte längst sein Unrecht bitter bereut. Er wollte aber nicht bei unfruchtbarer Reue stehen bleiben, er warb jetzt um die Geschiedene, und machte die von aller Welt Verlassene für immer glücklich (1730). Von jetzt ab dehnte sich Franklins Geschäftskreis, sein Einfluß immer weiter aus. Er gründete eine pensylvanische Zeitung, einen jährlichen Almanach, und wurde 1743 sogar von seinen Landsleuten angegangen, den Plan zu einer gelehrten Gesellschaft für Nordamerika zu entwerfen. Um diese Zeit begann der Buchdrucker, sich mit dem Wesen der Elektrizität zu beschäftigen, welche bis dahin den Gelehrten und Hochschulen Europas ein Räthsel geblieben war, und siehe, der schlichte Handwerker verstand das Räthsel zu lösen. Franklins Name ward durch den Blitzableiter bald in Europa bekannt; in England machten ihn die Hochschulen um die Wette zum Doktor, suchte die Regierung ihn zu gewinnen, um durch seinen Einfluß der Volkspartei entgegen zu wirken, welche um diese Zeit schon mächtig zu werden begann. Als Franklin eine zweite Geschäftsreise nach England machte, ward er von der Staatsregierung zum Oberpostmeister aller englischen Lande in Amerika ernannt. Die Einkünfte, welche mit dieser Stelle verknüpft waren, schienen den thätigen Mann für immer an die britische Regierung zu fesseln. Als aber bei der zunehmenden Unzufriedenheit Amerikas das britische Unterhaus alle höheren Beamten vor seine Schranken lud, um Aufschlüsse über die verschiedenen Beschwerden zu erhalten, erschien Franklin für Pensylvanien (1767), sprach mit solcher Einsicht und Sachkunde, mit solcher Kraft und Freimüthigkeit gegen die Regierung für die gerechte Sache und Freiheit, daß ganz England staunte. Gleichzeitig sandte er offene Briefe an seine Landsleute, welche in Amerika überall den Muth, die Begeisterung für das gute Recht verbreiteten. Daß die Regierung ihn seiner Würde enthob, versteht sich; er mußte sogar (1778) nach seiner Heimat entfliehen, wenn er

nicht den Banden verfallen wollte. Er entkam trotz allen Nachforschungen glücklich nach Philadelphia, wo er aus allen Kräften mit für die Unabhängigkeit und Befreiung des Vaterlandes wirkte. Franklin war kein Jüngling mehr, das Mannesalter war ihm schon hingeschwunden, er war Greis, stand in den Jahren, in denen der Mensch mit Zähigkeit am Alten und Hergekommenen klebt, in denen er wenigstens die Ruhe liebt, keine Opfer mehr für das Rechte und Wahre bringen mag; er aber war Jüngling geblieben, ging im Jahr 1776 (71 Jahre alt) nach Frankreich, wirkte Anfangs im Geheimen für die Sache seines Vaterlandes, trat nach der Schlacht bei Saratoga (1778), als die Vereinigten Staaten von Frankreich anerkannt waren, als Gesandter dieser Staaten am französischen Königshofe öffentlich auf. Der schlichte Handwerker verdunkelte bald durch Verstand und Würde die goldgestickten Höflinge, die Boten der glänzendsten Fürstenhöfe; war Gegenstand der Verehrung von ganz Frankreich, ja von ganz Europa. Im Jahr 1783 unterzeichnete er in Paris mit den englischen Geschäftsträgern die Friedensentwürfe und kehrte dann in seine Heimat zurück, wo Alles wetteiferte, ihm Beweise der Liebe, der Verehrung und der Dankbarkeit zu geben. Franklin wendete sich hier wieder zu seinem Geschäfte, war, nachdem die Freiheit des Vaterlandes errungen war, wieder ein einfacher Buchdrucker. In seinem 78. Jahre ward er aber noch einmal in das öffentliche Leben gezogen und zwar dadurch, daß ihn die Volksversammlung von Pensylvanien zum Vorsitzer wählte. Der Greis verschied am 17. April 1790, bis an den letzten Tag mit Gedanken und Thaten für das Wohl seiner Mitbürger, für das Heil der Menschheit beschäftiget. Ganz Amerika stand in Thränen am Grabe des Volksmannes und die französische Nationalversammlung legte auf Mirabeaus Antrag, als sie seinen Hintritt erfuhr, eine dreitägige Trauer an.

Das Vaterland setzte ihm den lateinischen Spruch, mit

welchem ihn einst d'Alembert in der Akademie Frankreichs begrüßt hatte, auf den Grabstein: „Himmel, dir nahm er den Blitz und den Herrstab irdischen Zwingherrn."

Der bescheidene Bürger hatte sich selber eine Grabschrift verfaßt, die viel besser seine Sinnesart ausdrückte: „Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers, gleich den Deckeln eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgerissen, deren Vergoldung abgenutzt ist, nun eine Speise der Würmer; dennoch wird das Werk nicht verloren sein, sondern einst in einer schöneren, durch den Verfasser vermehrten und verbesserten Auflage, wie er fest glaubt, erscheinen."

Als herrliche Denkmale sind ihm in aller Welt einestheils Blitzableiter errichtet, dann auch seine zerstreuten Schriften gesammelt und übersetzt worden, welche alle die reinste Lebensweisheit, den edelsten Bürgersinn athmen, den Beweis liefern, daß er in jeder Richtung nachgedacht, allem Menschlichen seine Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Friederich Brand.

Friederich Brand, geboren um das Jahr 1800 in Altona in Holstein, von sehr armen Eltern, war von frühester Jugend darauf angewiesen, durch Handarbeit sein Brod zu verdienen. Schon als Knabe mußte er in einer Schriftgießerei handlangern, woher er dann, wie er zu Jahren kam, auch das Geschäft des Schriftgießers in seiner ganzen Ausdehnung erlernte. Genanntes Geschäft war bis auf diese Zeit fast dasselbe geblieben, wie es durch die Erfinder der Druckerkunst ins Leben gerufen worden. Der Gießer führte eine Form in der Hand, in welcher er einen Buchstaben nach

dem andern goß und gleich nach dem Gusse hinauswarf, so daß er mit dem höchsten Fleiße während eines Tages etwa 5—6000 Buchstaben fertigen konnte. Der junge Brand dachte über seiner Arbeit vielfach nach, ob sich nicht durch eine künstliche Vorrichtung eine Maschine herstellen lasse, durch welche der Guß vereinfachet würde, durch welche die langwierige Arbeit des Auf- und Zuschließens und des Gießens erspart werden könnte. Nach manchen mißlungenen Versuchen hatte er sich in der That ein Werkzeug erdacht, welches durch Räder und Federkraft so eingerichtet war, daß ein Mann blos einen Hebel auf und nieder zu bewegen hatte, damit die flüssige Erzmasse in die Form ströme, sich dort der Buchstabe bilde, der dann kaum gegossen wieder herausfalle. Er kam selbst mit einem kleinen Vorbilde zu Stande, durch welches er sich selber sowohl wie andere leicht überzeugen konnte, daß er mit mäßigem Kostenaufwande hier ein Werkzeug schaffen könne, das den Guß erleichtern und bedeutend beschleunigen würde. Da ihm alle Mittel fehlten, seine geistreiche Vorrichtung ins Leben zu rufen und auszubeuten, blieb ihm nichts übrig, als sich an reiche Schriftgießer und Buchdrucker zu wenden (1838). Wo er aber auch immer anfragte, in Berlin, in Leipzig, in Augsburg, nirgends konnte er Gehör finden. Die Buchhändler hielten den armen einfachen Arbeiter für einen Schwindler, für einen blöden Träumer, wollten sich durch keine Vorlagen von Gründen, Zeichnungen und Vorbildern von ihrem Vorurtheile heilen lassen. Zu verschiedenen Malen hatte der umherreisende Erfinder gegen die drückendste Armuth anzukämpfen und sah immer dann, wenn es endlich zu einem Vertrage kommen sollte, seine Hoffnung auf die schnödeste Weise vernichtet. Es gehörte viel Beharrlichkeit, ein fester Muth gehörte dazu, unter solchen Verhältnissen nicht zu Grunde zu gehen, nicht wenigstens ganz abgestumpft zu werden. Der arme Meister, der sich durch keinen Unfall niederschlagen ließ, darbte und sparte,

um weiter reisen zu können, um seinen Entwurf, wenn er hier verhöhnt wurde, anderswo ins Leben zu rufen. Als in ganz Europa sich keine Möglichkeit zeigte, wagte Brand das Letzte, schiffte er nach Nordamerika hinüber. Im Jahr 1840 kam er in Neuyork an und fand unter seinen ersten Versuchen auch gleich Männer, welche mit Umsicht auf seine Entwürfe eingingen, welche nach kurzer Prüfung ihm gleich die Mittel vorstreckten, daß er dieselben verwirklichen konnte. Mit allem Eifer ging er gleich an die Arbeit und hatte nach wenig Monden auch die Maschine glücklich zu Stande gebracht, welche des Erfinders Ruf begründete, vollkommen den vorgefaßten Erwartungen entsprach. Ein Arbeiter konnte durch dieselbe täglich 10 — 12,000 Buchstaben fertigen. Durch diese Vorrichtung wurden ferner die Schriften schärfer ausgepreßt, daher zierlicher und lesbarer, die Buchstaben, da die Luft in dem stählernen Werkzeuge nicht entweichen konnte, lockerer und fielen, ohne auf den Gebrauch widrig zu wirken, weniger ins Gewicht, haben also für den Buchdrucker einen Nutzen von 20 vom Hundert.

Der Erfinder, der in Europa für einen albernen Thoren gegolten hatte, sah sich in Amerika nicht nur geschätzt und geachtet, sondern auch als Theilhaber bedeutender Geschäfte für sein reges Streben belohnt, konnte im Jahr 1845 sein Heimatland, mit reichlichen Mitteln ausgerüstet, besuchen. Nach Europa war indessen der Ruf seiner Erfindung gedrungen, daher wurde er bei seiner Durchreise ganz anders aufgenommen, konnte er seine Vorrichtung denen theuer verkaufen, an welche er sie früher vergebens zu verschleudern versucht hatte. Hänel in Berlin führte zuerst das neue Verfahren in Europa ein, nach ihm faßte es unter andern auch Dresler in Frankfurt auf, und brachte, wie dieses bei so zusammengesetzten Maschinen nur der Fall sein kann, noch bedeutende Verbesserungen an; lieferte Maschinen, welche von der feinsten Diamantschrift bis

zur groben Sabon ganz Vorzügliches leisten und so zuverlässig arbeiten, daß sie unter einem geübten Gießer täglich 12—18,000 Buchstaben liefern.

Aus diesem läßt sich vorhersehen, daß der von Schöffer erfundene Handguß wohl mit der Zeit ganz aufhören, daß Brand's Verfahren, mit Ausnahme wo es auf Kleinigkeiten ankommt, allein in Uebung bleiben wird.

Steindruck.

Der Steindruck, der jetzt so gemein geworden ist, besteht in der Kunst, die mannichfaltigsten Dinge auf Stein zu zeichnen und diese nachher hundertfältig auf Papier abzudrucken. Diese glückliche Erfindung, eine der Bemerkenswerthesten unserer Zeit, beruht auf zwei Grundsätzen der Scheidekunst: auf der Eigenschaft des dichten und körnigen Kalksteins, daß er sowohl Wasser als Fett in sich aufzunehmen geneigt ist; dann auf der Abstoßung, welche Wasser und Fett gegen einander zeigen. Nichts ist einfacher und billiger, als das auf diese Wahrnehmungen begründete Verfahren. Wenn man mit fetter Kreide eine Zeichnung auf den Stein gemacht hat, kann man schon Abdrücke gewinnen, wenn man den Stein einigemal mit Wasser abwascht, welches überall den Stein durchdringt, wo die Kreide nicht hingekommen, dann über den Stein eine Rolle mit geeigneter Farbe gehen läßt. Die Farbe oder Schwärze, welche fettig sein muß, legt sich überall auf, wo die fettige Kreide hingekommen, während sie von keinem der vom Wasser durchdrungenen Theile angenommen wird. Diese wichtige Erfindung wurde von einem der ärmsten und unbekanntesten Schauspieler der Münchner Bühne gemacht.

Aloys Sennefelder.

Aloys Sennefelder, geboren 1771 in Prag, war der Sohn eines Schauspielers, der den Knaben in seiner ersten Jugend aus seinem Geburtsorte mit nach München nahm. Nachdem der Knabe herangewachsen, ward er von seinem Vater auf die Göttinger Hochschule gesandt, dorten die Rechtswissenschaft zu erlernen, in der er aber wenig Fortschritte machte, weil ihm der Beruf dazu fehlte. Da sein Vater plötzlich starb, sah er sich, aller Hülfsquellen beraubt, auch auf die Bühne angewiesen. Sein erstes Auftreten war aber mit so geringem Beifalle unterstützt, daß er bald seinen Platz unter den stummen Rollen nehmen mußte. Der geringe Gehalt, den er hier bezog, reichte zu seinen Bedürfnissen nicht hin, er mußte sich daher auf anderem Wege Quellen des Gewinnstes zu schaffen suchen. Anfangs schrieb er zwei Lustspiele, war aber als Dichter nicht glücklicher, als er es als Schauspieler gewesen. Er mußte sich sogar auspfeifen hören. Er wollte sich nun von der engen Hörerschaft auf die große Lesewelt berufen, wollte seine Lustspiele, da sich kein Verleger willig fand, auf seine Kosten drucken lassen. Dieser Vorsatz führte ihn allmälig zu seiner späteren Erfindung. Er war arm und hülflos. An eine Buchdruckerpresse und an gegossene Buchstaben war nicht zu denken; er versuchte daher auf Kupferplatten mit Scheidewasser zu ätzen, und da er selbst diese noch zu kostspielig fand und sie ihm zu schwer zu plätten waren, versuchte er statt dieser Platten den Kalkstein zu gebrauchen, der sich bei Sohlenhofen findet, dessen feines Korn die Bearbeitung erleichtert, die Züge leicht annimmt.

Wiederholte Versuche, meist ohne allen Erfolg, dann wieder mit einem Schimmer von Erfolge umgeben, aber immer in dem engen Kreise seiner Hülfsmittel mit Eifer verfolgt, be-

währten die Beharrlichkeit des armen Künstlers, als ihn plötzlich ein glücklicher Zufall in Mitten seiner täglichen Versuche überraschte. Er hatte eines Tages eben einen Stein geglättet, als seine Mutter ihn bat, die schmutzige Leinwand zu bemerken, die sie der Wäscherin übergeben wollte. Da er kein Papier zur Hand hatte, schrieb er das Verzeichniß der Leinwand auf den geglätteten Stein, bediente sich dazu einer Dinte, welche er sich aus Wachs, Seife und Ruß zusammengesetzt hatte. Als er den Zettel später abgeschrieben, wünschte er zu wissen, was sich aus der Schrift auf dem Stein machen ließe. Er wusch versuchsweise die Buchstaben mit einer Mischung von Scheidewasser und Wasser und sah, daß der Erfolg seiner Vermuthung entsprach: die Säure benagte die ganze Fläche des Steines, welchen die Dinte nicht berührt hatte, und nur die Schriftzüge blieben unangegriffen. Nachdem er mit einem rasch erfundenen Ballen die Schrift geschwärzt hatte, erhielt er einen Abdruck seines Waschzettels. Die Steindruckerei war erfunden.

Die ersten Schwierigkeiten der Erfindung waren freilich überwunden, aber jetzt blieben Vorrichtungen zu ersinnen, um die Abdrücke zu ziehen, waren Rollen und Presse herzustellen. Sennefelder, zum tiefsten Elende herabgesunken, mußte seine Hoffnungen auf günstigere Zeiten verschieben. So groß war die Armuth, in welcher er sich damals befand, daß er, sonst kein Rettungsmittel findend, sich als Stellvertreter eines Dienstpflichtigen ins Heer zu verkaufen suchte; allein seine Eigenschaft als Fremder raubte ihm auch diese Zuflucht der Verzweiflung, und der Mann, der bald der Stolz Deutschlands werden sollte, konnte es nicht einmal dahin bringen, von den bairischen Bediensteten als einfacher Söldner aufgenommen zu werden.

Aermer wie je, versuchte sich Aloys nun im Notenabschreiben. Ueber dieser Arbeit kam ihm der Gedanke, ob sich nicht sein entdecktes Verfahren anwenden lasse, die Gesammtstimmen (Partituren), die man ihm anvertraut hatte, zu vervielfäl-

tigen. Er theilte diesen Gedanken Gleißner, dem Hofkapellmeister mit, der mit Eifer darauf einging. In Folge dieses ward gleich eine Notendruckerei gegründet, deren geringe Einkünfte hinreichten, das Leben des armen jungen Mannes etwas erträglicher zu machen, ihn aus der drückendsten Verlegenheit zu retten. Anfangs konnten aus Mangel bequemer Einrichtung nur Sammtstimmen von geringem Umfange gedruckt werden; da aber ein Buchhändler, Falter, dazu trat, sich mit Errichtung einer Presse befaßte, die nach einer Zeichnung von Sennefelder, den die Noth auch zum Maschinenmeister gemacht hatte, ausgeführt wurde, ging das Unternehmen nach Wunsche, erschien eine Sammtstimme der Mozart'schen Zauberflöte, welche überall mit Beifall aufgenommen wurde.

Der Geist Sennefelders gab sich aber hiermit noch nicht der Ruhe hin, er eilte jetzt von Erfindung zur Erfindung. Kaum hatte er die Steindruckerpresse ersonnen und für tauglich befunden, so versuchte er auf den Stein zu zeichnen, Bilder zu Zierrath für Volksgebetbücher zu liefern. Er hatte das Zeichnen so wenig gelernt als die Maschinenkunde, aber er erfreute sich nichtsdestoweniger eines glänzenden Erfolges, zeigte durch seine ersten Versuche, daß seine Erfindung geeignet war, alle weichen, zarten und starken Abstufungen, alle markigen und zarten Striche hervorzubringen, woraus die vollendetste Zeichnung je bestehen kann. Wenige Zeit nachher erfand Sennefelder das Verfahren, alle Drucke und Stiche auf den Stein zu übertragen; ein Verfahren, welches man heute mit so viel Erfolg anwendet, das man aber nicht für neu ausgeben darf, wenn man nicht das Andenken des Vaters der Steindruckerei beeinträchtigen will. Alle diese Vervollkommnungen erlaubten Sennefelder und seinen Geschäftsgenossen, ihrem Unternehmen mehr Ausdehnung zu geben, brachten ihnen bald Wohlstand und Glück.

Um 1799 nahm sich besonders Max, König von Baiern,

der Erfindung an, gewährte dem Erfinder einen Ausschlußbrief von 15 Jahren Dauer. Der Notendrucker Andre von Offenbach, welcher ebenfalls auf das Verfahren aufmerksam geworden war, ließ sich durch den Erfinder selbst in dem Verfahren unterrichten, kaufte demselben das Geheimniß ab und machte sich in der Folge um die Verbreitung der Kunst verdient.

Sennefelder wurde nun auch nach Wien berufen, wo er eine von der österreichischen Regierung in Schutz genommene Kattundruckerei errichtete. Nach München zurückgekommen, leitete er, im Verein mit Herrn von Aretin, einem Gönner der schönen Kunst, eine Anstalt, aus welcher während dreier Jahre Dauer eine Sammlung von Zeichnungen nach Dürer und Rafael hervorging, welche einen glänzenden Abschnitt in der Geschichte der jungen Kunst bildet. Im Jahr 1809 wurde Aloys vom Könige von Baiern zum Leiter einer Steindruckerei ernannt, welche alle Verhandlungen und Bedürfnisse der Verwaltung des Königreiches drucken sollte. Während der Muse, die ihm seine Anstellung jetzt übrig ließ, schrieb er sein wichtiges Werk: „Die Kunst des Steindruckes“, ein Werk, welches seine sämmtlichen Erfindungen veröffentlichte. Sennefelder, dessen Jugend so dürftig gewesen war, starb in glänzenden Vermögensumständen, und zwar zu München im Jahr 1834, als sein Ruf schon ganz Europa durchdrungen hatte. Jetzt hat die Steindruckerei in Deutschland, Frankreich, England, Italien und Rußland einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Wir dürfen hoffen, daß der Erfinder die Anerkennung erhält, die er verdient, daß nicht erst vier Jahrhunderte, wie bei Gutenberg, hinzufließen brauchen, bevor man ihm eine Gedächtnißsäule setzt.

Spinn- und Weberei.

Die Bereitung des Gespinnstes wie der gewebten Stoffe verliert sich in das graueste Alterthum aller Völker. Die ältesten Königinnen und Heldinnen Griechenlands handhabten die Spindel und die keltischen Göttinnen, die Feen, spannen ebenfalls; noch heute zeigt man in England und Frankreich die Zaubersteine, die ihnen als Spindel gedient haben sollen. Die einfache Spindel, wie sie die Urzeiten erfunden, hat auch lange den Bedürfnissen, selbst der gebildetsten Völker, entsprochen. Erst in dem letzten Zeitraume des Mittelalters (1530) erfand ein deutscher Steinmetz, Hans Jürgen (aus Watenmüttel, bei Braunschweig), das Spinnrädchen, welches sich nun rasch über die ganze Erde verbreitete und die Gespinnste für den häuslichen Heerd wie für die größte Gewerbthätigkeit der Wollen- und Baumwollenwerkstätten lieferte.

Der Prediger Trefurt, zu Riede bei Hannover, wie die Frau Josefa Sedelmaier zu Brünn, erfanden Doppelrädchen, auf welchen man zwei Fäden zugleich spinnen konnte, die aber wegen der Schwierigkeit der Behandlung nie gemein eingeführt, mehr nur als Seltenheiten aufbewahrt wurden.

Das Spinnrad Jürgens lieferte den nöthigen Bedarf bis zu Ende des 18. Jahrhunderts, wo in dem gewerbthätigen England ergiebigere Maschinen erfunden wurden. Es bleibt bemerkenswerth, daß alle Erfindungen hier von ganz schlichten,

einfachen Handwerkern ausgingen, daß die Gelehrten den Ruhm weniger theilen, hier das Gemeinwohl gefördert zu haben.

Auch der Webstuhl (die Gezaue), der den Urzeiten entstammt, der bis in die neuesten Zeiten den Bedürfnissen der gewerbthätigsten Völker entsprochen, hat durch diese Handwerker seine Verbesserungen, seine Umwandlungen erfahren und liefert dadurch die wunderbarsteu und herrlichsten Stoffe, liefert Zeuge, deren Zeichnungen unter der Hand des Malers hervorgegangen zu sein scheinen.

Jakob Hargrave.

Um das Jahr 1767 erfand ein Zimmermann, der zu Stanhill, in Lankashire, in England arbeitete, James (Jakob) Hargrave, eine Baumwollspinnmaschine, die er Spinnjenny (Spinnhannchen) nannte. Den Grundgedanken zu dieser Maschine faßte der Meister, als er zufällig ein Spinnrad umfallen sah, bemerkte, daß es richtig fortspann, obschon es sich ziemlich von der Spinnerin entfernt hatte. Er sah dadurch ein, daß es möglich sei, den eigentlichen Halt des Spinnens, der beim Rade beweglich bleibt, festzustellen, die Spule aber dafür beweglich zu machen, hin- und zurück zu schieben. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang ihm endlich eine solche Maschine von acht Spulen, welche durch einen Riemen ohne Ende gedreht wurde. Nach diesem ersten glücklichen Versuche vervollkommnete er seine Jenny dermaßen, daß er einige Zeit später mit derselben die nämliche Arbeit vollführte, welche 30 bis 40 Spinnerinnen an ihren Rädern kaum verrichten konnten.

Als die Spinnerinnen und ihre Angehörigen von den Erfolgen dieser Maschine hörten, welche ihre Arme ersetzen zu

können schien, glaubten sie sich in ihrem Broderwerbe beeinträchtigt. Unfähig, die unendliche Entwickelung, welche die Jenny der Gewerbthätigkeit geben sollte, zu begreifen, oder die Vervielfachung der Beschäftigung und des Gewinnstes, die jetzt unausbleiblich war, vorauszusehen; verbanden sie sich meuterisch, erstürmten das Haus des Meisters und zerstörten seine Maschinen, glaubten darauf, die ganze Erfindung für immer vernichtet zu haben. Aber diese stieg gleich dem märchenhaften Vogel Fönix aus der Asche, erhob sich lebendiger als früher und verbreitete sich durch die ganze Grafschaft. Die Spinner erhoben sich zum zweitenmale und zerstörten nicht nur die Spinnmaschinen, sondern auch alle Krämpelmaschinen, welche der thätige Zimmermann Hargrave auch erfunden hatte, drohten sogar, den Erfinder zu erschlagen. Der arme Meister, welcher sein Leben und Eigenthum auf diese Weise bedroht sah, verließ Lankashire, begab sich nach Nottingham, wo er unter dem Schutze der Behörden eine neue Spinnerei anlegte. Der Erfolg seiner Erfindung war nun vollkommen, ohne ihm aber einigermaßen einträglich zu werden, weil er es verschmäht hatte, sich einen genügenden Freibrief für die Erfindung zu sichern und nun Jedermann sich derselben so ämsig bediente, als er früher gegen dieselbe angekämpft hatte. Um der Keckheit der Nachahmer zu begegnen, sein gutes Recht geltend zu machen, kam er gerichtlich ein, aber seine Armuth unterlag in langwierigen Rechtshändeln. Erdrückt von der Ungerechtigkeit der Menschen, dem tiefsten Elende verfallen, starb er in einem Armenhause. Fünfzig Jahre nach seinem Tode, als die Baumwollengespinnste 800 Millionen Pfunde in dem jährlichen Geldumschlage seines Vaterlandes betrugen, da erst machte ein Edinburger Schriftsteller den Namen des Unglücklichen bekannt, dem man so glänzende Ergebnisse verdankte, bewies, daß auch die neueste Zeit den nützlichen Menschen nicht immer die schuldige Dankbarkeit, den schuldigen Ruhm bereitwillig zollet.

Richard Arkwright.

Richard Arkwright ward geboren zu Preston, in Lankashire, am 23. Christmond 1732. Seine Eltern waren unbemittelte geringe Leute, und da er das jüngste von 13 Kindern war, kann man denken, daß nur äußerst wenig auf seine Schulbildung verwendet werden konnte. Als er seinen Kinderschuhen entwachsen war, kam er zu einem Bartscherer in die Lehre und betrieb dann später in der Stadt Bolton das erlernte Geschäft. Ungefähr 1760 begann er einen Handel mit Haaren. Im Lande auf- und niederreisend handelte er diese Waare ein und hob sein Geschäft in etwas durch das Geheimniß, Haare färben zu können, welches er erfunden haben soll.

Ueber die Art und Weise, wie Richard zu der Erfindung gekommen, die ihm den Dank der Mit- und Nachwelt sicherte, ist sehr wenig bekannt geworden. Sein erster Versuch in der Mechanik galt der sich ewig bewegenden Maschine (dem **perpetuum mobile**).

In einem Lande wohnend, wo die Linnen- und Baumwollenbetriebsamkeit eine Menge von Kräften in Anspruch nahm, lag der Gedanke, den er später verfolgte, nicht ferne, mußte der Wunsch allgemein sein, ein Werkzeug entdecken zu können, das eine raschere Fertigung ermögliche. Um diese Zeit klagten die Werkstätten immer mehr über Mangel an vorräthigen Gespinnsten. Damals wurden die englischen Zeuge, welche man Caliko nennt, weil sie den indischen, welche von Calikut ihren Namen herschreiben, nachgebildet sind, durch eine Mischung von Linnen und Baumwolle hervorgebracht, und zwar dergestalt, daß der Einschlag aus Leinen, die Kette (das Gewebe) aber aus Baumwolle bestand. Den Spinnern war es noch unmöglich, so feine Fäden von hinreichender Stärke zu spinnen, daß sie als Einschlag dienen konnten. Die Wolle für das Ge-

webe ward damals von den Unternehmern in rohem Zustande zugleich mit dem Linnengarne in die Dörfer und Hütten gegeben, deren Bewohner die Baumwolle krämpelten und verspannen, später die Zeuge webten. Die Nachfrage nach den Stoffen wurde aber nun so groß, daß die Frauen der Weber, denen das Krämpeln und Spinnen der Baumwolle oblag, nicht mehr Vorrath genug liefern konnten, um die Gezauen (Webstühle) im Gange zu erhalten, daß der Weber mehr Hände beschäftigen mußte. So viele aber auch geworben werden mochten, reichten sie doch bald nicht mehr aus; der Aufschwung des Gewerbes mußte, wenn er auf das gewöhnliche Spinnrad, das bisher in Uebung geblieben, beschränkt blieb, stocken, oder konnte nur noch sehr wenig fortrücken. Das Baumwollengarn, welches damals in ganz England gewonnen wurde, schätzt man auf den Ertrag von 50,000 Spindeln, etwa den hundertundfünfzigsten Theil dessen, der im Jahr 1835 gewonnen wurde.

Vom Jahr 1767 ab scheint Richard sich ganz mit der Erfindung der Baumwollen-Spinnmaschine beschäftiget zu haben. Im folgenden Jahr begann er die erste zu Preston in seiner Wohnung, neben der Freischule, zu erbauen. Er war damals so arm, daß, als er als Bürger der Stadt wählen sollte, die Partei, für welche er wählen wollte, ihm Kleider geben mußte, um zur Wahl ausgehen zu können. Bald darauf verließ er Lankashire, weil er befürchtete, mit Hargrave, einem Zimmermann von Blackburn, welcher damals gerade das Spinnhannchen (die Spinnjenny) erfunden hatte, in Zwistigkeit zu gerathen und wanderte nach Nottingham. Er sollte hier noch viel Drangsal erleben. Er machte die Bekanntschaft eines reichen Kaufmannes, Namens Wright, und bezog von diesem bedeutende Gelder, um seine Spinnmaschine ausführen zu können. Da aber Monde vergingen, ohne daß Richard mit der Maschine zu Stande kam, sah ihn der Kaufmann für

einen Schwindler an, forderte die hergeliehenen Gelder zurück und drohte mit dem Aergsten. Nachdem der bedrängte Erfinder vergebens allenthalben Hülfe und Beistand gesucht, wandte er sich an den Kaufmann Need, welcher, bevor er Hülfe zusagte, sich mit seinem Gesellschafter, dem geistreichen Jeddiah Strutt von Derbi, dem Vervollkommner der Strumpfgezaue, besprechen wollte. Strutt sah bei dieser Gelegenheit den Entwurf, das Maschinenvorbild, Arkwrights und erkannte schon im ersten Blicke das Verdienst des Erfinders. Richard war gerettet. Er hatte seine Maschine bisher nicht vollenden können, weil ihm die einfachsten Sätze der Bewegungskunst (Mechanik) fremd gewesen. Unbedeutende Kleinigkeiten hatten ihm unübersteigliche Hindernisse geboten, welche aber jetzt durch einige Worte des tüchtigen Maschinenkundigen beseitigt waren. Need bot nun Arkwright eine Vergesellschaftung mit ihm und Strutt an, welche sofort zur Errichtung einer Spinnerei eingegangen wurde.

Im Jahr 1769 erhielt Arkwright einen Ausschlußbrief für das Spinnen mit Walzen und Need und Strutt legten die erste Spinnerei mit ihm an.

Die Erfindung, für welche der Ausschlußbrief ausgestellt wurde, oder das Spinnrahmen (die Spinnzaue), spinnet eine außerordentliche Menge Fäden von jeder Art von Feinheit und Stärke, und bedarf der menschlichen Thätigkeit nur, um dieselbe mit Wolle zu versehen und die gebrochenen Fäden wieder anzuknüpfen. Die Grundsätze, nach welchen die Maschine gebaut ist und ihre Wirksamkeit ist leicht zu begreifen. Man denke sich nur zwei übereinanderliegende Paare von Walzen, welche durch Maschinerie gedreht werden. Die untere Walze jedes Paares ist der Länge nach gefurcht, die obere mit Leder bedeckt, so daß beide die Wolle, welche zwischen durchzieht, fest genug fassen. Die durch das erste Paar durchgezogene Baumwolle erscheint als eine sehr lockere sanfte Schnur; doch

sobald sie in den ersten Rollen gekrämpelt ist, wird sie von dem zweiten Walzenpaare ergriffen, welches sich mit doppelter, dreifacher, oder wie man will zehnfacher Schnelligkeit dreht, so daß die Wolle demnach doppelt, dreifach, zehnfach u. s. w. dünner als im ersten Walzenpaare gezogen werden muß.

Es ist augenscheinlich, daß diese Einrichtung des Spinngezaues ganz verschieden von der des alten Spinnrades, der Spindel oder der Spinnjenny ist. Das Spinnen durch Walzen beruhte auf einer ganz eigenen Vorrichtung, welche dem Erfinder, wie er selber erzählte, auftauchte, als er einen rothglühenden Eisenstab zwischen zwei Walzen durchschieben und dehnen sah.

Die erste Baumwollenmühle nach dieser neuen Erfindung wurde in Nottingham errichtet, und wurde durch thierische Kraft betrieben. Im Jahr 1771 baute der Erfinder eine andere zu Kromford, in der Gemeinde Wirksworth, in Derbyshire, welche durch Wasserkraft bewegt wurde. Durch diesen Umstand erhielt das Gespinnst den Namen Wassertwist.

Als Arkwright verschiedene neue Einrichtungen und Verbesserungen getroffen, seine Maschine so zu sagen vollkommen war, erhielt er 1775 einen neuen Ausschlußbrief. Er genoß dennoch die Früchte seiner Erfindung nicht ohne mancherlei Widerwärtigkeiten, indem Viele auftraten, welche ihm den Ruhm der Erfindung streitig machen, welche ihm den Gewinn abjagen wollten. Man versuchte, ihn durch Rechtsstreitigkeiten zu ermüden, aus denen er aber zuletzt siegreich hervorging.

Die Spinnerei in Kromford stand 5 Jahre, bis sie die Auslage eingebracht hatte; dann aber warf sie jährlich einen größeren Gewinn ab, überhäufte zuletzt den Erfinder mit Reichthümern. Die Anlage ward später vergrößert, ganz neue Anlagen wurden gemacht, neben welchen Richard noch an den Anlagen anderer Gesellschaften durch fremde Geschäftsführer Theil nahm und vermittelst derselben noch lange Zeit hindurch, obgleich seine

Ausschlußbriefe erloschen waren, den Preis der Gespinnste für ganz England bestimmte.

Kromford, der Ort, wo Arkwright eine kleine Mühle gefunden hatte, wuchs unter diesen Geschäften zur Stadt an, die sich am engen Derventthale, auf dem Süduser des Flusses, ausbreitete. Hier lebte der thätige Mann wie ein Erzvater glücklich unter seinen Arbeitern, wenn er nicht sein nahgelegenes Schloß Willersley, eine riesenhafte Burg, durch ihn in gothischer Baupräge errichtet, wo er sich von seinen Arbeiten zu zerstreuen pflegte, bewohnte.

Im Jahr 1786 ward Arkwright zum Großscheriff von Derbshire ernannt. Wenige Monate später, als er erwählt wurde, den König wegen eines glücklich abgewandten Mordanschlages zu beglückwünschen, ward der ehedem arme Bartscherer zur Ritterwürde erhoben.

Obschon Richard sehr kräftig gebaut war, litt er doch sein ganzes Leben hindurch an Engbrüstigkeit. Nichtsdestoweniger überwachte er seine Geschäfte bis in seine letzten Tage, beaufsichtigte er die täglichen Arbeiten, die Arbeiter, welche er als seine Sippen betrachtete, und vervollkommnete hin und wieder seine Einrichtungen, sein Maschinenwesen. Nachdem seine Lebenskräfte mehr und mehr geschwunden, führte seine sitzende Lebensweise seinen Tod herbei, am 3. August 1792.

Er war zweimal verheirathet. Seine erste Gattin schenkte ihm einen Sohn, seine zweite Gattin eine Tochter. Thätigkeit und Beharrlichkeit waren die Grundzüge seines Wesens. Keiner hat sein Glück besser verdient, als er, und keiner hat ein größeres Recht auf die Dankbarkeit und Achtung der Nachwelt. Er war einer der Ehrenwerthesten seiner Zeit!

Christoph Andreä.

Christoph Andreä, geb. 1730 zu Mülheim am Rheine, wo sein Vater Thomas als einer der angesehensten Kaufleute wohnte. Sein Großvater war in dies zum Dorfe herabgesunkene Städtchen eingewandert, hatte es durch Handel und Gewerbe wieder beleben helfen. Dieser Großvater, ebenfalls Christoph geheißen, war nämlich einer jener Evangelischgesinnten, welche 1714 ob ihres Glaubens und des Festhaltens an ihrer Ueberzeugung aus Köln vertrieben wurden, welche den Wohlstand und Gewerbfleiß dieser Stadt mit in die Fremde nahmen, welche von dem freisinnigen Kurfürsten Johann Wilhelm (laut Urkunde vom 18. Juni 1714) freudig in seinen Landen aufgenommen wurden. In Mülheim erbaute dieser edle Verbannte die vier Linnwirkerhäuser und verpflanzte die Linnenbandwirkerei aus Köln ins Bergische, zog eine Menge fleißiger Arbeiter in der Stadt zusammen und bildete mit diesen und andern Vertriebenen bald eine evangelische Gemeinde. Thomas Andreä erweiterte das Geschäft des Vaters noch um ein Bedeutendes, begann neben der Linnenbandwirkerei noch die Fertigung des Seidenbandes, das damals noch aus der Fremde bezogen werden mußte. Der thätige Mann überzeugte sich bald von dem Gelingen seines Unternehmens, wurde dadurch zur Vergrößerung seines Geschäftes bewogen. Er vermehrte daher die Zahl seiner Gezauen und unternahm Geschäftsreisen zu Rosse, weil dazumal Postverbindungen fehlten, bis nach Frankfurt an der Oder und Breslau, um dort Absatz seiner Waare zu suchen. Der weitschauende Vater vergaß es nicht, seinem Sohne eine passende Erziehung zu geben, in ihm die künftige Blüte des Geschäftes zu begründen, und der Sohn ließ keine Gelegenheit unbenutzt, sich zu vervollkommnen, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Als er sich in allen Fächern

der Kaufmannschaft daheim umgesehen, ging er auf Reisen, verschmähte es nicht, in Lyon und in Genua die Lehre von Neuem zu beginnen, sich dort alle Handgriffe des Webens, alle Geheimnisse der Färberei anzueignen. Nach dem Tode des Vaters übernahm er alsbald das Geschäft, begann er die Seidenweberei auf deutschem Boden fest einzuführen. Er reiste nach Genua und Lyon, warb dort tüchtige Arbeiter an und brachte sie an den Niederrhein, wodurch er bald in Stand gesetzt wurde, nicht nur treffliche Waaren zu liefern, sondern mit den besten italienischen und französischen Erzeugnissen wetteifern zu können. Die italienischen Meister vererbten ihre Kunst an deutsche Arbeiter, welche an Fleiß wie an Geschicklichkeit bald den Lehrern nicht nachstanden, und so konnte der Werkhalter von Jahr zu Jahr dem Geschäfte eine größere Ausdehnung geben. Dieses ermangelte nicht, dem Anfangs unansehnlichen Städtchen eine höhere Bedeutung, eine größere Ausdehnung zu geben, so daß es in seinem Gewerbfleiße mit der alten Reichsstadt wetteifern konnte. Bald wurden auch die übrigen deutschen Fürsten die stille Wirksamkeit des Werkhalters gewahr, und versuchten, ihn für sich zu gewinnen. Christoph hatte aber zu große Vorliebe für das Land, welches seinen Vätern Schutz und Zuflucht gewährt hatte, als daß er es nun verlassen sollte; er vergrößerte am Rheine seine Werkstätten und legte noch größere im Dorfe Schlebusch an der Dhün an, wo er auch ein hübsches Landhaus sich zum Sommeraufenthalte erbaute, und, wie in Mülheim, einfache, aber geschmackvolle Gärten pflanzte.

Da vom deutschen Kaiser Joseph II. immer neue Einladungen ergingen, entschloß er sich, einen Theil seines Geschäftes nach Wien hinüber zu siedeln. Er reiste daher im Jahr 1780 mit seinem ältesten Sohne, nach ihm Christoph geheißen, und 150 unter seiner Leitung gebildeten Webern nach Wien, wo er vom Kaiser mehrere große Klöster, unter andern einige in der Wiener-Neustadt geschenkt bekam, seine Werk-

stätten drinnen aufzuschlagen und durch ein Ausschlußrecht von 20 Jahren die lebhafteste Aufmunterung erhielt. Als er seinen Sohn eingerichtet, in das Geschäft eingeführt hatte, kehrte er an den Niederrhein zurück und leitete von dort aus auch den österreichischen Geschäftszweig, der erst nach seinem Ableben an den ältesten Sohn überging und bis auf heutige Stunde fortwährend durch dessen Nachfolger in Blüte erhalten wird.

Im Hornung des Jahres 1784 ward die aufblühende Stadt Mülheim durch den Eisgang auf schreckliche Weise verheert. Die mit dem Eisgange verbundene Ueberschwemmung richtete in den Werkstätten und Färbereien Andreäs große Verheerungen an, verursachte ihm große Verluste; nichtsdestoweniger nahm er sich seiner leidenden, vielfach obdachlosen Mitbürger, vor Allem seiner Arbeiter, an und trachtete, mit anderen Menschenfreunden im Bunde, das Unglück zu mildern, das dadurch entstandene Elend zu sänftigen. Die Kriege, welche der französischen Staatsumwälzung folgten, welche ebenfalls viel Elend, viel Drangsal mit sich führten, fanden in ihm einen Mann, der allezeit bereit war, mit Rath und That einzutreten, in schwierigen Lagen zu helfen, wie eben zu helfen war. Trotz der Kriege wußte er sein Geschäft stets weiter auszudehnen, sich in Ost und West Kunden zu erwerben, seine Waaren bis über das Weltmeer zu führen, woher denn auch der Einfluß und die Traue (der Kredit) seines Hauses stets höher und höher wuchs. Den Frieden, den er für sein Vaterland so sehnlich herbeiwünschte, sollte er nicht erleben. Er starb mit der Auflösung des deutschen Reiches 1805. Er hinterließ mit einem großen Vermögen, welches er durch seinen Unternehmungsgeist erworben hatte, den Ruf eines Ehrenmannes in jeder Richtung, eines evangelischen Christen, der eifrig für seine Kirche, nachsichtig, liebevoll und hülfreich gegen Alle war, dem das geistige wie das leibliche Wohl seiner Arbeiter dergestalt am Herzen lag, als ob Alle seine Kinder gewesen, und sie

auch dermaßen sittlich heranbildete, daß er stolz auf dieselben sein konnte.

Obschon sich nach und nach der von ihm eingeführte Gewerbzweig über ganz Deutschland verbreitete und sich am Rheine selbst, in der Vaterstadt der deutschen Sammtwirkerei, in Mülheim, andere Werkstätten aufschlossen, andere Werkhalter niederließen, blieb das von ihm gegründete Geschäft, wie sein Name, in allen Ehren; so daß es gegenwärtig noch jährlich an 25,000 Pfund Seide verarbeitet und ungefähr 150,000 Ellen Sammt, 100,000 Ellen glatte Stoffe liefert, wozu an 700 Webstühle gehen und etwa 2000 Menschen beschäftiget sind.

Joseph Maria Jacquard.

Bevor die neue Seidengezaue (der Webstuhl Jacquard) in Anwendung kam, waren die Seidenweber, deren Lyon allein 90,000 zählt, einem der ungesundesten und aufreibendsten Geschäfte verfallen. Besonders der Weber, welcher bunte Zeuge zu fertigen hatte, saß auf einer von Schnüren und Tritten überladenen Gezaue, die an sich schwer zu handhaben war, bei der er Hände und Füße fortwährend zu gebrauchen, den Leib fortwährend gegen ein Brett zu stemmen und zu verdrehen hatte. Neben dem Weber war noch ein oder der andere, waren gewöhnlich Kinder beschäftiget, Tritte und Schnüre zu ziehen, mußten diese armen Wesen Tage lang in den gezwungensten Stellungen ausharren und dulden. Die Weber, wie ihre unglücklichen Gehülfen, kränkelten daher unter der Arbeit, gingen gewöhnlich einem traurigen Siechthume, einem frühen Tode entgegen. Diejenigen, welche den herrlichsten Glanz der Paläste schufen, gingen selbst in öden Werkgäden, in schmutzigen Stuben

auf die elendeste Weise zu Grunde und die Gelehrten und Gewerbverständigen, welche die Menge der Opfer betrauerten, hatten weder Kraft noch Einsicht genug, dem mißlichen Geschicke abzuhelfen. Endlich erschien der Retter, ein Kind des Volkes selber, Joseph Maria Jacquard. Er war geboren in Lyon am 7. Juli 1752. Sein Vater war Seidenwebermeister in Gold- und Silberstoffen, seine Mutter Musterangeberin, arbeitete mit dem Gatten in derselben Werkstätte. Er selber wurde, als er in das Jünglingsalter trat, zu einem Buchbinder in die Lehre gethan. Er blieb mehrere Jahre bei seinem Meister, soll auch mit Geschick und Geschmack gearbeitet haben. Er fand aber seinen Beruf nicht in dem Geschäfte, sondern verheirathete sich und begann in einem ererbten kleinen Häuschen einen Handel mit Strohhüten. Die Staatsumwälzung erschütterte bald den Lauf seines Geschäftes. Während der Belagerung Lyons 1793 sah er sein Haus in Flammen aufgehen, seine Habe vernichtet, und als die Führer der Schreckensherrschaft siegreich einrückten, stand sogar sein Name auf der Liste der Geächteten, mußte er fliehen, um sein Leben zu retten. Ein Sohn, im Heere der herrschenden Partei dienend, wurde sein Retter. Dieser wackere junge Mann, welcher nur darauf bedacht war, den Vater seinen Feinden zu entziehen, kleidete ihn in Kriegertracht, ließ ihn in die Freischaar eintragen, in welcher er selber diente, und führte ihn, die Flinte in der Hand, mit sich an die Grenze, dem Feinde entgegen. Der edle Sohn, welcher nach menschlichen Ansichten ein besseres Geschick verdient hätte, ward von einer feindlichen Kugel getroffen und starb in des geretteten Vaters Armen. Der Schmerz des Vaters war tief und dauerhaft. Sobald als wieder einigermaßen Friede und Ordnung in das Reich zurückgekehrt war, verließ der Unglückliche das Heer und faßte den Gedanken, sich in der Heimat neuerdings einen Herd zu gründen. Dieselben Gewalthaber, welche ihn geächtet hatten, nahmen sich seiner jetzt freundlich

an, ließen ihm einige Unterstützungen zufließen, dergestalt, daß er sich seinem Lieblingshange für die Gewerbkunde hingeben konnte, zu dem die Umstände ihn noch anfeuerten.

Der Friede von Amiens hatte für eine Weile ein leidliches Verhältniß zwischen England und Frankreich hergestellt. Dadurch fiel jetzt eine englische Zeitschrift in die Hände Jacquards, welche die Nachricht enthielt, daß die königliche Gesellschaft in London einen bedeutenden Preis für eine Maschine ausgesetzt habe, welche Netze für den Seefischfang wie für die Schanzbekleidung der Schiffe zu weben vermöge. Von diesem Augenblicke an war ihm sein Beruf klar, dachte er nur daran, sich die Mittel zu schaffen, um diese Aufgabe zu lösen. Nach vielem Hin- und Hersinnen war die Maschine erfunden. Bei seinem ruhigen und anspruchlosen Gemüte sollte aber die Genugthuung, die er über seine Arbeit empfand, deren einziger Lohn sein; denn, sobald er die Aufgabe gelöst hatte, gedachte er ihrer nicht ferner. Ein Stück Gewebe, das er einem Freunde gegeben hatte, war das einzige, was er zu weben versuchte. Diese Arbeit aber wanderte von Hand zu Hand, wurde als Seltenheit umhergezeigt und endlich durch eine der Lyoner Behörden nach Paris gesandt.

Jacquard hatte schon längst seine Erfindung vergessen, als er eines Tages vor den Präfekt von Lyon beschieden, als er von diesem befragt wurde, ob er sich nicht darauf gelegt habe, Netze auf künstliche Art zu weben. Jacquard wußte sich lange Zeit nicht zu enträthseln, was der Beamte von ihm wolle, bis dieser das Stück Netzgewebe hervorzog, das er vorlängst seinem Freunde gegeben hatte. Der Präfekt wünschte hierauf die Vorrichtung zu sehen, vermittelst welcher das Gewebe gefertiget worden war. Jacquard erbat sich eine Frist von drei Wochen, um die Einrichtung seiner Maschine wiederherstellen und vollenden zu können, welche indessen vergessen in einem Winkel seiner Wohnung gelegen hatte. Nach Verlauf dieser Frist

brachte er das Gestelle zum Präfekten, der nun selber die Zahl der Maschen zählen, mit dem Fuß die Vorrichtung in Bewegung setzen und eine Maschenreihe dadurch dem Gewebe hinzufügen konnte. Als der Beamte sich von seinem Erstaunen erholt hatte, entließ er Jacquard mit dem Bedeuten, daß er bald Weiteres hören werde. Die Maschine wurde nun nach Paris gesandt. Bald darauf kam von dorten der Befehl, Jacquard nachzusenden. Der Befehl war so dringend gehalten, daß die Behörden, dadurch getäuscht, den stillen ruhigen Gewerkmeister für einen Verschwörer ansahen und demnach sich gebahrten. Sie ließen dem Geladenen keine Zeit, sein Haus zu bestellen, sich für die Reise einzurichten, nöthigten ihn rasch in eine Postkutsche, in welcher er in Begleitung eines Häschers nach der Hauptstadt rollte.

Jacquard kam jetzt zum erstenmal nach Paris. Man führte ihn stracks nach der Gewerkschule, wo er alsbald dem Konsul Bonaparte und seinem Kanzler Carnot vorgestellt wurde. „Also Du bist's", redete ihn Letzterer in seiner barschen Weise an, „der sich das herausnimmt, was kein Gott kann, der einen Knoten in einen gespannten Faden machen will?" Jacquard, betroffen durch die Gegenwart des Herrn, noch mehr durch die barsche Weise des Kanzlers, konnte kein Wort vorbringen, beschränkte sich darauf, die Maschine in Bewegung zu setzen und das auszuführen, was man als unmöglich in Abrede stellte. So wurden die seltenen Gaben des Werkmeisters ruchbar. Napoleon, der das Verdienst, wo er es fand, anzuerkennen pflegte, ermuthigte den Meister, versprach ihm seine Unterstützung.

Wenige Tage nach der Unterredung mit dem ersten Konsul wurde Jacquard an der Gewerkschule angestellt. Welches Entzücken empfand der gute Meister, nun mitten unter allen Wundern des Gewerkfleißes zu wohnen, alle Geheimnisse der Maschinenkunde vor sich enthüllt zu sehen, die er früher weder durch Schriften noch durch Vorträge sich hatte aneignen kön-

nen! Bald beschäftigte er sich nun auf Verlangen der Regierung mit den Mitteln, die künstlicheren Seidenstoffe durch eine bessere und einfachere, weniger kostspielige Vorrichtung hervorzubringen. Er gelangte zum Ziele, indem er zwei Vorarbeiten benutzte, eine von dem berühmten Vaucanson, die andere von dem Maschinenbauer Talcon. Die berühmte Gezaue (Webstuhl), welche den Namen des Erfinders auf die Nachwelt bringen wird, erschien auf der Gewerkausstellung von 1801. Der erste Konsul, welcher die Umwälzung, die durch diese bewunderungswürdige Entdeckung in dem französischen Gewerkwesen sich ergeben würde, erkannte, belohnte den Erfinder durch einen Jahrgehalt von 6000 Franken. Die Gewerkgeschwornen zeigten sich nicht so hellsehend; sie beschränkten sich darauf, eine bronzene Denkmünze dem Erfinder einer Vorrichtung zu widmen, die, wie der Bericht sich äußerte, in dem Weben bunter Stoffe einen Arbeiter unnöthig macht.

Man erstaunt weniger über die Gleichgültigkeit, mit welcher die Pariser Gewerkgeschwornen eines der nützlichsten Werke aufnahmen, das der Menschengeist je ersonnen hat, wenn man bedenkt, daß es durch die Lyoner Geschäftswelt selbst verkannt wurde, deren Lage es doch ganz verändern sollte. Als Jacquard mit seiner geistreichen Maschine nach Hause kam, sah er sich, statt des erhofften Jubels, von seinen Mitbürgern verfolgt, sah er sich mit Verachtung behandelt. Er, aus dem Volke, aus der Werkstätte hervorgegangen, wurde durch leidenschaftliche Neider bei dem unwissenden und geistesträgen Volke als ein ehrgeiziger Arbeiterfeind verschrieen, dessen Erfindung das ganze Gewerke zu Grunde richten und unendliches Elend stiften würde. Wo er sich zeigte, verfolgte ihn der meuterische Haufe. Dreimal war sein Leben in Gefahr, und so groß war die Erbitterung gegen ihn, daß Leute mit einstimmten, denen man ein billigeres, vernünftigeres Urtheil hätte zutrauen dürfen. Der Rath der Werkverständigen ließ sogar auf

öffentlichem Platze, unter dem Zujauchzen der Menge, sein Werk zertrümmern. Um uns der Worte Jacquards zu bedienen, ward das Eisen seiner geistreichen Gezaue als altes Eisen, das Holz als Brennholz verkauft.

Das Vorurtheil, welches die Seidenweber von Lyon veranlaßte, eine Maschine zu zerstören, die ihre Arbeit erleichterte, ihre Gesundheit schonte, für sie die Quelle großer Reichthümer werden konnte, wich nicht eher, bis Frankreich den Wetteifer der Nachbarn zu fühlen begann. Mehrere aufgeklärte Werkhalter, unter denen Depouilly und Schirmer oben an standen, zogen troß dem Widerstreben ihrer Arbeiter aus der Erfindung Jacquards einen solchen Gewinn, daß sich dieselbe bald über die Schweiz, Deutschland, Italien, England und Amerika ausbreitete. Im Jahr 1813 wurde in der britischen Fabrikstadt Manchester der Jacquard'sche Webstuhl mit Jubel eingeführt. Von da an hat der Name, der früher nur mit Wuth ausgesprochen wurde, allenthalben eine gewisse Volksthümlichkeit erlangt. Jacquard genoß jetzt den Ruhm, den er verdient hatte, aber er kam spät; ihn zu erlangen, bedurfte es einer großen Beharrlichkeit, bedurfte es eines 20jährigen Kampfes gegen Neid, Unwissenheit und Geistesträgheit.

Im Jahr 1819 sprachen die Gewerkgeschwornen, hellsehender als die von 1801, die Ueberlegenheit seiner Erfindung aus, welche Kosten und Mühe verringere, welche der Gesundheit weit weniger nachtheilig sei. Diese Herren ließen jetzt eine silberne Denkmünze auf ihn prägen, und die Regierung verlieh ihm das Kreuz der Ehrenlegion.

Die Bescheidenheit und Genügsamkeit Jacquards kamen seinem Verdienste gleich. Er konnte sich nicht dazu verstehen, Nutzen aus den verschiedenen Ausschlußbriefen zu ziehen, die ihm für seine Erfindungen zugestellt waren. Das Ausland bot ihm große Vortheile, er aber lehnte sie ohne Hochmuth, ohne Prunk ab.

Gegen das Ende seiner Tage, nachdem er seine geliebte Gattin verloren hatte, zog sich dieser wackere Mann nach Oullins, einem kleinen niedlichen Dorfe, eine Stunde von Lyon entfernt, auf ein kleines Gut zurück, dessen Nutznießung ihm durch ein Vermächtniß gesichert worden war. Hier besuchten ihn berühmte Reisende, Staatsmänner, Gelehrte; sahen wie der Mann, der einen europäischen Ruf erlangt hatte, seine Zeit zwischen seinem Gärtchen und seinen Andachtsübungen theilte. Er endigte sein friedliches Dasein am 7. August 1834. Nur wenig Bekannte geleiteten seine Leiche auf den Friedhof des Dörfchens zur Ruhe.

In seinem Leben hatte der Mann nur Verfolgung, Vernachlässigung, Verachtung gefunden, erst nach seinem Tode erkannte man seinen vollen Werth, dachte man daran, ihn zu ehren. In Lyon wurden freiwillige Beiträge gesammelt und nach Jahren für den Betrag eine Bildsäule des Verewigten aufgestellt. Dem Bildhauer Foyatier wurde die Ausführung übertragen und am 16. August 1840 wurde das von diesem Meister gefertigte Standbild auf dem Platze Sathonay enthüllt, wo die Büste Rozier's, eines anderen Wohlthäters der Stadt Lyon, bereits stand.

Färberei.

Die Kunst, Stoffe durch Farbendurchlaugung oder Beize zu färben, stammt aus Asien, wo sie schon in den ältesten Zeiten geübt wurde. Auch die alten Aegypter kannten sie, und Plinius der Aeltere rühmt den Farbenreichthum und die Dauerhaftigkeit ägyptischer Stoffe. Bei den persischen und indischen Zitzen, die in Europa als Muster dienten, sind jedoch nur die Umrisse gedruckt, welche später mit dem Pinsel übermalt werden, wodurch diese Stoffe eine langwierige, kostspielige Arbeit erfordern. Schon vor Erfindung der Buchdruckerkunst machte man Versuche, einfache Verzierungen mit Platten in Holz abzudrucken. Seit Erfindung des Buchdrucks aber ward dieses Verfahren immer mehr ausgebildet, versuchte man sich in Mustern, die aus mannichfachen Farbenabschattirungen zusammengesetzt waren. In Deutschland wie in England verwandte man auf diese besonders durch Beizen gefärbten Stoffe vielen Fleiß; in letzterem Reiche wendete man zum Abdrucke statt der Platte zuletzt die Walze an, welche eine weit raschere und reichlichere Fertigung der Zeuge ermöglichte. Durch einen Deutschen ward diese Fertigung der gedruckten Zeuge in Frankreich eingeführt und in solcher Weise betrieben, daß sie bald die vollkommenste wurde, als Muster für den Gewerkfleiß aller Lande vorleuchtete.

Christoph Philipp Oberkampf.

Christoph Philipp Oberkampf wurde geboren zu Wisembach bei Ansbach am 11. Juni 1738. Sein Vater war ein armer, aber fleißiger und aufgeweckter Färber und Zeugdrucker, der in Sachsen, wo damals die Färberei in der höchsten Blüte stand, sich gebildet hatte. Vergebens hatte dieser Mann in Fulda, in Mainz, in Straßburg sich eine Niederlassung zu gründen versucht; trotz der vielen schätzbaren Entdeckungen, die er im Fache der Färberei gemacht hatte, fand er nirgends Anklang und Unterstützung.

Endlich erhielt der Schwergeprüfte Anträge von Basel aus, zog also nach dieser Stadt, in welcher er einige Jahre verweilte, bis er von dort nach Aarau übersiedelte. Der junge Philipp hatte alle diese Fahrten, seine geringe Habe in einem Ranzen auf dem Rücken tragend, mitgemacht, hatte sich frühe an Ertragen aller Mühseligkeiten, wie an Thätigkeit gewöhnt.

In Aarau gelangte der Vater zur Begründung eines ansehnlichen Geschäftes, und durch dasselbe, durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem guten Auskommen, wie zum Ansehen unter der dortigen Bevölkerung. Er konnte jetzt die Erziehung des Sohnes überwachen, konnte denselben in die Geheimnisse einweihen, die er theilweise selber entdeckt hatte, oder welche aus dem fernen Osten nach Europa hinüber gekommen, aber nur noch unter wenig Kundigen verbreitet waren.

Sobald Philipp die Kunst der Färberei gehörig inne hatte, wurde er von dem Wunsche beseelt, die kleine Schweizerstadt zu verlassen, hinaus in die weite Welt zu wandern und etwas Großartiges in derselben zu begründen. Da der Vater sich aber nie zu solchen abenteuerlichen Entwürfen verstehen wollte, so verließ der von seinem Geiste getriebene Jüngling heimlicher Weise das Vaterhaus und wanderte ohne Vermögen, ohne

Gepäcke, in die Ferne. Seine Flucht fiel ins Jahr 1757. Er durchzog Frankreich, durchzog Spanien als Färbergeselle und hatte vor, sich besonders in letzterem Lande anzusiedeln. Da der Gewerbfleiß aber hier überall noch im ersten Aufkeimen war, fand er auch allenthalben unübersteigliche Hindernisse. Ziemlich in seinen Hoffnungen herabgestimmt, aber doch nicht entmuthiget, kam er nach Paris. Hier wollte es ihm besser gefallen; er entschloß sich daher, das Aeußerste zu versuchen, um sich ein eigenes Geschäft zu begründen.

Der junge Färber hatte auch wirklich mit Hindernissen zu kämpfen, die er nicht geahnt hatte. Die Regierung, weit entfernt, eine Kattundruckerei zu begünstigen, legte ihr die größten Schwierigkeiten in den Weg, weil sie durch den neuen Geschäftszweig den Hanf-, Flachs- und Seidenbau zu sehr gefährdet erachtete. Deshalb war denn die Einfuhr streng untersagt, konnten die Käufer nur durch den Schmuggelhandel aus der Schweiz und dem päpstlichen Gebiete von Avignon befriediget werden. Nach der lückenhaften Gesetzgebung und Verwaltung damaliger Zeit hatte nichtsdestoweniger die Stadt St.-Germain-des-Pres das Vorrecht, die Schweizerkattune zu verkaufen, hatte der zum Pariser Zeughause gehörende Boden das Recht, selber welche zu fertigen. Ein Schweizer, Namens Cabannes, hatte daher dort eine Weberei errichtet. Als sich Philipp diesem Manne vorstellte, ihm den Entwurf einer Druckerei vorlegte, sich erbot, selber Zeichner, Färber, Drucker und Schreiber, Alles in Allem zu sein, fand er die freundlichste Aufnahme. Er ging mit freudigem Muthe bald an die Arbeit, machte sich im Laufe einiger Jahre auf die ehrenvollste Weise bemerkbar. Während er zur Zufriedenheit seines Brodherrn seine Geschäfte führte, legte er einen wesentlichen Theil seines unbedeutenden Lohnes für die Bedürfnisse der Zukunft zurück, und lebte, um dieses thun zu können, mit der größten Sparsamkeit. Der junge Färber speiste täglich in der Vorstadt

St. Marceau für 8 Sols bei einer Wirthin, deren er sich in den Tagen seines Glückes dankbar erinnerte und welcher er dann durch Fürsorge für ihre alten Tage ihre Freundlichkeit hundertfach vergalt.

Im Jahr 1759 hob Kön'g Ludwig alle Ausnahmgesetze, die Einführung fremder Stoffe betreffend, auf, und verschärfte die Mauthmaßregeln an allen Gränzen. Oberkampf fühlte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo er etwas zu seiner Einrichtung wagen müsse. Er schied daher aus dem Dienste seines Brodherrn, suchte sich zu Jouy, an der Bievre, unfern Paris, in einer reizenden Lage, eine mehr als bescheidene Wohnung und begann mit seinen Ersparnissen, die er für diesen Fall zurückgelegt hatte, welche 25 Goldstücke betrugen, das Geschäft, welches binnen Kurzem so einflußreich werden sollte. Er fand sich in der Laufbahn durch Hemmnisse der verschiedensten Art aufgehalten. Er wurde als Ausländer, der sich kaum verständlich machen konnte, verspottet und gehaßt, wurde als Ketzer in einer katholischen Gegend verabscheut. Die umwohnenden Grundbesitzer befürchteten ferner, daß die aufblühende Werkgenossenschaft bald Arme aus allen Theilen des Landes herbeiziehen könnte, und die Verwaltungsbehörden glaubten, die Seidengeschäfte gegen seine Erfolge wahren zu müssen. Der arme Färber hatte gegen geistliche und weltliche Behörden, hatte gegen das Volk wie gegen den Gutsherrn von Jouy anzukämpfen, welcher auch ein Vorurtheil gegen den Fremden eingesogen. Oberkampf setzte allen Anfeindungen Ruhe, Thätigkeit und ein strafloses Benehmen entgegen, und siegte nach und nach über alle. Gegen die großartigsten Ränke der Feinde schien ihn die Vorsehung durch die kleinsten Mittel zu rüsten. Um dem Obereinnehmer des Königreiches, durch den er zu Grunde gehen sollte, empfohlen zu werden, mußte er dessen Thürsteher, einem deutschen Landsmanne, begegnen. Er fand dort Vorschub, wo er Untergang finden sollte, und konnte dafür dem

Landsmanne den auf der Stelle bezahlten Dienst später noch tausendfältig vergelten. Als der Herzog von Beuveon, der Gutsherr des Ortes, in der Nähe den stillen Fleiß beobachtete, als er sah, wie der sumpfige Boden ausgetrocknet und angelegt, wie das Dörfchen sich rasch zum Städtchen aufschwang und bevölkerte; kam er auch von seinem Vorurtheile gegen den Fremden zurück, hätte er denselben vielleicht gar höheren Ortes empfohlen, wenn eine Dame nicht diese Rolle rascher übernommen. Eine Hofdame, welche ein sehr hübsches indisches Kattunkleid besaß, hatte das Unglück, dasselbe zufällig zu verderben. In ihrer Trostlosigkeit über den Verlust, der um so größer war, als sie sich bei einer bevorstehenden Gelegenheit damit zu schmücken gedachte, erinnerte sie sich, von dem fremden Färber und seiner Kunst gehört zu haben. Sie eilte daher zu Oberkampf und vermochte denselben zum Versuche, den Verlust zu ersetzen. Oberkampfs Anstrengungen hatten den günstigsten Erfolg. Die Dame erschien in dem von Oberkampf gefärbten Stoffe, ward allgemein bewundert und unterließ dann nicht, die Geschichte des Kleides zu erzählen, das Lob des Meisters vor dem versammelten Hofe zu erheben. Die Königin Maria Antonia wünschte den seltenen Mann kennen zu lernen, flog nach Jouy, unterhielt sich mit dem deutschen Landsmanne freundlich und beehrte ihn mit sehr ausgedehnten Aufträgen. Jetzt würdigten alle Großen den früher Verfolgten mit zuvorkommender Herablassung, und Graf Artois, nachmals König Karl X., ging so weit, daß er mit eigener Hand Versuche mit der Druckform machte. Jetzt gingen die Großen des Reiches in Zeugen von Jouy, waren die Gemächer in Trianon, Montreuil, Bellevue und St.-Cloud mit Oberkampf'schen Stoffen ausgeschmückt. Bald war der Name, war die Werkstätte Oberkampfs in ganz Frankreich gepriesen, bald bezog das Ausland, selbst das mit indischen Stoffen handelnde England, seine Waaren aus Jouy.

Oberkampf war nun ein gemachter Mann. Bevor er aber seine Werkhaltung vergrößerte, sühnte er eine heilige Schuld, die ihn bisher schwer gedrückt hatte. Er reiste nach Aarau zu seinem Vater, flehte ihn um Vergebung an, und drängte ihn, als er diese erhalten, nach Frankreich zu übersiedeln, entbunden von allen Geschäften bei ihm zu wohnen. Der Vater ging auf diesen Vorschlag ein, freute sich noch manches Jahr am Glücke seines Sohnes.

Die Werkstätte Oberkampfs, die ehedem blos aus einem einzigen Zimmer bestand, in dem kaum ein Bett und einige Stühle Platz gehabt hatten, vergrößerte sich jetzt zusehends, wuchs zu einer Reihe von Palästen an. Die Trockenböden, die einige Ruthen Wiesengrund eingenommen, dehnten sich jetzt in Morgenweite aus und tausend Menschen fanden durch ihn Beschäftigung. Auch die älteren Gewerkszweige, die Anfangs so eifersüchtig gewacht hatten, sahen nach und nach ein, daß sie doch, trotz der mächtigen Entfaltung des jüngeren Zweiges, bestehen konnten, fügten sich in das Unvermeidliche. Sie mußten hinnehmen, daß sich in Frankreich nach dem Muster der Oberkampf'schen einige hundert ähnliche Anstalten bildeten, die jährlich an 200,000 Arbeiter beschäftigten, für etwa 60 Millionen Franken Rohstoffe verarbeiteten und dem Lande an 240 Millionen Franken Arbeitslohn eintrugen.

Mit dem Glücke kehrten auch seltene Ehrenbezeugungen bei dem armen Wisembacher Färber ein; der König sandte ihm 1787 einen Adelsbrief, von dem der einfache Mann keinen Gebrauch machen wollte, und 1790 bestimmte ihm der Großrath seines Departements eine Bildsäule, welche sich der Färber ebenfalls verbat. Die bald darauf folgende ernstliche Wendung der Dinge brachte Oberkampf in Gefahr, als Anhänger des Königthums angesehen zu werden. Amar, einer der rücksichtslosesten Schreckensmänner, trat jedoch vor dem Sicherheitsausschusse für den Färber auf und begründete dessen glänzende Frei-

sprechung. Die schwere Zeit brachte ihm neben den Lebensgefahren noch andere, welche sein Vermögen bedrohten. Die Stockungen des Handels, das Sinken des Papiergeldes brachten seinem Geschäfte außerordentliche Verluste; nichtsdestoweniger gelang es ihm, alle seine Verbindlichkeiten gewissenhaft zu erfüllen, und so die bessere Zeit zu grüßen.

Mit 1795 begannen seine Werkstätten wieder eine höhere Thätigkeit zu entfalten. Oberkampf sparte weder Zeit noch Mühe, sich in jeder Hinsicht zu vervollkommnen, wendete bedeutende Mittel daran, die Kunst der Färbung auf die gediegenste Weise zu erweitern. Einmal dadurch, daß er Sachverständige ins Morgenland, besonders nach Indien, sandte, dorten in den Färbereien das Verfahren und die damit verknüpften Geheimnisse zu erspähen; dann auch, daß er die Wissenschaft zu Rathe zog, die Erfahrungen der Scheidekunst für sich ausbeutete. Samuel Widner, sein Neffe, den er mit fünf andern Brüdern erzogen hatte, der sich den Wissenschaften gewidmet, machte für den Oheim später wichtige Entdeckungen, und die Gelehrten Berthollet und Chaptal unterstützten mit ihrem Wissen ebenfalls den Mann, der so gerne sich durch andere belehren ließ, so aufgeweckt die Erfahrungen anderer zu benutzen wußte.

Da das Vermögen Oberkampfs trotz der Stürme der Staatsumwälzung jetzt wieder so gewachsen war, daß ihm Mittel genug zu Versuchen zu Gebot standen, trachtete er selber, eine Baumwollspinnerei anzulegen, damit er den Rohstoff beziehen, spinnen, weben, dann erst als fertige gefärbte Zeuge aus den Händen geben könne. Er wählte Essonne zum Platze dieser Einrichtung, und hatte bald die Genugthuung, auch dieses Unternehmen gelingen zu sehen. In diesen Tagen hatte er wieder eine Ehre abzulehnen, die man ihm zu erweisen willig war: man wollte ihn zum Mitgliede des neuerwählten Senates machen. Napoleon, welcher so viel von dem seltenen Manne

gehört hatte, der seines Glückes Schmied, alle Ehrenbezeugungen von sich abwies, wollte nun auch seine Bekanntschaft machen. Er besuchte Jouy, unterhielt sich lange mit ihm und nahm scheidend das Kreuz der Ehrenlegion von der eigenen Brust, um es an die des deutschen Färbers zu befestigen. Von da ab zog der Gewalthaber öfter den schlichten Werkhalter zu Rathe und benutzte dessen Rath nicht selten in gewerklichen Dingen. „Wir beide", sagte er ihm einmal zutraulich, „führen mit den Engländern einen guten Krieg, Sie mit ihrem Gewerkfleiße, ich mit meinen Waffen." Nachdenkend setzte er dann noch hinzu: „Und Sie sind derjenige, welcher den rechtlicheren führt!"

Die Kriegsjahre 1813 und 1814 erheischten auch von Seiten Oberkampfs große Opfer; desto heiterer blickte er in die Zukunft, nachdem der Friede zu Stande gekommen war. Er sah oder glaubte zu sehen die Morgenröthe einer besseren Zeit und sagte, „daß er jetzt ruhig sterben könne." Der Greis hatte sich aber getäuscht, Napoleon kam aus seiner Verbannung zurück und der Krieg brach noch einmal mit aller Wuth über Frankreich herein, drang auch in das friedliche Thal von Jouy. Der Schrecken vertrieb die Arbeiter aus ihren Werkstätten, die bald still und öde lagen. „Dieser Anblick tödtet mich!" wiederholte Oberkampf fast täglich, und wirklich unterlag er bald seinem Schmerze. Er erwartete den herannahenden Tod mit der Fassung eines Weisen, ließ sich noch in den letzten Stunden durch seinen Sohn und seine Tochter die geliebten deutschen Volkslieder vorsingen und ordnete unter diesen seinen Letztwillen, seine milden Stiftungen. Er starb am 4. Weinmond 1815.

Oberkampf war in jeder Richtung ehrenwerth und rechtschaffen; in der Jugend heftig und brausend, hatte er bald eingesehen, daß der, welcher andere beherrschen wolle, sich selber beherrschen müsse. Er lernte bald, milde und nachsichtig gegen alle, vorzüglich seine Arbeiter, zu sein und blieb nur

strenge gegen sich selber. Anfangs war er arm, ohne durch die Armuth erniedriget zu sein; später ward er reich, ohne daß der Reichthum sein Herz verdorben hätte. Er blieb im Reichthume einfach und suchte seine Erholungen meist im Kreise seiner Sippen. Er war höflich und wohlwollend gegen jeden, liebevoll und hülfreich gegen Arme, und im Glücke erkenntlich gegen alle diejenigen, welche ihm früher irgend Dienste geleistet hatten. Diese, wie seine armen Verwandten suchte er geflissen auf, um ihnen Gutes zu thun, um sie seines Glückes theilhaftig zu machen. Die französische Sprache lernte er nie geläufig reden, aber aus der mangelhaften Unterhaltung ging immer der Mann von Geist und Umsicht hervor, der auf den europäischen Gewerkfleiß einen so großen, so nachhaltigen Einfluß hatte.

Die Dampfkraft.

Was die Buchdruckerpresse für die geistige Entwickelung geworden ist, wird die Dampfmaschine für die gewerkliche Thätigkeit werden. Die Dampfkraft ist nicht allein das stärkste Bewegungsmittel, mit welchem der Mensch selbst die äußere Gestalt der Erde verändern kann, sie dient ihm auch als geistiger Hebel, mit welchem er die Wissenschaft fördern, die Bildung verallgemeinen kann. Durch die Dampfkraft vermag der Mensch in die Erde zu dringen, die Tiefe in Wochenfrist zu erreichen, zu welcher zu gelangen man früher Jahrhunderte bedurfte; durch die Dampfkraft können Sümpfe ausgetrocknet, Wüsten bewohnbar gemacht werden; unter der Dampfkraft verwandeln sich die Stellen, wo früher nur Gewürme und Ungethüme hausten, in fruchtbare Gefilde, auf denen menschliche Wohnungen emporwachsen. Der Dampf, auf dem Meere angewandt, kann die vierfachen Reihen der Ruderbänke ersetzen, durch welche unsere Altvordern, trotz den Windstillen umherschifften, kann diese Ruderkräfte hundertfach überbieten. Durch den Dampf kann der Mensch das furchtbare Meer beherrschen, alle Windstillen, alle widrigen Winde, ja selbst die Stürme verlachen. Durch die Dampfboote sind die Reisen über Meer fast zu Vergnügungsausflügen geworden, sind zwischen Landen, welche sonst durch monatlange Fahrten getrennt waren, rasche und genaue Verbindungen möglich geworden. Zu Lande aber

sind die Entfernungen beinahe zur Unbeträchtlichkeit herabgesunken, ist der Verkehr jeder Art, ist jeder Waarentausch so erleichtert, daß der Hirsebrei, der einst von Zürich nach Strasburg wanderte, ohne zu erkalten, jetzt von Paris an den Rhein, vom Rhein an die Oder wandern könnte.

Schon im hohen Alterthume kannte man die gewaltige Kraft des Dampfes, die sich gleich durch Unglücksfälle aufdringen konnte, und Heron von Alexandria beschrieb eine Maschine, wodurch diese Kraft zur Wirksamkeit gezogen werden könnte. Das Werk des weisen Griechen scheint aber blos für Gelehrte geschrieben gewesen zu sein, ist für das Leben unfruchtbar geblieben. Erst 19 Jahrhunderte später scheint ein spanischer Gelehrter, Blasko de Garai, die Kraft gekannt und bewältiget zu haben. Man hat nämlich in altspanischen Schriften die Kunde gefunden, daß dieser Mann 1543 ein Schiff im Hafen von Barzellona mit Dampf bewegte. Er hat sein Geheimniß für sich bewahrt, wurde von seinen rohen Landsleuten als Zauberer verschrieen, und ist vielleicht im Kerker der heil. Brüderschaft gestorben. Ein eben so trauriges Geschick verfolgte den Deutschen Salomon de Kaus (Flammländer), der Baumeister des Kurfürsten von der Pfalz war und in Heidelberg Versuche mit der Dampfkraft anstellte, dieselben in einem in Frankfurt erschienenen Werke über „die bewegenden Kräfte" (1615) veröffentlichte. Als dieser Mann in Deutschland kein Gehör fand, ging er nach Paris, die Gönnerschaft des mächtigen Staatsmannes Richelieu zu erbitten, und lag demselben so hartnäckig an, daß er von diesem ins Irrenhaus gesteckt wurde, wo sich sein Geist zuletzt wirklich trübte, wo der Arme irrsinnig starb. Auch ein Italiener, Branka, machte (1629) auf die Dampfkraft aufmerksam, versuchte sie, wenn auch mit geringen Erfolgen, dem menschlichen Willen zu unterwerfen. Denis Papin, aus Blois, ein durch den Widerruf des Duldungsgesetzes von Nantes aus Frankreich vertriebener Gelehrter

und Arzt, welcher in Deutschland gastliche Aufnahme fand, an der Hochschule zu Marburg als Lehrer lebte und starb, dachte ebenfalls über die Dampfkraft nach, stellte Versuche an, welche verfolgt (1690) zur richtigen Anwendung führen mußten, die aber dennoch eine Zeit hindurch blos Kunststückchen blieben.

Es war einmal des Schicksals Wille, daß alle Völker, daß alle Stände sich an der großen Entdeckung betheiligen sollten, die endlich zum Segen der ganzen Erde ins Leben trat. Fünfzehn Jahre nach den Versuchen Papins, die in der Leipziger Zeitschrift veröffentlicht wurden (1705), versuchten zwei einfache, unbekannte englische Handwerker, Newcommon, Schlosser, und Cawley, Glaser, aus Darmuth in Devonshire, die Entdeckung der Wissenschaft für das Leben auszubeuten, und bauten die erste große Dampfmaschine, durch eine Vorrichtung zum Erkalten und Verdichten des Dampfes von dem Papin'schen Vorschlage unterschieden. Da sich diese Maschine vorzüglich zu Pumpenwerken eignete, erregte sie die Aufmerksamkeit der Bergbauer, verbreitete sie sich rasch in den verschiedenen Theilen Englands und leistete auch ziemlich gute Dienste. Jedenfalls würde aber die Maschine durch die Schwierigkeit ihrer Arbeit, durch die Kostspieligkeit ihres Unterhaltes keine ferneren Fortschritte gemacht haben, wenn nicht durch den Erfindungsgeist Watts dieselbe eine unerwartete, eine so tief eingreifende Verbesserung und Umgestaltung erhalten hätte. Sobald die Entdeckung einmal sich verbreitet hatte, wurde die Maschine in der verschiedensten Weise angewandt. Am schwierigsten war deren Anwendung auf die Schifffahrt zu ermitteln. Um 1775 versuchte ein Franzose, Jacques Constantin Perrier, den hingeworfenen Gedanken eines Engländers, Jonathan Bull, auszuführen, aber ohne daß ein genügendes Ergebniß Statt hatte. Einen eb'en so ehrenvollen Versuch stellte ein Edelmann, Jouffroy in Lyon (1783), an, er wurde aber, da dieser nicht gleich die gewünschten Erfolge brachte, vom Volke verlacht

und unter dem Namen Pumpenjouffroy verhöhnt. In England versuchten Miller (1791), Lord Stanhope (1795), und Senington (1806) den lockenden Preis zu erringen, der aber einem Amerikaner, Robert Fulton, vorbehalten war.

James Watt.

James Watt ward zu Greenock, in Schottland, am 19. September 1736 von ehrbaren und fleißigen, aber wenig vermögenden Eltern geboren. Sein Großvater hatte sich als Gelehrter ausgezeichnet; sein Vater handelte mit Schiffergeräthe und unternahm gleichzeitig Maurerarbeit. Die zarte Gesundheit des Kindes schien kein langes Leben zu sichern. Die Mutter lehrte es lesen, der Vater gab ihm Unterricht im Schreiben und Rechnen. Später wurde der herangewachsene Knabe bis zum 16. Jahr in eine öffentliche Schule geschickt.

Da er fortwährend zart und leidend die lärmenden Spiele seiner Kameraden nicht theilen konnte, verlebte er seine jungen Tage in der Zurückgezogenheit, und gewöhnte sich frühe an Nachdenken und Forschen. So entwickelten sich die geistigen Fähigkeiten schnell, welche bald der Welt so außerordentliche Dienste leisten sollten. Der Vater, welcher seinem Kinde gerne die gehörige Beschäftigung und Zerstreuung geben, ihm dabei Bewegung und passende Anstrengung bereiten wollte, schenkte ihm eine Anzahl von Werkzeugen, deren sich James bald so geschickt bediente, daß er alle Spielsachen, die ihm unter die Hände fielen, auseinandernehmen und wieder zusammensetzen, daß er sich sogar neue Spielsachen fertigen konnte. Doch bei diesen Beschäftigungen blieb James nicht stehen. Bald machte er Ausflüge in die Gebirge, nach dem berühmten Lomond-See,

und gewann auf denselben Vorliebe für Pflanzen- und Mineralienkunde. Wenn aber wieder Tage der Leiden eintrafen, die ihn an das väterliche Haus fesselten, beschäftigte er sich größtentheils mit Versuchen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, las sogar ärztliche und wundärztliche Schriften, die ihm in die Hand fielen. Der Trieb, sich zu unterrichten, war so groß, daß man ihn eines Tages über dem Kopfe eines an einer unbekannten Krankheit gestorbenen Kindes in seinem Zimmer beschäftiget antraf, den er zerlegte, um in demselben die Quelle des Leidens zu erfahren. Mit 19 Jahren entschloß sich der junge Watt zu einer Lebensbahn, trat er in London bei einem geschickten Meister in die Lehre, der Reißzeuge und andere wichtige Meßgeräthe für Land- und Seemeßkunst fertigte. Da er in dieser Stellung an einem Wintertage hartnäckig in der kalten Zugluft arbeitete, zog er sich eine Erkältungskrankheit zu, von welcher ihn die Londoner Aerzte nicht wiederherstellen konnten. Er entschloß sich daher zu einer Luftveränderung, wollte die Heilkraft der Heimatluft an sich versuchen; in dieser Absicht kehrte er nach Schottland zurück und entschloß sich bald darauf, sich in Glasgow niederzulassen, dort eine Werkstätte zu gründen. Er hatte vorab große Schwierigkeiten zu bewältigen. Die dortigen Zünfte, sich an ihre alten Freibriefe klammernd, widersetzten sich seiner Einrichtung auf das Hartnäckigste und würden sie ganz hintertrieben haben, wenn nicht die Hochschule sich ins Mittel gelegt hätte. Der Verwaltungsrath derselben, von dem Eifer, dem Fleiße und der Sanftmuth des jungen Mannes hingerissen, nahm ihn unter seinen Schutz, räumte ihm Wohnung und Werkstätte im Hochschulgebäude ein, erlaubte ihm, darin einen Laden anzulegen und ernannte ihn zu seinem Zeugschmiede. Die Lehrer der Hochschule, unter denen damals berühmte Namen vorwalteten, unter denen sich Adam Smith, Blak und Robert Simpson befanden, entdeckten bald, welchen Geist sie in dem jungen Schützlinge geworben hatten. Die

Werkstätte des jungen Meisters ist bald ein Sammelplatz für die tüchtigsten Köpfe Glasgows geworden, wo die schwierigsten Fragen der Kunst, der Wissenschaft und des Schriftenthumes verhandelt wurden, in denen der 20jährige Arbeiter alle Anwesenden durch die Folgerichtigkeit seiner Schlüsse, durch die Trefflichkeit seiner Gedanken staunen machte. Die Hochschüler zeigten nicht geringeren Eifer als ihre Lehrer, den Umgang des jungen Watt zu suchen; am innigsten schloß sich ein Jüngling, Namens Robinson, an den jungen Meister, der als Mann so berühmt durch seine Erweiterung der Größenlehre geworden und bis zum Tode der vertrauteste Freund des Meisters geblieben ist.

Im Jahr 1763 verzichtete Watt auf seine bescheidene Wohnung im Hochschulgebäude, und richtete sich in der Stadt Glasgow als Baumeister ein. Im folgenden Jahr heirathete er seine Base, ein feingebildetes Mädchen, deren reicher Geist, deren außerordentliche Sanftmuth und heiteres Gemüth ihn dem Hinbrüten, der Entmuthigung und Menschenscheu entriß, welchem er durch seinen leidenden Zustand verfallen war. Einige Zeit war er jetzt mit wichtigen Arbeiten in den Häfen und Fleeten (Kanälen) beschäftiget, aber dann sollte ein glücklicher Umstand seinem Geiste eine neue Richtung geben, die glänzendsten Tage seines Lebens bereiten.

Sein junger Freund Robinson hatte ihm oft davon gesprochen, wie er darüber nachdenke, mit Dampfkraft Wägen zu treiben, und hatte ihn ersucht, sich ebenfalls mit dieser Aufgabe zu beschäftigen. Mehrere Versuche, welche der Meister in den Jahren 1759, 1761 und 1762 machte, hatten zu keinem genügenden Ergebniß geführt, dafür hatten aber neue Versuche im Jahr 1764 mehr Erfolg. Die Hochschule von Glasgow besaß in ihrer Sammlung ein Vorbild (Modell) der Newcommon'schen Dampfmaschine, welches nie hinreichend hatte wirken wollen. Die Lehrer beauftragten Watt, dasselbe, das

schadhaft geworden, wiederherzustellen. Unter der Hand des trefflichen Meisters verschwanden die Mißstände der Vorrichtung rasch, konnte das Rüstzeug in den Hörsälen vor den Augen der staunenden Schüler seine Obliegenheiten ausführen. Ein gewöhnlicher Mensch hätte sich mit diesem Erfolge begnügt, für Watt wurde er aber blos ein Sporn zu neuen Versuchen. Sein Scharfsinn erkannte, daß bei der Einrichtung der Newcommonschen Maschine ein großer Theil der Wärme, und mithin auch eine große Menge von Brennstoffen verloren gehe, weil die Walze durch jede Verdichtung erkalten mußte. Um diesen Uebelstand zu heben, hatte Watt den glücklichen Einfall, der Pumpe noch ein Rohr beizufügen, in welches der Dampf getrieben wird, wenn er die beabsichtigte Wirkung vollbracht hat, und dort durch einen Strahl kalten Wassers abgekühlt werden kann. Diese geistreiche Vorrichtung, die Erfindung der Verdichtung, verdient die Bewunderung, verdient den Dank der Nachwelt. Indem er stets seine Versuche, den Dampf möglichst zu sparen, verfolgte, erfand er bald die heutige Maschine mit doppelter Verdichtung. Nachdem er seine Einrichtung also vervollkommnet, neben der Kostenersparniß ihr eine Verdopplung der Kraft und eine vollkommene Genauigkeit des Ganges gegeben hatte, war die Erfindung, die früher nur Wichtigkeit für wissenschaftliche Sammlungen gehabt hatte, mehr nur als müßiges Spielzeug betrachtet wurde, auf einmal für das Leben angewandt.

Watts schöpferischer Geist besaß nicht die Kraft des Willens, die Zähigkeit und Hartnäckigkeit, welche nothwendig ist, um die durch das Leben gebotenen Schwierigkeiten zu übersteigen, nachdem er jene der Wissenschaft so glänzend aus dem Wege geräumt hatte. Dazu theilte er sich wenig mit, war er noch immer ein Fremdling in der Welt, gab er sich nicht die geringste Mühe, sich irgend geltend zu machen. Zwei Jahre waren schon seit der großen Erfindung verflossen, ohne daß der Erfinder einen Schritt gethan, um dieselbe im Großen anzu-

wenden. Wenn er in einem andern Lande als in dem gewerkthätigen, neuen Erfindungen so günstigen England gelebt hätte, würde er vielleicht mit seiner Erfindung so spurlos wie der Spanier Garai verschollen sein; so aber riß die, nach neuen Wegen spähende Gewerkthätigkeit den bescheidenen Meister endlich aus der Verborgenheit. Bald verbreiteten sich Gerüchte, Watt sei es gelungen, die Newcommon'sche Maschine zu verbessern; bald fanden sich Kenner ein, um das Werk zu prüfen, und mehr, es boten sich Männer an mit ihren Mitteln, die neue Erfindung ins Leben einzuführen. Dies war Roebuck, der Gründer des bekannten Hüttenwerks Caron bei Edinburg. Der Erfinder und der Geschäftsmann vergesellschafteten sich nun, und Watt überließ seinem Gefährten zwei Drittel des erlangten Ausschlußbriefes. Jetzt wurde eine Maschine nach den neuentdeckten Grundsätzen gebaut, welche sich vollkommen bewährte, und zeigte, daß alle Schlüsse vollkommen richtig gewesen. Der Ruhm des Erfinders war fortan auf allen Zungen; allein am Ziele angelangt, sollte dieser noch einmal scheitern. Die Vermögensverhältnisse seines Gesellschafters erlitten plötzlich einen solchen Stoß, daß sich dessen Geschäfte davon alle auflösen mußten. Watts Genügsamkeit, Bescheidenheit, Watts Anspruchslosigkeit ertrug diesen Schlag nur zu wohl. Anstatt sich bei andern Geldmännern zu melden, zog er sich zurück, arbeitete er wieder unverdrossen als Landmesser und Baumeister. Die Welt lief von Neuem Gefahr, die Dienste des außerordentlichen Mannes zu verlieren, als es seinen Freunden gelang, noch einmal seine Muthlosigkeit zu besiegen, ihn mit einem umfassenden Geschäftsmanne in Berührung zu bringen, mit Mathew Bolton, von Sohr bei Birmingham. Dieser reiche gewerkthätige Mann hat ein Recht auf dankbare Anerkennung, da er mit allem Eifer das Unternehmen unterstützte, nicht so sehr, um sich dadurch eine neue Erwerbsquelle zu schaffen, sondern vielmehr den Ruhm seines Vaterlandes zu heben

und zu wahren. Er besaß ein und eine halbe Million, die er zur Verfügung stellte, daß Watt Maschinen dafür baue. Vorher erbaten sich die beiden Genossen vom Parlamente eine Verlängerung des Ausschlußbriefes, da der vorige, den Watt im Jahr 1769 erhalten hatte, beinahe ausgelaufen war. Nach einem lebendigen Meinungskampfe ward dem Erfinder ein neuer Freibrief auf 25 Jahre zugestanden. Jetzt begann in Sohr die Mustereinrichtung aufzublühen, die eine Hochschule für alle Gewerkkundigen Englands und des übrigen Europas geworden ist. Bald bedeckten sich die öden Hügel der Umgebung, auf denen früher kaum arme Jagdhüter hausten, mit prächtigen Gärten, mit stolzen Gebäuden, mit Werkstätten aller Art. Man baute Anfangs Schöpfpumpen für Bergwerke von ungewöhnlicher Größe. Als eine Anzahl dieser Maschinen fertig vorhanden waren, verkündigten Bolton und Watt, daß sie umsonst jedem, der sie verlange, diese Maschinen überlassen wollten; ja sie gingen noch weiter, sie machten sich verbindlich, die Maschinen auf ihre Kosten zu unterhalten, welche man geschenkweise von ihnen annehmen wollte. Das, was man vielleicht für Scherz oder für ein Märchen halten wird, war jedoch eine im Grunde sehr kluge Berechnung. Die Maschine Watts hatte außer ihrer inneren Einrichtung noch den Vorzug vor der von Newcommon, daß sie nur ein Neuntel des Kohlenbedarfes jener erforderte. Watt und Bolton ließen sich daher von all denen, welche eine Maschine aus ihrer Werkstätte schenkweise annahmen, als Gegengeschenk ein Drittel des Preises verschreiben, welchen sie an Kohlenbedarf ersparten. Viele Besitzer von Bergwerken gingen freudig auf dieses Anerbieten ein; aber schon nach sechsmonatlicher Erfahrung bat eine jener Bergwerksgesellschaften, die von Chacewater, in Kornwallis, welche drei jener vervollkommneten Maschinen genommen hatte, die Schenker, sie von ihrer Verbindlichkeit zu lösen, und bot ihnen als Abstand und Ausgleichung dafür einen jährlichen Zins von 60,000 Pfd. St.

Verdankte man Watt einzig die Erfindungen, welche sich auf die Dampfmaschine beziehen, würde er dennoch einen der ersten Plätze unter den Wohlthätern der Menschheit einnehmen; aber sein langes Leben war nicht blos ausschließlich dieser Richtung gewidmet; er arbeitete auch mit Erfolg an der wichtigsten Entdeckung der Scheidekunst, an der Entdeckung der Zusammensetzung des Wassers. Seine erfinderische Thätigkeit rief ferner die Abschreibepresse ins Leben, die nach ihm in vielen Schreibstuben eingeführt ward. Nach einer Reise, die er 1786 durch Frankreich unternahm, führte er die Schnellbleiche (Fixbleiche) in seinem Vaterlande ein, die durch den Franzosen Bertholet zuerst in Anwendung gebracht worden war. Nichts, was dem Menschen zum Nutzen gereichen konnte, war diesem herrlichen Meister fremd. So war er denn auch einer der Gründer der Gasanstalt in Klifton, bei Bristol, welche zum Zwecke hat, die zahlreichen Gase, welche die neuere Scheidekunst unterscheiden gelehrt, als Heilmittel zu benutzen. Watt erfand, zeichnete und fertigte in den Werkstätten von Sohr selber die Vorrichtungen, welche zur Entwickelung der Gase dienen, welche dieselben bei den Kranken in Anwendung bringen sollten.

Mit dem Jahr 1800, wo der Ausschlußbrief des Parlamentes erlosch, fühlte Watt das Bedürfniß der Ruhe, zog er sich ganz von den Geschäften zurück. Er übertrug die Werkstätten in Sohr seinem Sohne, der sich die Blüte derselben angelegen sein ließ; er selbst, der durch seine Arbeiten zum reichen Manne geworden, zog sich in die Nähe Birminghams, auf das Gut Heathfield zurück, das er im Jahr 1790 erworben hatte. Hier verlebte der Erzvater der britischen Gewerkthätigkeit stets leutselig, bescheiden und gemeinsinnig, wie zur Zeit, da er als einfacher Arbeiter die Reißzeuge und Vorrichtungen der Hochschule zu Glasgow reinigte, seine letzten Tage im Umgange von wenig Freunden, in Gesellschaft seiner zweiten Frau, die er 1775 geheirathet hatte. Seine Gesundheit hatte sich mit dem Alter

gestärkt und seine geistigen Fähigkeiten waren noch so rege, daß er im 71. Lebensjahre das Angelsächsische mit solcher Leichtigkeit erlernte, wie dieses ein 18jähriger Jüngling nur lernen kann.

Im Jahr 1817 wollte er seine Heimat wiedersehen, reiste er nach Schottland. Bei seiner Rückkehr erregte sein Gesundheitszustand Besorgniß. Von diesem Augenblicke war er gefaßt, täuschte er sich nicht, zeigte er seinem Sohne, seiner Gattin, ruhig an, was erfolgen würde. Alle Versuche der Kunst blieben fruchtlos. Er starb am 25. August 1819, im Beginn seines 83. Jahres.

Seine Leiche ward in der Pfarrkirche zu Heathfield beigesetzt. Sein Sohn ließ ihm ein schönes Denkmal in gothischer Präge setzen, auf welchem der Bildhauer Chantrey seine Bildsäule anbrachte. Die Stadt Glasgow setzte ihm ebenfalls zwei Denkmale, und zwar Standbilder, eines im Museum Houter, das andere auf der Georgsstraße. Die Stadt Greenock wollte auch nicht zurückbleiben; auch sie ehrte ihren großen Mitbürger durch eine Marmorbildsäule. Nach all diesen Beweisen von Achtung und Dankbarkeit des Volkes erschloß auch die Staatsregierung dem großen Manne die Westminsterabtei, ließ ihm dort durch Chantrey eine marmorne Bildsäule errichten, deren Fußgestelle der große Staatsmann Brougham mit einer Inschrift schmückte.

Ehrenernennungen von Seiten der Hochschulen konnten freilich zum Ruhme Watts nichts zufügen. Anführen wollen wir jedoch, daß die ersten Gelehrtenvereine ihn zu ihrem Mitgliede erhoben. Selbst die französische Akademie ernannte ihn, trotz des heftigen Krieges, der die Völker entzweite, 1808 zu ihrem berichterstattenden Mitgliede.

Robert Fulton.

Robert Fulton erblickte das Licht zu Littlebritain, in der Grafschaft Lankaster in Pensylvanien. Seine Eltern waren in den Zeiten der Verfolgungen arm aus Großbritannien nach der neuen Welt ausgewandert. Schon in seinem dritten Jahr verlor Robert den Vater, welcher der Wittwe und den 5 Kindern nur ein geringes Vermögen hinterließ. Robert erhielt daher eine sehr untergeordnete Schulbildung in seiner Dorfschule, in der er nur Schreiben und etwas Rechnen lernte. Sein reger, bildsamer Geist ersetzte den Mangel der Bildungsanstalt bald. Selten besuchte er die Spielplätze seiner Kameraden, und benutzte dafür seine Erholungsstunden zum Lesen, seine freien Tage zum Besuche von Werkstätten, wo er zeichnete oder rüstig mitarbeitete. Mit 13 Jahren schickte ihn seine Mutter nach Philadelphia, wo er bei einem Juwelier in die Lehre trat. Trotz dem, daß er hier vollauf beschäftiget war, daß er keine Hülfsquellen hatte, versuchte er sich in der Malerei. Seine Fortschritte in dieser Kunst waren so rasch, daß er sich im Alter von 17 Jahren schon ein bedeutendes jährliches Einkommen durch den Verkauf seiner Landschaften und Bilder verschaffte, daß er im Zeitraume von 4 Jahren ein kleines Landgut bezahlte, welches er nun durch seine Mutter bewirthschaften ließ. Um diese Zeit besuchte er ein Heilbad in Pensylvanien, unterhielt sich dorten viel mit Samuel Skorbitt. Dieser, wie mehrere andere ausgezeichnete Männer ermunterten ihn in seinem künstlerischen Streben, riethen ihm nach London zu gehen, wo er in seinem Landsmann West, dem Geschichtsmaler, einen geschickten Lehrer und edlen Beschützer finden würde. Fulton folgte dem Rathe; nachdem Skorbitt ihn großmüthig zur Reise ausgerüstet hatte, schiffte er sich in Neuyork für England ein.

Die Hoffnung, welche der junge Künstler auf freundliche

Aufnahme von Seiten West's setzte, wurde nicht getäuscht. Der Künstler nahm den jungen Mann mehr als Freund denn als Schüler auf. Nachdem Robert einige Jahre mit Anstrengung unter West's Leitung gearbeitet hatte, warf er in Verzweiflung, etwas Vorzügliches leisten zu können, mehr noch durch eine unwiderstehliche Neigung zum Maschinenwesen getrieben, den Pinsel weg, um sich ausschließlich mit der Gewerbkunde zu befassen. Damals lebte ein reicher Amerikaner, James Rumsey, in England, der sich in edlem Eifer bemühte, die Dampfmaschine und andere nützliche Erfindungen Europas nach Amerika hinüber zu pflanzen. Fulton machte seine Bekanntschaft, und diese trug nicht wenig dazu bei, seinen Erfindungsgeist zum Durchbruche zu bringen. Schon 1793 trug er der britischen Regierung ein Verfahren an, die Fleetbauten (Kanäle) zu verbessern, welches aber nicht berücksichtiget wurde. Kurz nachher legte er der Gesellschaft zur Aufmunterung des Gewerbwesens und des Handels ein Mühlenwerk seiner Erfindung vor, geeignet, Marmor zu sägen und zu glätten, dann Maschinen, um Hanf zu spinnen und Tauwerk zu flechten. Einige schmeichelhafte Zuschriften von Seiten der gelehrten Gesellschaften, und drei bis vier Ausschlußbriefe für seine Erfindung waren das ganze Einkommen, welches ihm seine ersten Erfindungen einbrachten.

In der Hoffnung, in Frankreich mehr Aufmunterung zu finden, ging Fulton 1796 nach Paris. Der Dichter Joel Barlow, damals Gesandter der Vereinigten Staaten bei der französischen Republik, nahm ihn auf die edelmüthigste Weise auf, und ließ ihn keine andere Wohnung beziehen, als unter seinem gastlichen Dache. Von dieser Zeit an war der innigste Freundschaftsbund gewoben zwischen dem ersten amerikanischen Dichter und dem trefflichsten Maschinenkundigen der neuen Welt, ein Bund, der nur mit dem Leben endete.

Als Fulton in Paris ankam, war gerade das durch Ro-

bert Barker aus Edinburg erfundene Rundgemälde der Gegenstand der Tagesunterhaltung. Bald bildete sich eine Gesellschaft, um auch der Hauptstadt diesen Genuß zu verschaffen. Fulton nahm nicht nur als Künstler, sondern auch als Geldvorschießer lebhaften Antheil, der ihm bald einen beträchtlichen Gewinn sicherte, durch welchen er sich seinen wissenschaftlichen Forschungen um so sorgloser hingeben konnte. Um diese Zeit trat er in Berührung mit den Gelehrten des Institutes für bürgerliches und kriegerisches Bauwesen; die daraus entspringende mündliche und schriftliche Unterhaltung erweiterte um ein Bedeutendes den Kreis seiner Gedanken und Forschungen.

Um 1797 trachtete Fulton, in der Absicht, die europäische Kriegführung zu verändern, ein Mittel zu ersinnen, auf maschinenkundlichem Wege das gewaltigste Volk zu zwingen, mit dem schwächsten die Herrschaft der See zu theilen. Er machte in Paris einige Versuche, unter Wasser zu schiffen, und an einer gewissen Stelle Bomben, die zuvor mit Sprengladung gefüllt waren, platzen zu lassen, aber seine Versuche mißlangen; ebenso wollte der Versuch, ein Boot unterseeisch unter einen Schiffskiel zu leiten, nicht glücken. Fulton ließ sich aber nicht entmuthigen, er vervollkommnete seinen Torpedo, seine Sprengkugel und seinen Nautilus, wie er sein unterseeisches Boot nannte, und bot es von Neuem dem Direktorium an. Wenn er auch jetzt nicht an's Ziel seiner Wünsche gelangte, so hatte er doch die Genugthuung, seine Erfindungen von den Männern, welche mit deren Prüfung beauftragt waren, anerkannt zu sehen. Fulton gedachte aber, trotz den noch obschwebenden Hemmnissen, durchzudringen. Als Bonaparte mit der Würde des ersten Konsuls bekleidet war, schrieb er an ihn, um die nöthigen Mittel zur Erbauung eines unterseeischen Bootes zu erhalten, und bat, eine Gesellschaft Sachverständiger zu ernennen, um sein Werk zu prüfen. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Das Boot wurde jetzt ausgeführt und Volney, Monge

und Laplace wurden beauftragt, einen Bericht über die Erfindung des Amerikaners abzustatten. Bei einem seiner unterseeischen Ausflüge blieb Fulton 3 Stunden unter Wasser, ohne frische Luft einzunehmen; bei einem andern konnten 5 Menschen 6 Stunden in dem Taucherboote aushalten und 5 Stunden von ihrem Abfahrtspunkte entfernt aussteigen. Auf den günstigen Bericht von Seiten der gelehrten Prüfer wurde Fulton nach Brest geschickt. Dorten befestigte er einen Torpedo unter ein altes, auf der Rhede ankerndes Schiff, und sprengte es, in Anwesenheit des Admirals Villaret Joyeuse, zu einer bewunderungswürdigen Höhe empor. Er lauerte dann auf eine passende Gelegenheit, den Versuch an einem englischen Schiffe zu wiederholen; obschon er aber einen ganzen Sommer auf einen der Kreuzer lauerte, welche die französischen Häfen bewachten, kam doch keiner dem Lande nahe genug, daß er die Jagd unternehmen konnte. Bonaparte, dessen Geschmack für neue Erfindungen in dem Maße abnahm, als er selber an Macht zunahm, wurde ungeduldig über die Verzögerung, und entzog dem Entdecker seinen Schutz, der ihm vielleicht den Weg nach England gebahnt haben würde.

Die Bewohner letzteren Landes begannen sich über Fultons Aufenthalt in Frankreich zu beunruhigen. Lord Stanhope sprach von dessen Entdeckungen im Oberhause, und bewog dasselbe zu einem Gesuch an den ersten Minister, Lord Sitmouth, den geistreichen Erfinder einzuladen. Fulton konnte sich nicht gleich entschließen, auf den ehrenvollen Ruf einzugehen, weil er durch Livingston, den amerikanischen Geschäftsträger in Paris, aufgemuntert, mit dem Bau eines Schiffes, das durch Dampfkraft bewegt werden sollte, beschäftiget war. Er erbaute auch wirklich ein Boot und bewegte es auf der Seine, nahe der Schwaneninsel, in Gegenwart der Gelehrten der Gewerbschule, vor einer Menge von Zuschauern aus dem Volke. Es war der erste Anlauf des Entwurfes, den er später ausführte. Bo-

naparte war aber bei dieser Gelegenheit noch ungläubiger, als bei dem unterseeischen Boote. Als Fulton ihm den Nutzen erläuterte, den er aus der Dampffahrt, namentlich bei einer Landung in England ziehen könne, kehrte ihm der Eroberer plötzlich den Rücken und erklärte ihn für einen Träumer. Er ahnete nicht, daß 20 Jahre später diese wunderbare Erfindung den Völkern einen neuen Zeitabschnitt herbeiführen, seinen Leichnam aus einem fremden Eilande nach Frankreich zurückführen würde.

Da Fulton nichts mehr von Frankreich zu erwarten hatte, ging er nach England, seine unterseeische Schifffahrt der Regierung anzubieten. Pitt, damals erster Minister, hatte nur einen Zweck, indem er Fulton zurückrief, den nämlich, Frankreich die Dienste des außerordentlichen Mannes zu entziehen. Mit der Ausbildung der Erfindung war ihm wenig gedient, da diese eines Tages die englische Seemacht vernichten konnte. Er beschränkte sich also nur, dem Erfinder das Geheimniß für einen Jahrgehalt abzukaufen. Fulton wollte aber auf ein solches Anerbieten nicht eingehen. Den britischen Unterhändlern antwortete er kurz und würdig: „Nie werde ich mein Vaterland, wenn es meiner Entdeckungen bedürfte, derselben berauben. Seine Unabhängigkeit und Sicherheit sind mir so theuer, daß ich mir mein Geheimniß nicht entwinden lasse, selbst wenn ihr mir jährlich 20,000 Pfunde bötet."

Da ihm Europa nur Täuschungen, nur Verdruß bereitete, entschloß sich Fulton, in seine Heimat zurückzukehren. Er langte im Christmond 1806 in Neuyork an. Gerade um diese Zeit war der Volksgeist der Vereinigten Staaten sehr gegen England aufgebracht; ein britisches Schiff hatte sogar schon eine amerikanische Fregatte angegriffen, alles deutete auf einen nahen Bruch zwischen den beiden Mächten. Fulton beeiferte sich nun, den Landsleuten seine Entdeckungen mitzutheilen; trachtete, seinen Torpedo zu vervollkommnen. Auf Kosten der Re-

gierung machte er im Hafen von Neuyork mehrere Versuche, die von dem schlagendsten Erfolge begleitet waren. Erwägend, welchen Vortheil ein von großen Seen und gewaltigen schiffbaren Strömen durchwogtes Land, das überdem noch einen Reichthum an Brennstoffen besitzt, von der Dampfbootfahrt haben könne, beschäftigte er sich unter Mithülfe Livingston's, ein Boot dieser Art zu bauen, um damit den Hudson zu befahren. Im Monat August 1807 wurde die erste Fahrt des „Clermont" unternommen. Es war der glücklichste Tag im Leben Fultons. Unter dem Lachen und dem Gespötte des ungläubigen, unwissenden Volkshaufens bestieg er das Boot; als aber der Clermont seine mächtigen Schaufelräder in Bewegung setzte und den Strom hinaneilte, verwandelte sich der Unglauben in Bewunderung, wurde seine Abfahrt mit den einhelligsten Beifallrufen begleitet.

Nach einigen nothwendigen Aenderungen in dem Baue der Maschine konnte das Boot binnen 32 Stunden von Neuyork nach Albany und von da zurück fahren. Ueber dieser Fahrt, welche trotz der Nacht ununterbrochen fortgesetzt wurde, verbreitete sich die unsäglichste Furcht unter den Anwohnern des Hudson, unter der Mannschaft der Schiffe, welche dem Dampfer begegneten. Die ungeheure Masse, welche sich wie ein lebendiges Wesen bewegte, die Rauchwolke, die es auszuathmen schien, das fortdauernde Geräusch der Räder, welche die Wogen aufwühlten, alles schlug die tapfersten Seeleute mit Schrecken; so daß sie sich vor dem Ungeheuer in den unteren Raum verkrochen oder auf dem Verdecke ausgestreckt die Bewegungen des Wesens beobachteten, das die tiefen Wogen aufwühlte. Mehrere Monden verflossen, bevor sich diese kindische Furcht ganz verloren hatte.

Die Dampfer waren somit ins Leben eingeführt. Von dem ersten Erfolge aufgemuntert, unternahm Fulton nun den Bau anderer Schiffe, die ebensowohl gelangen, und heute werden

über tausend Fahrzeuge dieser Art die Landseen, Ströme und Meere Amerikas durchfurchen.*)

Das Schicksal schien einmal überall Widerwärtigkeiten gegen den erfindungsreichen Meister verhängt zu haben. Er hatte im Verein mit dem ehrwürdigen Kanzler Livingston das ausschließliche Recht zuerkannt, gewisse Ströme befahren zu dürfen. Aber jetzt wurde ihnen dieses Recht durch andere Unternehmer geschmälert. Er mußte zu verschiedenen Malen den gerichtlichen Weg einschlagen, um sein Recht geltend zu machen, und hatte während eines Rechtshandels sogar den Verdruß, zu hören, wie der gegnerische Anwalt ihm den Ruhm der Erfindung abzusprechen versuchte. Seine zarte Gesundheit, seine reizbaren Nerven konnten so vielem Unrechte, so vielen Verdrießlichkeiten nicht lange widerstehen.

Von Trenton zurückkehrend, wo er vor Gericht gestanden hatte, mußte er den mit Eis bedeckten Hudson übersetzen, blieb mehrere Stunden der Wuth des rauhen Wetters ausgesetzt. Er verfiel in Folge dessen in ein heftiges Entzündungsfieber. Kaum hatte ihn ärztliche Kunst wieder einigermaßen hergestellt, als er eine Dampffregatte in Augenschein nahm, die er zur Vertheidigung der Häfen seines Vaterlandes erbaute. Bei dieser Gelegenheit erkältete er sich auf's Neue und ward vom Fieber hinweggerafft am 24. Hornung 1815. Nie hat der Tod eines einfachen Bürgers solch allgemeine Trauer hervorgerufen. Wie die traurige Nachricht sich verbreitete, gab sich das allgemeine Beileid in den überraschendsten Zeichen kund. Alle öffentlichen Blätter erschienen schwarz gerändert; alle Gilden, alle gelehrten

*) In Pittsburg, wo Fulton 1811 das erste Schiff baute, welches den Mississippi bis Neuorleans befuhr, wurden im Jahr 1851 allein 112 Schiffe gebaut. Neben diesen liefen im selbigen Jahr in Wheeling 46, in Cincinnati 111, in Louisville 61 vom Stapel; so daß sich die in einem Jahr in seinem Vaterlande erbauten Dampffahrzeuge auf 330 belaufen.

Gesellschaften wie alle Behörden von Neuyork wohnten dem Leichenbegängniß bei, und Jedermann trug während dreier Tage tiefe Trauer. Der Senat der Vereinigten Staaten pflichtete sogar der allgemeinen Trauer bei und ordnete für beide Kammern Trauer an.

So starb in der Kraft des Mannesalters dieser große Mann, der aus den untersten Schichten der Gesellschaft emporgestiegen, obgleich er ohne eigentliche Schulbildung geblieben; der ohne alle Beihülfe, als die seines hellen Geistes, als die seiner fast übermenschlichen Beharrlichkeit, die riesenhaftesten Gedanken verfolgte; der, wenn er 20 Jahre länger gelebt hätte, vielleicht die größten Dinge ausgeführt haben würde. Von der edelsten Gesinnung beseelt, von dem reinsten Bewußtsein gehoben, zeigte Fulton eine entschiedene Abneigung gegen jedes öffentliche Amt und hinterließ auch seinen Kindern kein anderes Erbtheil, als seinen Ruhm und seinen fleckenlosen Namen.

Papiermacherei.

Die Fertigung des Papieres ist eine Erfindung, welche den größten Einfluß auf die Entwickelung des menschlichen Geistes gehabt hat, welche die Verbreitung der Kenntnisse und der Aufklärung ermöglichte und die Erfindung der Buchdruckerkunst erst recht wirksam machte. Daher sagt ein neuerer Naturforscher (Karl Müller), daß die Geschichte des Papieres die Geschichte der Menschheit sei. Der heutige Name des Stoffes ist einer ägyptischen Pflanze entnommen, welche sich schon im grauen Alterthum durch Asien bis nach Sizilien verbreitete, weil sie den Stoff lieferte, worauf die Gedanken der Vorwelt aufbewahret wurden. Der Stengel dieser rohrartigen Pflanze ward nämlich in dünne Scheibchen geschnitten, diese Scheibchen mit den Rändern übereinandergelegt und gepreßt, wodurch sie sich vermöge des in den Scheiben enthaltenen Harzes fest aneinander leimten. Auf diese Weise fertigte man Blätter von beliebiger Größe, die man später doppelt legte und zwar so, daß die Fugen sich kreuzten, um den größeren Bogen die gehörige Festigkeit und Dauer zu geben.

Eine ähnliche Papierart fertigen noch heutiges Tages die Chinesen aus dem Marke der Schampflanze, welches sie zu kleinen Bogen zu pressen wissen.

Das ägyptische Papier entbehrte manche Vorzüge des unsrigen; in Größe, Dauer und reiner Farbe stand es hinter dem

unsrigen zurück; auch ließ es sich nicht in hinreichender Menge und Billigkeit herstellen. Man bediente sich daher, besonders wo es auf Dauer ankam, des Pergamentes, der bereiteten Thierhäute, zum Schreiben.

Im 9. Jahrhundert führte aber der Handel aus Asien einen neuen Stoff, das Baumwollenpapier, ein, das wegen seiner Wohlfeilheit bald alle früheren Stoffe verdrängte. Die Abendlande erhielten diesen Stoff durch die Araber, welche ihn zu fertigen verstanden. Ob diese Araber selber die Bearbeitung erfunden, oder ob sie dieselbe von östlichen Nachbarn gelernt hatten, ist zweifelhaft. China und Japan sollen schon längst das Baumwollenpapier gekannt, die Araber es auf einem Eroberungszuge (704) in Samarkand gelernt haben.

Die älteren Muster dieser Zeit sind noch schlecht, verrathen noch keine Drahtformen; aber in den Mustern des 12. Jahrhunderts bemerkt man, daß die Araber die junge Kunst vervollkommnet, die Drahtformen ersonnen hatten. Der Gebrauch ward nun allgemeiner, die Kunst der Verfertigung auch in Spanien unter den Mauren gewöhnlich. Schon Kaiser Friedrich II. verordnete (1221), zu öffentlichen Urkunden sich des Pergamentes, nicht des Papieres, zu bedienen.

Dieses Baumwollenpapier wurde im 9. Jahrhundert in Sizilien, im 10. in Italien gefertiget. In selbiger Zeit befanden sich auch in den christlichen Königreichen Spaniens Papierwerkstätten, die von maurischen Meistern betrieben wurden. Der Gebrauch der Baumwolle mag schon früh zur Benutzung der baumwollenen Lumpen geführt haben, welche in Italien durch Stampfen, in Deutschland durch Handmühlen bearbeitet wurden. Ein Deutscher ist wahrscheinlich der erste Erfinder des Linnenpapiers, und zwar schreibt sich diese Erfindung vom Ende des 13. Jahrhunderts (1270) her. 1390 legte Ulmann Stromer eine Papiermühle mit 18 Stampfen bei Nürnberg an. Zu Ende des 14. Jahrhunderts führten ebenfalls deutsche Pa-

pierarbeiter statt der Handmühlen die italienischen Stampfen bei sich ein, welche die Lumpen zugleich wuschen und verarbeiteten; wandten aber bald statt thierischer Kräfte die Wasserkraft an, bauten die sogenannte „Papiermühle.“ Ein Deutscher, Namens Spielmann, gründete 1583 die erste Papiermühle bei Dartfort, in der Grafschaft Kent, und ward von der Königin Elisabeth dafür zum Ritter geschlagen.

Durch den 30jährigen Krieg sank der deutsche Gewerbfleiß immer tiefer; dafür gelangte die Papierfabrik bei den Holländern zu größerer Vervollkommnung. Als die Holländer sich frei gerungen, als die Freiheit ein erhöhtes wissenschaftliches Treiben erfachte und mehr Papier erfordert wurde, da die Stampfen sich mit den holländischen Windmühlen nicht wohl vereinigen ließen; vervollkommneten sie die alten deutschen Handmühlen, daß sie zermalmten und zugleich wuschen, und ließen diese durch den Wind sich bewegen. So entstanden kurz vor dem Ende des 17. Jahrhunderts die Malmer, oder, wie man sie zu nennen pflegt, „die Holländer.“

Daß die Holländer nicht längere Zeit alleinige Nutznießer ihrer Erfindung blieben, läßt sich aus dem lebhaften Verkehr der europäischen Völker begreifen; bald wurden die Malmer allgemein eingeführt, nur hier und dort noch verbessert.

Ein neuer Aufschwung der Gedanken erforderte eine reichere Erzeugung des Papieres, und beide fanden mit dem Schlusse des 18. Jahrhunderts statt. Ein Franzose, Robert, zu Esonne, in der Papiermühle der Gebrüder Didot thätig, entwarf die Zeichnung der ersten Papiermaschine und erhielt dafür von der Regierung 1799 eine reiche Belohnung. Der Erfinder verkaufte später seine Erfindung an seinen Brodherrn. Didot konnte aber diese Erfindung nicht in Frankreich ausbeuten, weil er, in Staatshändel verflochten, landflüchtig wurde; aber in England erbaute er die Maschine wirklich und regte somit auch hier Nacheifer an. Dieselbe ließ noch vieles zu wünschen übrig;

aber schon 1814 trat in Frankreich der Elsasser Ferdinand Leistenschneider mit einer Vervollkommnung auf, welcher 1825 die Maschinen des Gewerkmanns Denison in Lids (Leeds) und Dickinson in London folgten. Diese Maschinen fertigen Papier ohne Ende, drängen alle Arbeiten, welche sonst in verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten vorgenommen wurden, in den Raum von wenig Ellen zusammen; so daß oben beim Beginne der Maschine der Stoff auf das Drahtnetz fließt, und unten schon sich das trockene fertige Papier abwickelt. Diese Maschine ist noch gegenwärtig mit einer oder der andern Abweichung allgemein im Gebrauche und ermöglichet die ungeheure Papiermenge, welche täglich erfordert wird, welche durch unser Zeitungswesen, unser Schriftenthum und unsere häuslichen Einrichtungen in mannichfachster Weise bedingt worden ist.

Ferdinand Traugott Flinsch.

Ferdinand Traugott Flinsch wurde am 19. August 1792 zu Blankenberg an der Saale geboren. Der Vater war ein schlichter, biederer Mann, ein Papiermacher, der den Seinigen ein mäßiges Vermögen gesichert haben würde, wenn nicht sein Vertrauen von Bekannten zu oft, zu bitter getäuscht worden wäre. In seinem Knabenalter besuchte Ferdinand nur die höchst mangelhafte Schule des Dorfes. Als sein älterer Bruder, Christian, bei seinem Vater als Papiermacher in die Lehre trat, widmete er sich dem Handelsstande, trat er bei einem Gewürzhändler in Hof in kaufmännische Lehre. Weil dieses Haus in Folge der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1806 einging, vertauschte er dasselbe mit einer Handlung in Schleitz. Schon als Handelslehrling versuchte sich der Jüng-

ling in eigenen Geschäften, und legte sich vorzüglich, da er von Jugend auf mit der Bereitung und mit dem Wesen des Papieres vertraut war, da einer seiner Oheime eine bedeutende Papiermühle besaß, auf Geschäfte mit Papier und versorgte mehrere Buchdrucker und Papierhändler mit dieser Waare. Liebeskind, einer der angesehensten sächsischen Papierhändler, welcher mit Ferdinand viele Geschäfte gemacht hatte, wollte, da er durch Schleitz reiste, den Papierhändler Flinsch auch umgänglich kennen lernen und erstaunte, nur den Lehrling dieses Namens vorzufinden. Nichtsdestoweniger schenkte er demselben sein volles Vertrauen, munterte er ihn auf, in seinen Bestrebungen fortzufahren, blieb er nach wie vor mit ihm in Geschäftsverbindung. Nachdem Ferdinand 7 Jahre in Schleitz in derselben Handlung gearbeitet, sich dabei in eigenen Geschäften versucht und sich der Erziehung seiner jüngeren Brüder mit warmer Hingebung angenommen hatte, vertauschte er dieselbe gegen eine ähnliche Stellung in Leipzig.

Da sein ältester Bruder des Vaters Papiermühle übernommen hatte, fanden seine eigenen Geschäfte noch eine kräftigere Stütze; zudem war ja Leipzig sowohl der Mittelpunkt des Buchhandels, als auch sonst ein sehr geeigneter Ort für Papiergeschäfte. Ueberhaupt benutzte der strebsame Jüngling seinen jetzigen Wohnort, der ihm so reiche Mittel bot, dazu, sich nicht blos kaufmännische, sondern auch allgemein menschliche Bildung anzueignen, zu welcher er früher so wenig Gelegenheit gehabt hatte, und gelangte auch, da er in seinem Fleiße nicht nachließ, bald dahin, einen richtigen Blick in seine Zeit und Zeitverhältnisse zu werfen, sich in allen Bildungsfächern einzuheimen.

In Deutschland, dem Vaterlande der Buchdruckerkunst, waren mit derselben alle verwandten Künste und Gewerbe früh ausgebildet worden. Neben der oben besprochenen Papiermacherei war der Holzschnitt, waren die Druckverzierungen, der Schriftguß, ja der Einband, vor allen Nachbarvölkern ausge-

zeichnet. Der 30jährige Bürgerkrieg, wie die französischen Raubzüge, welche den Geist des deutschen Volkes niederdrückten, lähmten aber auch den Buchhandel, wie alle damit verbundenen Geschäftszweige. Als mit dem 19. Jahrhundert das deutsche Schriftenthum wieder einen großartigen Aufschwung gewann, den deutschen Namen wieder zu Ehren brachte, vermochten die früher erwähnten Künste sich noch nicht zu erheben. War der deutsche Gedanke Gold, blieb die Fassung desselben Löschpapier.

Erst nachdem die deutschen Völker sich von der Herrschaft Frankreichs befreit hatten, konnte sich der Gewerbfleiß von der langen Ohnmacht erholen, dachten ausgezeichnete Buchhändler daran, bessere Ausgaben der mustergültigen Schriften zu veranstalten. Flinsch kam den Buchhändlern mit besserem Papier entgegen. Bis dahin hatten die Buchdrucker meistens ihre Papiere auf den Mühlen selber bestellt. Auf diesen wurden Druckpapiere nur zur Winterzeit gefertiget, daß also dem plötzlichen Bedürfnisse gar nicht genügt werden konnte. Zudem war das deutsche Druckpapier auf den meisten Mühlen so schlecht, daß jeder, welcher einigermaßen etwas Gutes liefern wollte, seine Zuflucht zum Auslande nehmen mußte. Ferdinand dachte nun, im Mittelpunkte des deutschen Buchhandels, in Leipzig, ein allzeit versehenes Lager aller gangbaren Papiere zu errichten, und so für jedes Unternehmen eine Quelle zu schaffen.

Sobald der junge Mann sich dieses Vorhaben gehörig durchdacht hatte, trat er aus seinem bisherigen Verhältnisse, arbeitete er ein ganzes Jahr hindurch in einem großen Wechselgeschäfte, um auch in diesem sich hinreichende Kenntnisse zu erwerben. Nach dieser Lehrzeit hielt er sich für hinreichend gerüstet, besuchte er eine Reihe deutscher Papiermühlen, um sich mit der Art der Bereitung und Güte der Waare bekannt zu machen, um mit den Besitzern Verbindungen zu schließen, und eröffnete dann in Leipzig im April 1819 sein Geschäft. Sein jüngerer Bruder, Heinrich, der sich während der vorhergehenden Jahre

mit der Fertigung des Papieres beschäftiget hatte, war seine einzige Stütze. Im beschränktesten Raume, mit schwachen Mitteln, wurde das Geschäft unternommen, aber der Gründer desselben war überzeugt von der Richtigkeit seiner Berechnungen, ließ es nirgends an Fleiß, Ausdauer und Eifer fehlen, und so bemerkten die Brüder bald, daß es einen guten Fortgang haben, reiche Früchte bringen würde.

Zwei Jahre später zog Ferdinand noch seinen jüngsten Bruder Karl, der sich indessen kaufmännisch gebildet hatte, in das Geschäft, derweise, daß nun stets einer der Brüder auf Reisen sein konnte. Von jetzt ab wuchs das Unternehmen noch rascher, so zwar, daß der Gründer desselben sich veranlaßt sah, in Annaberg, in Bayreuth und in Strasburg reich versehene Papierlager zu errichten. Im Jahr 1827 begründete er in Offenbach ein noch größeres Lager, dem von nun ab Bruder Heinrich vorstand. Im Jahr 1829 wurden, da das Handelshaus Flinsch schon allgemein bekannt geworden und die Zollvereinsangelegenheiten es erlaubten, alle früheren Lager mit den beiden größeren (Leipzig und Offenbach) vereiniget und letzteres nach Frankfurt am Main verlegt.

Der deutsche Buchhandel sah sich jetzt im Vortheile, seinen Bedarf von inländischen wie von fremden (französischen, schweizerischen und englischen) Papiergattungen jederzeit in den beiden Häusern beziehen zu können, durfte nie mehr nach dem schlechten Fließpapiere greifen, auf dem früher die edelsten Werke erschienen waren. Zeichnenpapier, Notendruck-, Papiere für Holzschnitt, Kupferstich und Steinzeichnung lagen jederzeit in reichster Auswahl bereit, ermöglichten eine Reihe herrlicher Werke, halfen den Schönheitssinn im Volke wecken. Der Papierhandel im Großen belebte wiederum die Fertigung des Stoffes und begründete im Vereine mit anderen Bedingungen die Schnellwirkung der Presse, half alle deren Siege getreulich mit erfechten.

Bis dahin hatte der Papierhandel sich lediglich auf Hand-

papiere beschränken müssen. Die neue Weise, diesen Stoff durch künstlichere Maschinen zu erzielen, war noch nicht so vervollkommnet, daß sie den Markt beschicken konnte. Jetzt war die Erfindung aber so weit gediehen, daß sie sich Bahn brechen mußte. Ferdinand hatte ihr längst schon alle Aufmerksamkeit geschenkt; sein Bruder Heinrich hatte die besten französischen Vorrichtungen durch eigene Anschauung kennen gelernt, hatte deren Arbeiten beobachtet. Jetzt beschloß Ferdinand, eine eigene Werkstätte anzulegen, zog einen Verwandten, der in Penig an der Mulde eine Papiermühle besaß, mit in das Geschäft, und begann die alten Gebäude abzutragen, neue aufzuführen, um die bei Bryan Donkin in London bestellte Maschine aufzunehmen. Ein halbes Jahr später langte die Maschine an. Ueber der Aufstellung selbst entfiel dem Geschäftsgenossen ob der Kosten der Muth; aber Ferdinand blieb bei Besinnung, kaufte nun das Ganze an sich, und hatte die Genugthuung, mit dem Jahr 1835 seine Beharrlichkeit belohnt zu sehen. Nach einigem Beobachten der Maschine lernte er deren Vorrichtungen noch verbessern, verfertigte er bald ein Papier, welches an Festigkeit und Weiße die meisten deutschen Waaren übertraf.

Flinsch konnte jetzt jeder Bestellung um so rascher, um so genauer nachkommen, gewann jetzt als Fertiger ausgezeichneten Papieres täglich mehr Kunden. Kaum waren einige Jahre nach der Eröffnung der ersten Werkstätte verronnen, als dieselbe bei weitem nicht mehr hinreichte, auch nur die dringendsten Bestellungen auszuführen. Mit Zustimmung seiner Brüder beschloß er daher, die elterliche Papiermühle in Blankenberg nun auch in eine großartige Papierwerkstätte umzuschaffen.

Im Herbste 1841 dehnte er eine seiner Geschäftsreisen bis London aus, wo er bei Donkin sich eine neue Maschine bestellte, kehrte dann nach Blankenberg zurück, um schon alle Bauvorkehrungen zur Unterbringung der Maschine zu treffen.

Im Sommer 1842 kam diese, 602 Zentner wiegend, an, traf die Bauten und Anlagen schon vorbereitet. Mit dem kommenden Neujahr begann die Maschine ihren Lauf und lieferte, nachdem einzelne Hemmnisse beseitigt waren, jeden Tag 24 Zentner, d. h. Ballen, Schreibpapier. Bei Gelegenheit der Berliner Gewerbausstellung von 1842 ward der thätige Kaufmann ob der neuen Anlage und deren Erzeugnisses mit einer Denkmünze ausgezeichnet. Durch die neue großartige Anlage erhielt die Flinsch'sche Handlung eine neue Stütze, jedoch reichten beide Werkstätten, wie großartig sie sein mochten, nicht hin, den nöthigen Bedarf zu liefern; setzte dieselbe noch nebenbei die Erzeugnisse von 12 andern Fabriken ab.

Die Sorge um ein erkranktes Kind machte Ferdinand im Laufe des Sommers 1844 selber erkranken; ärztliche Mißgriffe oder übererbte Anlage machten seinen Zustand, ein Herzleiden, stets bedenklicher; dennoch erlahmte der Leidende nicht in seinem Fleiße, strebte er rastlos in seinen Unternehmungen vorwärts.

Mit dem Jahr 1848 warf ihn sein Leiden aufs Krankenlager; aber auch jetzt erholte er sich, reiste er zu verschiedenen Malen zu seinem Bruder, der im Breisgau ebenfalls eine großartige Papierwerkstätte angelegt hatte. Der Bürgerkrieg überraschte ihn 1849 auf einer dieser Reisen in Baden; nur mit Mühe mochte sich der Leidende zwischen den Streitenden weg nach der Heimat retten, wo er im Kreise der Seinigen am 11. November verschied. Noch in den letzten Lebenstagen hatte er Versuche angestellt, den Papierstoff wieder zu einem leinwandartigen Zeuge umzuschaffen.

Ferdinand Flinsch war verheirathet, hinterließ drei Söhne und eine Tochter, welchen er eine gediegene kernbürgerliche Erziehung gegeben hatte, hinterließ diesen Kindern ein großartiges Geschäft, ein bedeutendes Vermögen, welches er sich selber, seiner Thätigkeit, seiner Sparsamkeit, seiner einfachen Lebensweise, seinem Unternehmungsgeiste und seiner Beharr-

lichkeit verdankte; ein Geschäft, dessen Grund er durch seine kleinen Geschäfte als Lehrling gelegt hatte. Um so schöner ist das Vorbild, das er durch sein Leben aufgestellt hat, als die kaufmännische Sparsamkeit durch die strengste Rechtlichkeit gehoben, durch Mildthätigkeit und Uneigennützigkeit, wo es galt, geheiliget wurde. Eine Jugendbekannte, die nur ungerathene Erben hinterließ, setzte ihn in ihrem Letztwillen zum alleinigen Erben eines bedeutenden Vermögens ein. Er aber nahm zwar die ganze Erbschaft an, vertheilte sie aber auch ganz zu frommen Zwecken. Während seines ganzen Lebens hatte er Mitgefühl für fremde Leiden gehabt, und dazu ein thätiges Mitgefühl, das er ebenfalls in seinem Letztwillen bewies, wo er treue Diener, bekannte Hausarme und milde Anstalten reich beschenkte. Seine zahlreichen Arbeiter waren im Wortsinne seine Kinder, wurden sittlich von ihm erzogen und versammelten sich unter andern alljährlich um seinen Weihnachtsbaum, wo er auf gemüthliche Weise mit ihnen feierte und alle reich beschenkte. Aehnliche Feste, welche er seinen Arbeitern gab, bildeten den Aufwand, den er zu machen pflegte.

Wie er sein Vermögen sich selber errungen, verdankte er eine schöne reinmenschliche Bildung nur sich selbst, eine Bildung, die durch Adel der Gesinnung sich vor allen auszeichnete. Mit edeln Handlungen ging er Männern voran, befeuerte Jünglinge durch Worte, für sich, für ihr Vaterland und ihr Volk zu wirken. Er gehörte zu den Freisinnigsten und Entschiedensten, ohne mit seiner Gesinnung in prunkenden Reden glänzen zu wollen. Er starb mit der Heiterkeit eines Weisen im Kreise der Kinder und ließ sich, da seine Leiden ihn vor dem Tode verließen, noch Werke seines Lieblingstonsetzers Mozart vorspielen. Ein Leben, so thätig und edel verwandt, durfte so schön schließen, daß alle die Seinigen dadurch getäuscht wurden, den Tod für den Beginn der Genesung hielten.

Tonzeugmacher.

Die Tonkunst, welche einen so großen Einfluß auf unsere Bildung und Gesittung gehabt hat und noch hat, scheint in ihrer höheren Ausbildung ein Erbtheil der deutschen Völkerstämme zu sein. Die Fertigung der Tonzeuge hat mit der Ausbildung der Kunst immer gleichen Schritt gehalten. Die ältesten Tonzeuge, die Pfeife und das Horn, die sich später in die verschiedenen Arten der Flöten und Schalmeien, in die mannichfachen Gestalten der blechernen Hörner verwandelten, hielten sich Jahrhunderte lang in derselben Höhe, sind aber in ganz jüngster Zeit auch wieder durch deutsche Meister vervollkommnet worden. Beide, hölzerne wie blecherne Tonzeuge, werden besonders in großer Menge im sächsischen Voigtlande gefertiget. Mit diesen Blastonzeugen ist die Geige auch schon frühe als Tonzeug zu Gesang und Gelage bekannt. Schon in den ältesten Heldenliedern der Deutschen geleitet die Geige die Gesänge der Liederkünstler. Nach Funden in alten Gräbern der vorchristlichen Zeit ist die Geige größer und plumper als die heutige; sie erscheint im 14. Jahrhundert, nach alten Bildnerarbeiten zu urtheilen, schon bedeutend verbessert und erhielt ihre heutige Gestalt in Italien im Beginn des 16. Jahrhunderts durch die Meister Amati, Stradivari und Guarneri. Aus Italien kam ihre bessere Bauart nach Tyrol und dem übrigen Deutschland, wo die Meister Stainer und Kloß, Hans Gerle

und Mausstill (um 1750) ausgezeichnete und vielgesuchte Tonzeuge lieferten. In heutiger Zeit wird auch im Voigtlande eine große Menge Geigen aller Art gefertiget. Die Saiten Oberitaliens haben in Deutschland immerhin noch einen guten Ruf, während auffallender Weise die italienischen Künstler sich deutscher, und zwar sächsischer Saiten erfreuen, die einen viel kräftigeren, runderen Ton geben sollen.

Der Sinn des Deutschen für Sammtklang (Harmonie) trieb schon frühe zur Erfindung von Tonzeugen, auf denen mehrere Töne gleichzeitig hervorgebracht werden konnten, ließ später die Orgel in's Leben treten. Wasserorgeln, die aus dem Morgenlande im 6. und 7. Jahrhundert nach Italien kamen, mögen die Erfindung erleichtert haben. Die ersten Orgeln waren freilich noch nicht so reich, waren sehr schwer zu spielen, noch klein und beschränkt, aber nichtsdestoweniger ging schon 1298, beim Brande des Straßburger Münsters, eine großartige Orgel verloren, welche 1260 von Ulrich Engelbrecht, einem Schüler Albrecht des Großen, verfertiget wurde. Auch beschreibt die Alexandreis, ein Gedicht des 13. Jahrhunderts, schon Orgeln von äußerst zusammengesetzter Bauart. Auch das Heldengedicht „Wolfdietrich" (Strophe 263) hat schon eine schöne Beschreibung dieses Tonzeuges.

Mit vierundzwanzig Aesten
Ein Lind gezaubert was
Mitten in die Festen,
Drauf manch Vogel saß,
Die waren all guldeine,
Und waren alle hohl;
Wenn der Wind ging dareine
So sungen's alle wohl.

Wolfdietrich 263.

Um 1250 war Meister Johannes von Köln als Orgelbauer im Rufe. Die Orgel mit dem Fußwerke (Pedale) ist um 1444 durch den Orgelbauer Heinrich Trostdorf aus

Mainz erfunden worden, fand später eine größere Ausbildung. So baute 1480 ein deutscher Orgelspieler des Dogen von Venedig in St. Markus eine Orgel mit großem Fußwerke.

Die Kirchenbewegung, welche durch Luther hervorgerufen wurde, scheint, wie auf das deutsche Lied und den deutschen Gesang, auch auf die Vervollkommnung der Orgel gewirkt, immer umfassendere Tonzeuge hervorgerufen zu haben. Diese Zeuge, welche Anfangs in einem gewöhnlichen Schreine untergebracht werden konnten, wuchsen bald zu riesenhaften Werken an, die, wie z. B. die der Magdalenenkirche in Breslau, 56 Stimmen und 3342 Pfeifen haben. Mit Silbermann gelangte die Kunst des Baues zur höchsten Blüte, weshalb die Orgeln dieses Meisters noch als die vorzüglichsten gepriesen sind. Neben der Orgel brachte Meister Silbermann auch ein anderes Tonzeug zur Vollendung, welches auf unser häusliches Leben noch einen größeren Einfluß übt, das Klavier. Der Grund zu diesem Tonzeuge war schon in dem Hackbrette, in der sogenannten Tyroler Zither gelegt, welche wir in Steingebilden des 12. Jahrhunderts erkennen. Guido von Arezzo oder einer seiner Zeitgenossen erfand dazu eine Tastvorrichtung, wobei die Saiten durch Federkiele geschnellt wurden; das Spinett, das 1610 durch Hans Hayden in Nürnberg bedeutend vervollkommnet wurde. Bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts vervollkommnete sich diese Art Tonzeuge, bis ein deutscher Orgelspieler, Christoph Gottlieb Schröter in Nordhausen, das Vorbild eines Hammerklaviers entwarf, welches er seiner Armuth halber, da ihm jede äußere Unterstützung fehlte, nicht bauen konnte. Um 1717 kam Schröters Vorbild nach Dresden, wo der große Orgelbauer Silbermann es sah und gleich den Werth desselben begriff, es gleich durch geistreiche Ausführung ins Leben rief. Silbermann bildete in seiner Werkstätte tüchtige Schüler, welche in Sachsen, wie im Elsaß (Silbermann war nämlich der Sprosse eines Straßburger Orgelbauergeschlechtes)

ähnliche Werkstätten errichteten, das neue Tonzeug bald in Deutschland gemein machten und nach andern Ländern ausführten. Später errichteten deutsche Klavierbauer sogar Werkstätten in London wie in Paris. In letzterem begann unter andern der Straßburger Erhard seine Laufbahn, welcher mit seinen dreifach besaiteten Tonzeugen das Höchste leistete, was bis dahin in diesem Fache erreicht worden ist.

Zu erwähnen ist noch, daß auch der Italiener Cristofali aus Padua, obwohl einige Jahre später als Silbermann (1720), aber doch unabhängig und nichtwissend von der Erfindung der deutschen Meister, eine Vorrichtung erfand, die er cemballo martellato, Hammerklavier, nannte.

Gottfried Silbermann.

Gottfried Silbermann, geboren zu Frauenstein, im sächsischen Erzgebirge, am 14. Hartmond des Jahres 1683. Der Vater war ein tüchtiger und geachteter Zimmermann, welcher gerne gesehen, daß der Sohn ebenfalls in seinen Fußstapfen gewandelt hätte.

Der Knabe aber hatte keine Lust zum Zimmerhandwerke; nachdem er in der Schule seines kleinen Landstädtchens Lesen und Schreiben gelernt hatte, spürte er einen gewaltigen Trieb in sich, die Welt zu schauen, sich in derselben weiter fort zu bilden. Einmal in seines Vaters Werkstätte beschäftiget, befürchtete er für immer in derselben gefesselt zu sein. Als er in die Jahre kam, wo er für fest sich einen Lebensweg, ein Geschäft zu wählen hatte, und ihm die Verwandten das Buchbindergeschäft vorschlugen, bequemte er sich zu demselben. Er dachte, unter der Arbeit an Büchern seltsame und köstliche Dinge

lesen und genießen, durch Wissen dann sich weiter in der Welt forthelfen zu können. Wie er aber einmal in Arbeit war, sich größtentheils mit Einbinden von Schulbüchern und Bibeln beschäftigen mußte, die andern Werke nur von Außen kennen lernte, ward ihm das Leben gar bald verleidet. Da sein Meister ein launiger, grämlicher Mann war, der den muntern Burschen gar nicht zu behandeln wußte, gab es bald Reibereien, und da Gottfried, von andern lustigen Gesellen angefeuert, dem grämlichen Meister manchen tollen Streich spielte, kam es gar zum Bruch. Nach einem etwas derben Spasse mußte der Lehrling sich flüchten. Er wandte sich zu einem seiner Vettern, einem Müller, welcher in einem benachbarten Thale wohnte. Seine Eltern suchten ihn wieder in seine Lehre zurückzubringen, versuchten den zornigen Meister zu versöhnen. Der Jüngling aber brach durch einen raschen Entschluß für immer alle Unterhandlungen ab. Er hatte vernommen, wie er fern im Elsaß drüben mehrere Verwandte habe, die als Orgelbauer weit in der Welt berühmt und gepriesen seien. Er hatte daher den ernsten Gedanken gefaßt, es koste was es wolle, diese Verwandten aufzusuchen, sie zu bitten, ihn in ihrem Geschäfte zu verwenden, ihn in ihrer Kunst zu unterrichten. Er schnürte sein Bündel, nahm vom Müller Abschied und wanderte mit wenig Groschen hinaus in die weite Welt. Der Vetter Müller wollte dem kühnen Burschen anfangs nicht glauben, dachte, daß er zu seinem Vater heimgekehrt sei; erinnerte sich erst, als von Hause dringende Anfragen ergingen, an die Versicherung des Jünglings, in den Elsaß wandern zu wollen.

Gottfried war indessen auf seiner beschwerlichen Wanderung durch mitleidige und freundliche Landleute vielfach unterstützt worden, endlich nach einer monatlangen Fahrt zu Straßburg im Elsaß angekommen. Der Verwandte war bald erfragt. Dieser wunderte sich nicht wenig, einen jungen Landstreicher seines Namens vor sich zu sehen, nahm ihn aber gütig auf

und gewann ihn täglich lieber. Der Jüngling schien jetzt auch wie umgewandelt; da er einmal den Weg gefunden hatte, der ihm immer wie im Traume vorgeschwebt, war er ein anderer Mensch geworden, hatte alle seine losen Streiche vergessen, ging seinem Verwandten im Geschäfte des Orgelbauens unermüdlich an die Hand. Sehr gut kam ihm hierbei zu Statten, daß er seinem Vater öfter an der Arbeit zugesehen, sich mit dessen Werkzeugen auch schon versucht hatte, ja selbst seine Lehrtage bei dem Buchbinder waren keineswegs verloren. Im Verlaufe von wenigen Jahren war er ein sehr brauchbarer Geselle seines Oheims, kannte er die Einrichtung des künstlichen Tonzeuges nicht nur durch und durch, sondern begann er auch über Verbesserungen des Baues selbstthätig nachzudenken. Der Bau des tonlichen Werkzeuges hatte den jungen Arbeiter zur Wissenschaft des Tones geführt, und diese hatte seine natürliche Anlage für Tonkunst, seinen Geschmack geweckt. Wenig Uebung in freien Stunden hatte ihm eine so bedeutende Fertigkeit gegeben, daß er dem Tonzeuge, das er schaffen lernte, auch würdige Töne zu entlocken wußte. Gottfried war bald von allen Tonfreunden gesucht, war ein angenehmer Gesellschafter, der offenen Sinn für alles Schöne, für alles Gute bewahrte.

Als er eines Tages von seinem Oheim in ein Frauenkloster geschickt wurde, um die Orgel, die schadhaft geworden war, nachzusehen und zu verbessern, machte er die Bekanntschaft einer jungen Nonne, deren Schönheit, deren Liebenswürdigkeit auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck machte. Da die Jungfrau während des Dienstes die Orgel zu spielen pflegte, daher sachkundig anzugeben hatte, was zu verbessern war, da sie überhaupt für die Tonkunst schwärmte, so hatte der Jüngling nicht blos Gelegenheit, sich mit ihr zu unterhalten, sondern auch dieser Unterhaltung eine höhere Weihe zu geben. Bald hatte er ihr seine Neigung, seine heiße Liebe gestanden, die zwar nicht

ganz zurückgewiesen, aber auch vorab nicht ganz genehmigt wurde. Die Jungfrau hatte einen schweren Kampf zu kämpfen. Vorurtheile, welche sie mit der Muttermilch eingesogen hatte, ihr Gelübde, zu dem sie von den Verwandten halb beredet, halb gezwungen worden war, thürmten ihr fürchterliche Hindernisse in den Weg. Ihr Glauben, ihre Angst vor einem Schritte, der die schwersten Strafen nach sich ziehen mußte, wenn er mißglückte, machte sie zaghaft; aber die Beredsamkeit des Liebenden, der selber ein freidenkender Protestant war, besiegte bald jede Schwierigkeit. Sie gestand nun auch dem Jünglinge ihre Gegenliebe, versprach ihm zu folgen, wohin er sich immer wenden möge. Die Glücklichen dachten nun an ihre Flucht. Sie wollten hinüber nach Sachsen, sich dorten verheirathen, wo Gottfried durch seine Fertigkeit leicht sich Mittel, ja selbst Reichthümer zu verschaffen hoffen durfte. Leider sollte die Ausführung des Vorsatzes nicht glücken. Der Neid der Klosterschwestern hatte die Unruhe der tonkundigen Schwester, ihr Verhältniß zu dem jungen Orgelbauer bald erspäht, hatte das Geheimniß der Flucht entdeckt. In einer Herbstnacht des Jahrs 1707, wo Gottfried seine Geliebte entführen wollte, wo er in die geheiligten Räume des Klosters einbrach, war sein Vorhaben bereits verrathen; wurden die Liebesleute, gerade wie sie das Kloster verlassen wollten, von dem auf sie lauernden Hinterhalte ergriffen. Gottfrieden gelang es zwar, sich zu befreien, sich durch die Klosterknechte und Büttel durchzuschlagen, allein die unglückliche Jungfrau wurde ergriffen. In seiner Wohnung angelangt, vernahm er bald, daß er dem peinlichen Gerichte verfallen sei, daß er sich nur durch rasche Flucht retten könne. Er verließ daher gleich die Stadt, flüchtete sich über den Rhein ins Markgräfliche. Hier suchte ihn sein Verwandter auf und drang in ihn, weiter zu entfliehen, damit er nicht ausgeliefert werde, bewog ihn, in seine Heimat, ins sächsische Erzgebirge, zurückzukehren. Gottfried that es blutenden Her-

zens, bereitete sich den Herbst über zur Arbeit vor, und begann mit dem Jahr 1708 seine erste Orgel selbstständig zu bauen. Alle Erwartung ward durch das Werk übertroffen. Der unbekannte Orgelbauer von Frauenstein bekam bald von allen Seiten Bestellungen, wurde nach den größeren Städten Sachsens berufen, dorten die vorhandenen Tonzeuge nach seinen Einsichten umzuarbeiten.

Im Jahr 1712 war sein Geschäft schon so bekannt, war er schon dermaßen eingeführt, daß er seine Wohnung nach Freiberg verlegen konnte. Sein wachsender Ruf bewog die Bewohner Freibergs nun auch, statt der unbedeutenden Orgel der Domkirche ein größeres Werk bei ihm zu bestellen. Mit Eifer ging er an die Arbeit, und im Jahr 1714 war das große 45stimmige Werk, noch heute der Stolz Freibergs, vollendet. Sein Ruhm stand jetzt in voller Blüte. Von allen Seiten ergingen Aufträge, wie er sie immer nur wünschen konnte. Und wirklich fand Gottfried nur Ruhe, nur Befriedigung und Freude in seiner Arbeit, in der Tonkunst; nachdem er gehört hatte, daß seine unglückliche Geliebte, in Folge der harten Behandlung wie des geistigen Schmerzes, im Kloster erkrankt und gestorben sei.

Einer der wichtigsten Aufträge war die Erbauung eines Werkes für die Hofkirche in Dresden. Er lud über dieser Arbeit den zweiten Sohn seines Wohlthäters, Verwandten und Lehrers Johannes aus Straßburg nach Freiberg ein, und hatte die Freude, dem Jünglinge das vergelten zu können, was einst an ihm Mildthätiges geschehen war. Das prachtvolle Werk wurde nach Verdienst anerkannt, brachte dem Meister über dem Ehrensolde noch den Namen eines polnischen und sächsischen Hof- und Landorgelbauers ein. Für die Frauenkirche, wie für die Sophienkirche in Dresden hatte Silbermann jetzt ebenfalls großartige Werke zu bauen, dann für St. Peter in Freiberg, für die Kirche von Pönitz bei Altenburg, für Rötha bei Leipzig.

Im Ganzen zählte man 42 vortreffliche Orgelwerke, welche er binnen 45 Jahren neu geschaffen hat, eine größere Zahl anderer zu verschweigen, die er theils wiederherstellte, theils verbesserte.

Nicht blos aber hat Silbermann sich durch den Namen des Orgelbauers verewiget, einen fast größeren Ruf verdient er durch die Umgestaltung und Verbesserung unseres Klaviers, des Pianofortes; obschon hier Schröter und Christofali ihm den Ruhm der Erfindung streitig machten. Die Tonzeuge dieser Gattung, welche er baute, waren ausgezeichnet durch starken und anhaltenden Ton, und fast noch mehr durch ihre eiserne Dauerhaftigkeit. Sein Freund, der gewaltige Tonmeister Sebastian Bach, brauchte eines derselben zur täglichen Uebung 50 Jahre hindurch, ohne daß es, trotz dessen großartiger Spielweise, nachgelassen hätte.

Silbermann starb zu Dresden am 4. August 1753. Er hatte sich nie zur Ehe entschließen können, bewahrte das Andenken der unglücklichen Nonne sein ganzes Leben hindurch mit heiliger Treue, lebte seinen Jugenderinnerungen, der Tonkunst und Freundschaft, in innigstem Umgange mit den großen Tonmeistern seiner Zeit. Sein bedeutendes Vermögen, das er einzig seinem Fleiße, seinem Wirken verdankte, hinterließ er seinem Verwandten Johannes (geb. 1718, gest. 1766 in Leipzig), der dem berühmt gewordenen Namen Silbermann keine Schande machte und im Geiste seines Wohlthäters zu schaffen fortfuhr. Dessen älterer Bruder, Johannes Andreas (geb. 1712, gest. 1783), machte sich in Straßburg wie im Elsaß als Orgelbauer berühmt, und ein Vetter Heinrich (geb. 1727), der gleichfalls bei Gottfried gearbeitet hatte, wirkte in Straßburg später als Pianofortebauer, stiftete die Schule, aus welcher mit Erhard, Pleyel und Hesselbein die neueste Umgestaltung und Verbesserung dieses Tonzeuges hervorgegangen ist.

Sebastian Erhard.

Sebastian Erhard ward geboren in Straßburg im Jahr 1752, entsproßte einem ehrenwerthen, aber nicht wohlhabenden Bürgerhause. Von Jugend auf zeigte er viel Anlagen, die von einem regen Fleiße noch unterstützt wurden. Besondere Vorliebe zeigte er für Tonkunst, lernte fertig Klavierspielen und widmete dem Baue dieser Tonzeuge, welche in seiner Vaterstadt meisterhaft gefertigt wurden, besondere Aufmerksamkeit. Anfangs bestimmten ihn seine Eltern zum Baufache, für welches er große Vorliebe zeigte; er war aber zu größeren Erfolgen bestimmt, als die, welche er in jenem Fache erzielt haben würde. Unglücksfälle, die öfter dienen, den Menschen zu läutern und höher zu beglücken, wiesen ihm eine Laufbahn an, die Anfangs zwar viel bescheidener schien, als die früher angedeutete, die ihm aber eine glänzende Zukunft sichern sollte. Der bekümmerte, 16 Jahr alte Jüngling kam nach Paris, sich eine Unterkunft zu suchen. Er fand diese in der Werkstätte eines Klaviermachers, und ward bald dessen bester Arbeiter. Was bei jedem andern Meister ihm die beste Empfehlung gewesen, gereichte aber dem jungen Elsaßer gerade zum Nachtheile. Der Jüngling wollte keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, sich zu belehren; wie ein Meßkünstler, welcher einem Lehrsatze nachforscht, spähte er den geringsten Umständen nach, die ihm noch fremd geblieben, und richtete daher unaufhörlich Fragen an den Klavierbauer, welche dieser nicht immer zu beantworten im Stande war. Der Meister entledigte sich daher des lästigen Lehrlings und gestand, daß er demselben nichts weiter vorzuwerfen habe, als seine außerordentliche Neugierde. Trotz des Rückhaltes seines Lehrherrn hatte Erhard seine Zeit nicht verloren, er hatte viel gearbeitet, versucht und viel gelernt. Ein anderer Meister, der die Fähigkeiten des

Jünglings rühmen gehört, trug ihm auf, ein Tonzeug, das bei ihm bestellt worden war, dessen Ausführung mehr Kenntnisse erforderte, als zu gewöhnlichen Klavieren erforderlich waren, auszuführen. Weil es nun einmal Schicksal des schaffenden Geistes ist, durch die gewinnsüchtige Mittelmässigkeit ausgebeutet zu werden, so setzte der Meister zur Bedingung, seinen Namen dem Tonzeuge aufzudrücken. Erhard war in einer Lage, daß er sich dessen nicht weigern konnte. Er entbehrte Arbeit und mußte alles gelten lassen, was man von ihm verlangte. Als das fragliche Klavier fertig war, wurde der Tonkünstler, für welchen der Jüngling es gearbeitet, durch den Erfolg so überrascht, daß er zweifelte, ob der Meister, bei welchem es bestellt war, der rechte Fertiger desselben sein könne. Um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, stellte er eine Reihe von Fragen, welche den Meister dermaßen in Verlegenheit setzten, daß er endlich die Wahrheit der Sachlage eingestehen mußte.

Dieser erste Erfolg, wie andere, welche derselbe nach sich zog, begründeten rasch den Ruf Erhards. Er war kaum 25 Jahre alt, als er schon in den ausgesuchtesten Gesellschaften zugelassen, allenthalben gerne gesehen wurde. Die Herzogin von Villeroy, eine Frau von ausgezeichnetem Geist, welche die Kunst liebte und förderte, entschloß sich, den jungen Meister durch Aufträge zu unterstützen. Seit lange hätte sie gern ein Tonzeug besessen; aber in löblichem Eifer für ihr Vaterland wünschte sie dasselbe von einem inländischen Meister. Sie frug daher bei ihrem Schützlinge an, ob derselbe sich der Arbeit unterziehen wolle, und fand, daß derselbe sich freudig dazu anbot. Innerhalb wenig Monden war die Arbeit vollendet. Trotz dem Mißtrauen, mit welchem dieses erste Tonzeug des jungen Elsassers in den Kreisen aufgenommen wurde, wo früher nur Erzeugnisse der ersten ausländischen Werkstätten glänzten, ward der junge Meister doch genugsam anerkannt. Alle, welche fähig waren, den Werth des Werkes zu erkennen, waren von demselben auch

eingenommen. Man unterwarf es den sorgfältigsten Prüfungen, verglich es mit den besten Erzeugnissen auswärtiger Werkstätten, und gelangte zum Schlusse, daß es in Hinsicht des Tones, wie in jeder andern, alles Bestehende übertreffe.

Von diesem Tage ab war Erhard der Mann des Tages, wollte jeder ein Tonzeug aus seiner Werkstätte besitzen. Die Zahl seiner Bestellungen war so groß, daß er die Eifersucht der Pariser Lautenmacher erregte, welche Handel mit ausländischen Tonzeugen trieben. Diese verklagten ihn, daß er sein Geschäft ohne die Ermächtigung ihrer Gilde ausübe, verlangten, daß seine aufblühende Werkstätte geschlossen werden solle. Kaum reichte der gesunde Sinn des damaligen Verwaltungsbeamten hin, eine so unbillige Forderung zurückzuweisen; ohne diesen wäre der junge Meister genöthiget worden, seine Verbesserungen fremden Ländern zuzuweisen.

Nach diesem günstigen obrigkeitlichen Bescheide, dem der damalige König Ludwig XVI. ebenfalls beistimmte, berief Erhard seinen jüngeren Bruder Johannes von Straßburg, und sah unter dessen Beistand sein Geschäft von Tag zu Tag wachsen. Seine Tonzeuge verbreiteten sich nicht nur in Frankreich, sondern gingen auch nach den Niederlanden und nach Deutschland. Im Jahr 1799 verkaufte sein Geschäftsführer in Hamburg allein über 200.

Durch rastloses, sinniges Arbeiten gelangte der Meister dahin, seine Tonzeuge immer mehr zu verbessern, sann dann weiter darüber nach, in einem großen Werke die Saitentonzeuge zu ersetzen; ein Werk, für welches sich der Altmeister Gretry so begeisterte, daß er es den tonkünstlerischen Stein der Weisen nannte.

Auch der Harfe nahm sich Erhard an, vervollkommnete durch Trittwerke deren Bau, erleichterte deren Spielart und gab ihr die vollen kräftigen Töne. Auf dem Festlande vermochte er freilich dieses schöne Tonzeug nicht wieder einzuführen, dafür

war aber sein Erfolg desto glänzender in England, wo er seit 1815 in London eine bald aufblühende Werkstätte errichtete.

Um 1823 erschien die letzte, die herrlichste Arbeit Sebastians, sein großer Flügel mit doppelten Anschlagsvorrichtungen, der seiner Wirksamkeit die Vollendung gab. Schon früher hatten seine Arbeiten auf jeder Ausstellung die goldene Denkmünze erhalten, jetzt wollte die Regierung den Mann höher auszeichnen, der Frankreich in dieser Hinsicht dem Auslande mehr als gleich gestellt hatte; gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion, mit welchem noch kein Arbeiter seines Gewerkes geziert gewesen war.

In seinen letzten Lebensjahren schuf Sebastian Erhard eines jener großen, oben angedeuteten Tonzeuge für die Kapelle der Tuillerien, das nach dem Urtheile mehrerer Tonfreunde, welche es in dem Saale Erhards zu hören Gelegenheit hatten, von großem Ausdrucke, von gewaltiger Kraft war. Er war gerade damit beschäftiget, das fertige Werk an seinem bestimmten Platze aufzustellen, als die Umwälzung von 1830 hereinbrach. In dem ersten Anlaufe gegen das königliche Schloß wurde das seltene Werk unbarmherzigerweise von dem unwissenden Haufen zerschlagen. Dieser Verlust ging dem alten Meister sehr nahe, er konnte das Werk nicht mehr von Neuem beginnen. Seit lange schon waren seine Kräfte von Siechthum untergraben, der obige Schlag löschte das Licht des schon geschwächten Lebens. Er starb am 5. August 1831 auf seinem Landhause La Muette bei Paris, wo er unter Kunstgenüssen seine fröhlicheren Tage verlebt, unter andern auch eine bedeutende Gemäldesammlung angelegt hatte. Erhard besaß in hohem Grade alle geselligen Tugenden, welche durch seine deutsche Gemüthlichkeit, die ihn in Paris nicht verließ, nur um so mehr emporgehoben wurden. Da er selber einen sehr steilen Lebenspfad geschritten war, nahm er sich um so mehr des ringenden Verdienstes an, und half manchem zum Durchbruche. Unter

seinen Schützlingen ist Adrian Boieldieu der bekannteste geworden.

Sein Tod veranlaßte allgemeine Trauer; besonders beweinten ihn seine zahlreichen Arbeiter. Diese ließen sein Brustbild auf gemeinschaftliche Kosten meißeln, und stellten dasselbe, ein rührendes Denkmal, auf seinem Grabe auf. Er war auch wirklich mehr der Vater als der Herr dieser Leute gewesen, hatte alle ihre Arbeiten stets geleitet, hatte belehrt, ausgebildet und ermuthiget, sich an Fortschritten erfreut und in schwierigen Zeitläuften nicht nur mit Rath, sondern auch mit seiner Börse unterstützt und gerettet.

Jakob Stainer.

Jakob Stainer ward geboren um 1620 zu Absam, einem kleinen Dörflein bei Hall, in Tyrol. Er war das Kind armer Eltern, lernte spielend über dem Hüten der Heerden, wie es so viele Tyroler üben, allerlei Spielwaaren und Geräthe in Holz schnitzen. Diese Waaren pflegte er dann in der Nähe und Ferne umherzutragen und zum Verkaufe auszubieten. Auf diesen kleinen Handelsreisen schaute sich der rührige Knabe stets fleißig um, damit er, jede andere Bildung entbehrend, das Schöne, was er irgend sah, mit sich heim tragen und es dort gelegentlich unter seinen Schnitzereien anbringen konnte. Er ward durch dieses Bestreben bald einer der geschicktesten Schnitzkünstler weit und breit, vermochte mit den Arbeitern des grödner Thales, welche als die Fertigsten in ganz Tyrol gepriesen sind, zu wetteifern. Auf einem weiteren Ausfluge kam Jakob (1634) mit seinen Waaren sogar bis Kremona, in Italien, und trat dorten zufällig in die Werkstätte

des weltberühmten Geigenmachers Antonio Amati. Die Arbeiten, welche der Knabe mit sich trug, gefielen dem kunstsinnigen Meister, und die mutterwitzigen Antworten erfreuten ihn dermaßen, daß er ihn zu sich ins Haus nahm und in seinem Gewerke unterrichtete. Der junge Tyroler hatte jetzt ein ruhigeres Leben, einen bleibenden Wohnsitz. Er half tüchtig und gerne in des Meisters Werkstätte, hatte dafür aber auch die Freude, mit seinem Gespielen, mit des Meisters Sohn, Nikolo, seinem nachmaligen Nebenbuhler, manches Nützliche und Bildende zu lernen. Nach den ersten Lehrjahren, in denen Jakob mehr nur handlangerte, wurde er auch in den wichtigeren Arbeiten unterwiesen, lernte er über dem Arbeiten auch die Geige als Tonkünstler behandeln; was nöthig war, um sich ein Urtheil über ein gefertigtes Tonzeug zu bilden. Die ganze Zeit über, welche er in Amati's Hause weilte, hatte er den größten Fleiß darauf verwendet, die Einrichtungen seines Meisters nicht nur zu fassen, sondern auch zu überdenken, jedes Urtheil der Kunstverständigen, deren er viele in der Werkstätte sah, nachzuwägen. Als er darauf später, sei es, weil er sich mit dem Meister überworfen, oder aus angebornem Triebe, nach seinen Heimatbergen zurückwanderte, begann er in seinem Heimatdörfchen selbstständig das erlernte Gewerke zu üben, alle die Verbesserungen des Geigenbaues auszuführen, über welche er nachgedacht und reden gehört hatte. Da er kein Vermögen hatte und sich kein Mensch um ihn bekümmerte, hatte er anfangs seine liebe Noth, stand er mit all seinem Fleiße um nichts besser als seine Landsleute, welche Kinderspielzeuge schnitzten. Zu Winterzeit baute er gewöhnlich Geigen, welche er während der schönen Jahreszeit von Stadt zu Stadt zu tragen pflegte, die er öfter, um nur Erlöse zu bekommen, zu 6 Gulden das Stück verkaufen mußte. Die Tyroler Geigen, über welche man Anfangs gelacht hatte, erwarben sich indessen bald Achtung weit und breit in der Runde, und so lag die Zeit nicht ferne, wo

Meister Stainer nicht nur ruhig an seinem Geschäfte bleiben, andern den Verkauf seiner Erzeugnisse überlassen, sondern auch Lehrlinge zu sich nehmen, Gesellen in seiner Werkstätte anstellen konnte.

Unter den tüchtigen Arbeitern, welche er bildete, war sein Bruder Markus, welcher sich später zu Lauten, in Oesterreich, niederließ, einer der Vorzüglichsten. Er selber mochte seine liebe Heimat nicht mehr auf Dauer verlassen, sowohl weil er mit allen Fasern seines Herzens darin festgewachsen, als auch, weil er sich das Holz zu seinen Geigen selber im Walde zu suchen pflegte. Er bezog dieses immer in Gleirsch, hinter dem Haller Salzberg, wo er sich vorzüglich das sogenannte Haselfichtenholz wählte.

Im Jahr 1669 hatte sein Ruf sich schon bis zur deutschen Hauptstadt Bahn gebrochen, ward er durch den Erzherzog Ferdinand Karl dem Kaiser Leopold I. empfohlen, von diesem zum Hofgeigenmacher ernannt. Von nun ab verbreitete sich Stainers Name über ganz Deutschland wie über die Nachbarlande, bekam der Meister seine Arbeiten, wie sie es verdienten, bezahlt.

Um darzuthun, wie hoch der Preis seiner Tonzeuge noch während seines Lebens stieg, mag folgender Beleg dienen. Graf Trautmannsdorf, Stallmeister am Hofe Kaiser Karls VII., kaufte eine Geige von Jakob Stainer, und bezahlte dafür auf der Stelle 35 Louisd'or harte Münze; ferner verpflichtete sich der Graf, dem Meister jeden Tag ein treffliches Mittagsmal zu reichen, ihm jedes Jahr einen neuen, mit Goldlitzen geschmückten Anzug zu liefern und dieser Gabe noch zwei große Fässer Bier beizufügen, ihm überdies noch jeden Monat einen Gehalt von 20 Franken zu gewährleisten, ihm jährlich 12 Körbe Obst und seiner alten Haushälterin eben so viel Körbe zu sichern. Da Stainer noch 16 Jahre nach diesem seltsamen Vertrage lebte, kann man annehmen, daß sich der Preis der

Geige, wohl der Lieblingsgeige des Meisters, ungefähr auf 22,000 Franken belaufen haben mag.

Der Glücksstern, welcher über dem fleißigen Geigenbauer so schön aufgegangen war, leuchtete indessen nicht lange; schon um 1670 litt der Meister an einer Gemüthskrankheit, welche seine Arbeiten sehr beeinträchtigte, und 10 Jahre später ward sein entseelter Leichnam seinen Vätern beigesetzt. Da er unverehelicht und kinderlos gestorben, verlor sich der Ruf der von ihm gegründeten Werkstätte bald; aber wohl nur aus dem Grunde, weil seine besseren Gehülfen keine Neigung hatten, im Gebirge zu bleiben, sich zerstreuten und in den Städten des Flachlandes ansiedelten. Auf diese Weise ist der Fortschritt, den er auf deutschem Boden anbahnte, nicht verloren gegangen, hat sich seine Kunst nach andern Gegenden Deutschlands, namentlich nach dem sächsischen Voigtlande gezogen, von wo aus Geigen aller Größe noch jährlich nach allen Richtungen der Windrose versendet werden.

Hans Blessing.

Hans Blessing ward geboren im Jahr 1803 auf dem Schwarzwalde, in der Gemeinde Kirnach bei Villingen, wo sein Vater die Trümmer eines mittelalterlichen Schlosses bewohnte. Dieser Vater Karl hatte mannichfache Schicksale erlebt; er war Zimmermeister gewesen, hatte als solcher reisend die Welt durchfahren, und unter andern auch Rußland besucht. In Rußland war der Zimmermann mit deutschen Uhrmachern bekannt geworden, hatte er Geschäfte für dieselben übernommen, durch diese Geschäfte Bekanntschaften in Petersburg bei Hofe gemacht. Obschon Karl von Hause aus gar keine Bil-

dung genossen, empfahl ihn hier die Gewandtheit, welche er durch seine Reise erlangt hatte, in der Weise, daß er zum kaiserlichen Uhrenaufzieher ernannt wurde. Das Schicksal, welches den einfachen Zimmermann so weit und so hoch geführt hatte, sollte bald wechseln. Die Umwälzung, welche 1792 in Frankreich erfolgte, fachte den Haß der Russen gegen die Fremden an, gab Veranlassung, dieselben ihrer Stellen und Aemter zu entsetzen; so daß auch Karl, der durch Bankbruch russischer Handelshäuser seine Ersparnisse verloren hatte, wieder arm und blos in seine Heimat zurückkehren mußte. Er zog mit ungebrochenem Herzen, und setzte sich durch Fleiß und Sparsamkeit bald in die Lage, sich eine Braut werben, sich häuslich einrichten zu können. Schon in Rußland hatte Karl versucht, selber Uhren zu machen, ja es war ihm sogar gelungen, Spieluhren, wie man sie damals kannte, zu fertigen. Er setzte jetzt dieses Geschäft mit Glück fort und erzog, als seine Söhne Jakob und Hans heranwuchsen, diese in demselben Geschäfte, bis er im Jahr 1818 das Zeitliche segnete. Beide Söhne waren damals noch nicht aus ihrem Heimatthale an der Donauquelle gekommen, hatten keine Bildung genossen, als die, welche die einfache Dorfschule gewähren, welche von Außen anfliegen konnte, aber durch inneren Trieb, durch fleißiges Nachdenken ersetzt wurde; so daß die jungen Arbeiter bald nicht nur den Vater, sondern alle Meister weit und breit übertrafen. Viel Dank schuldeten sie einem jungen Maler, ihrem Spielkameraden, Wilhelm Dürr und dessen Vater, welcher in Villingen Musiklehrer war, welche beide den Freunden die so nothwendigen allgemeinen tonlichen Kenntnisse beibrachten, sie zu einem geistigeren Leben ermunterten. Die beiden Brüder fertigten bisher, was sie von dem Vater fertigen gelernt, Schwarzwälder Holzuhren und Spieluhren ganz gewöhnlicher Art. Sobald aber das Geschäft ganz auf sie übergegangen war, begannen sie bei ihren Arbeiten den Fleiß zu verdoppeln und über

das bisher Uebliche im Gewerke gründlich nachzudenken und rastlos neue Versuche zu machen. Dieses stäte fleißige Nachdenken und Beobachten brachte die jungen Arbeiter bald weiter, als andere durch die Wissenschaft befähigte Männer gekommen waren, empfahl ihre Arbeiten, wo immer sie hin versendet wurden. Bald waren ihre Werke in Amerika und in Rußland gesucht, obgleich sie im deutschen Vaterlande sich noch wenig bekannt machen konnten. Das Geschick des Deutschen für die Tonkunst, sein Gefühl für diese freie Kunst, war wenig geeignet, die Vorzüge einer Flötenuhr anzuerkennen, wenn es nicht geradezu die Maschinenmusik verschmähte. Die beiden strebsamen Brüder sollte aber auch hier das Kunstgefühl mit ihren Werken aussöhnen. Sie brachten bald an ihren größeren Werken Tastenreihen an, welche gespielt werden können, wenn die Walze durch eine Feder zurückgesetzt worden ist; so daß nach Belieben dem Unkundigen die maschinenmässige Musik, dem Gebildeten aber die Töne erklingen, welche er eben anschlagen will.

Um die mannichfachen Tonfarben hervorzubringen, ließen sich die Brüder keine Versuche verdrießen; sie pflegten einen Theil ihrer Pfeifen in Holz, den andern in Metall herzustellen, führten nach und nach Zungenwerke ein, welche Schalmeien und derartige Tonzeuge ersetzten, suchten dadurch, daß sie die Pfeifen in Kasten stellten, welche sich öffnen und schließen, alle Tonstärke und Tonschwäche, wie sie nur von spielenden Künstlern hervorgebracht werden kann, zu erzielen. Durch andere Vorrichtungen im Maschinenwesen ermittelten sie überraschende Verzögerungen und Beschleunigungen in der Bewegung der verschiedenen Tonstücke, welche dergestalt eine freie geistige Auffassung zu erheucheln scheinen.

Unter all diesen Verbesserungen wurden ihre Arbeiten stets sorgfältiger, stets genauer, so daß ihre gewaltigen Maschinen, von denen manche an 12 — 14 Fuß Höhe haben, sich mit der

Genauigkeit einer Taschenuhr drehen, eine solche in ihrem Werke noch wohl übertreffen, indem sie außer den Tönen des fraglichen Stückes keinen Ton, kein Geräusch vernehmen lassen. Seit dem Jahr 1820 sonderten sich die Brüder in ihrer Arbeit von aller ihrer Nebenbuhler, wurden sie in derselben immer mannichfaltiger; seit dem Jahr 1840 stellten sie Werke auf, welche Erscheinungen boten, die man früher als märchenhaft bezeichnet haben würde. Sie gaben durch diese Tonzeuge nicht nur größere Kunstwerke großer Meister, sondern gaben diese Werke eben in den eigenthümlichen Tonfarben, gaben sie so, wie sie für die Tonbühne geschrieben sind, indem sie die verschiedenen Tonzeuge und ihre Wirkungen mit Glück nachahmten. Der Zuhörer erkennt alle Abschattungen, vom feinsten Saitengezitter der Geigen, vom künstlichen Triller bis zum kriegerischen Schmettern der Trompeten, bis zum Donner der Pauken. Von nun an genügten keine Walzer, keine kleinen Liedchen, welche früher von diesen Tonzeugen gehört worden waren; wurden größere Tonstücke der tüchtigsten Meister in getreuer Auffassung wiedergegeben. Die Eröffnungen (Ouverturen) zu den Mozart'schen Singspielen, jene zu Webers Freischütz, zum Oberon, später die Mendelssohn'schen Sätze Meeresstille und glückliche Fahrt, zum Sommernachtstraum, zur Fingalshöhle, wurden bearbeitet, alle Schwierigkeiten, welche sich bieten mochten, besiegt, zuletzt gar größere Synfonien von Beethoven (unter andern die in c-moll) für ein Moskauer Haus vollendet, und zwar so vollendet, daß der Zuhörer leicht zum Glauben bewogen werden kann, eine verborgene Tonbühne spielen zu hören. Durch Werke von 18 Fuß Höhe gewannen diese Tonzeuge eine Kraft des Tones, welcher bis dahin nur Kirchenorgeln fähig gewesen waren, und durch eine Menge von Walzen, die nacheinander eingesetzt werden können (zu einigen wurden deren 20 gefertiget), erhielten sie eine Mannichfaltigkeit, welche dem Aufwand an Ton entspricht; fällt das Langweilige weg, wel-

ches immerfort wiederholte Leistungen mit sich bringen müssen. Da der Künstler übrigens, wie schon oben angedeutet worden, eine Tasteneinrichtung angebracht findet, kann er jede Wiederholung gleich bannen. Wenn eine zu vier Händen eingerichtete Synfonie oder ein derartiger Auszug eines Singspieles von zwei tüchtigen Meistern vorgetragen würde, könnten sie eine mittelmäßige Tonbühne vollständig ersetzen; würden sie eine gute Tonbühne vielleicht an Genauigkeit und erfassendem Ineinandergreifen überflügeln, wenn auch das innere Leben der Tonwerke etwas darunter leiden dürfte. Aus diesem Grunde ist nicht abzusehen, welche Rolle später die Tonzeuge des Meisters zu spielen bestimmt sind. Sie könnten leicht einmal in der Tonkunst zu einer Verallgemeinung berühmter Kunstwerke in größerem Maßstabe beitragen, als diese durch den Flügel schon verallgemeint sind. Sie könnten, gegenüber dem Flügel, wenn man den Klavierauszug einem Kupferstiche vergleichen will, eine ähnliche Wirkung haben, wie der Gemäldedruck, wenn er sich je verwirklichen lassen dürfte, gegenüber dem Kupferstiche, äussern würde.

Goldarbeit.

Zu allen Zeiten und in allen Landen hat man getrachtet, dem Werthe edler Metalle noch den Reiz schöner Bildungen aufzudrücken, wenn man diese Metalle für den Hausbedarf oder für öffentliche Zwecke verwandte. Die alten Geschichtschreiber erzählen Wunderdinge von den Reichthümern an Goldarbeit in Aegypten, in Asien, in Griechenland und Rom, und die heiligen Bücher der Juden liefern uns ausführliche Beschreibungen von prachtvollen Gefäßen dieser Art. Im Mittelalter zeichneten sich deutsche und italische Meister in Bildungen edler Erze aus, schufen sie Prachtwerke in Kirchengefäßen und weltlichen Geschirren, die noch die Bewunderung der Kenner erregen, wie z. B. den Rappoltsteiner Humpen, welcher jetzt in der Münchener Sammlung aufbewahrt wird. Durch die Entdeckung von Amerika, bei welcher die Spanier in Merifo schon vorzügliche Goldschmiedearbeiten vorfanden, wurde das edle Erz in Europa häufiger, die Arbeiten mannichfaltiger. Zwar wich man von den edlen Formen und Muldungen, wie sie noch bei Albrecht Dürer, der auch Goldschmied war, als Goldschmied seine Laufbahn begann, ab, wandte sich wieder den griechischen und später einem unnatürlichen Geschmacke der Ueberladung zu; führte aber dafür die großartigsten Werke aus, wie sie in den Schatzkammern des Kreml in Moskau, des grünen Gewölbes in Dresden, den Sammlungen in Paris und andern Städten gezeigt werden.

Albrecht Dürer.

Albrecht Dürer der Aeltere, geboren 1427 im Dörfchen Eitas nahe bei Wardein in Ungarn. Sein Vater Anton Dürer, wahrscheinlich aus einem eingewanderten deutschen Geschlechte, das sich in dem Dorfe von Viehzucht nährte, kam als Knabe in das Städtlein Jula, diente dorten einem Goldschmiede und lernte von ihm Einiges von seiner Kunst. Später kehrte er wieder in seine Heimat zurück, wo er entweder sein Gewerk ganz vernachlässigte, oder es nur in sehr untergeordneter Weise zugleich mit ländlichen Geschäften betrieb. Jedenfalls scheint er aber so viel Uebung bewahrt zu haben, daß er seinen Söhnen den ersten Unterricht geben, diese in das Gewerk einführen konnte. Von diesen Söhnen bestimmte sich besonders der ältere **Albrecht** für die Goldarbeit; der zweite wurde später Sattler und der jüngste widmete sich dem geistlichen Stande. Albrecht ergab sich mit ganzer Seele dem Gewerke und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß er der beste Arbeiter in der weiten Runde war, daß er Alles nachzubilden vermochte, was ihm nur Schönes zu Gesicht kam. Zugleich machte der Jüngling Fortschritte im Zeichnen, ohne daß er eine gründliche Anleitung dazu gehabt hätte. Bald ließ der Eifer, etwas Tüchtiges zu lernen, sich in seinem Gewerke immermehr zu vervollkommnen, den Jüngling im väterlichen Hause nicht ruhen; er lag den Eltern so inständig an, daß sie ihn endlich mit ihrem Segen auf die Wanderschaft hinausließen.

Albrecht durchzog nun das Land seiner Sehnsucht, Deutschland, nach allen Richtungen, arbeitete in den größeren Städten bei den besten Meistern, und trachtete allenthalben, das Edelste der Kunstschätze zu sehen, sich nach denselben zu bilden. Nachdem er die reichen Städte des deutschen Südens durchwandert, zog er in die Niederlande, wo dazumal der Handel,

der Weltverkehr, den Gewerk- und Kunstfleiß auf eine Stufe erhoben hatte, wie sie nur selten in der Weltgeschichte erreicht werden mag. In Brüssel, in Gent, in Brügge, Mecheln und Antwerpen weilte der junge Goldschmied nun über 6 Jahre, und vervollkommnete sich nicht nur in seinem Fache, sondern arbeitete sich durch die Betrachtung tüchtiger Werke, durch den Umgang mit jungen Künstlern, mit jüngeren und älteren Werkmeistern zu einer höheren allgemein menschlichen Bildungsstufe empor. Mit dem Rufe eines tüchtigen und fleißigen Arbeiters, eines geschmackreichen, sinnigen Bildners kehrte er im Jahr 1455 nach dem deutschen Süden zurück, um sich dorten, seiner Heimat näher, einen eigenen Herd zu gründen. Auf dieser Fahrt kam der junge Künstler nach Nürnberg, wo er gleich in der Werkstätte des hochgeachteten Meisters Hieronymus Haller Beschäftigung fand. Er hatte die Arbeit nur übernommen, um einige Zeit lang von seinen Fahrten zu rasten; aber der Meister sagte ihm so sehr zu, kam ihm so liebevoll entgegen, daß er sich mit jedem Tage inniger an ihn schloß, daß er mehr den väterlichen Freund als den Meister in ihm schaute. Das Leben sowohl in dem Hause unter den Kindern des Goldschmiedes, als in der Stadt, in welcher damals ein Kreis strebsamer Meister aufwuchs, der sich mit der Blüte des Niederlandes messen konnte, ein Kreis, in welchen Albrecht bald freundlich gezogen und gefesselt wurde, heimte ihn so an, daß er an kein Weggehen mehr dachte. Zu allen Fesseln, welche Freundschaft und Kunst um ihn schlangen, kam bald noch eine neue, nicht minder starke. Er sah Barbara, die Tochter des Meisters, die er als Kind gehätschelt hatte, als Jungfrau heranwachsen, und unterhielt mit ihr das reinste und innigste Verhältniß. Der Meister, der dieses Verhältniß aus ganzer Seele billigte, gab den jungen Leuten seinen Segen, und half ihnen 1467 ihre häuslichen Einrichtungen treffen.

Sobald der junge Meister auf eigene Rechnung zu arbeiten

begann, machte er sich auch bekannt, sowohl was die Feinheit und den Fleiß der Ausführung, als die Schönheit der Erfindung betraf. Man suchte die aus seiner Werkstätte hervorgegangenen Werke in den Klöstern und für Kirchen, wie für die Tafeln reicher Edelleute und Kaufherrn der Reichsstädte zu gewinnen. Er wußte seine Humpen und Trinkschalen in Silber und Gold in den mannichfachsten Gestalten zu treiben und ihre Füße und Außenseiten zu verzieren mit Gebilden von mannichfachem Gewürme, von Thier- und Menschengestalten, oder mit den seltsamsten Schlingpflanzen zu umweben. Er verstand im Trammwerke (Filigranarbeit) die Fäden so zart zu verweben, sie zu allerlei Bogengebilden zu ordnen, wieder in Blattwerk ausschießen zu lassen, so fein und luftig, daß es sich im Anhauche zu bewegen schien. Doch beschränkte sich Albrecht nicht blos auf die Bearbeitung edler Erze, er wußte ebenfalls trefflich in Eisen zu schneiden, und fertigte Stempel zu Schaumünzen wie zu anderem Gelde, arbeitete viele Prunkwaffen und Verzierungen zu allerlei Gewehren, knetete in den Erholungsstunden schöne Obst- und Thierbildungen in Wachs, die dazumal sehr gesucht wurden. Mit den meisten damals in Nürnberg thätigen Künstlern, Kunstfreunden und Gelehrten, lebte er dabei in freundlichem Verkehr, ward von allen wegen seines regen Geistes, wegen seines tiefen kindlichen Gemüthes geschätzt und geliebt. Sebastian Lindenast der Bildner, Philipp Pirkheimer der Rathsherr, der Tonkünstler Hans Frei, der Münzmeister Hans Krug, der Orgelbauer Burkardt, der Maler Michael Wohlgemuth, und der Buchdrucker Anton Koberger gehörten zu seinem näheren Umgange.

Seine Gattin, mit welcher er in dem innigsten Verhältnisse lebte, schenkte ihm im Laufe der Zeit 18 Kinder, von denen aber nur 3 aufwuchsen, 3 Söhne, Albrecht, Hans und Andreas. Der ältere, Albrecht, geboren 1471, ward, nachdem er die Kinderjahre zurückgelegt hatte, von dem Vater mit aller

Liebe, mit aller Sorgfalt erzogen, und von ihm selbst in den mannichfachsten Geschäftszweigen unterrichtet. Der Vater dachte aus dem Sohne einen tüchtigen Goldschmied zu machen, und erlebte auch bald die Freude, daß er nicht nur fleißige Arbeiten unter seiner Hand hervorsprießen sah, sondern auch Gedanken und Erfindungen beobachtete, welche die seinigen in Schatten stellen konnten.

Einen bedeutenden Kummer empfand der Vater aber, als der ältere Sohn ihm erklärte, daß er nicht mehr bei dem so glänzend begonnenen Gewerke bleiben könne, daß es ihn mit aller Gewalt zur Malerkunst treibe. Er bedauerte die verlorne Zeit, liebte aber seinen Sohn zu sehr, um ihm und seiner Neigung Gewalt anzuthun, verschaffte ihm vielmehr nach kurzer Besinnungsfrist in dem Meister Wohlgemuth einen Lehrer, nahm dafür den zweiten Sohn zu sich ins Geschäft. In den 4 Jahren, die der junge Albrecht in der Lehre war, machte er so bedeutende Fortschritte, daß der Vater den großen Geist des Sohnes erkannte und seinen Entschluß zur Kunst segnete, ihm darauf auch ziemlich ausgedehnte Reisen erlaubte, um sich durch Vergleichung und Anschauungen höher empor zu bilden. Da der zweite Sohn Hans, der nachmalige polnische Hofmaler, sich nun auch der Malerkunst widmen wollte, ließ der Vater auch diesem freie Wahl, trachtete, sich in dem letzten Sohne einen Gehülfen zu erziehen, welcher auch wirklich bei dem Gewerke ausharrte. Als sein ältester Sohn Albrecht von seinen Reisen wieder nach Hause kam, als vollendeter Maler und Kupferstecher allgemein anerkannt wurde, trachtete er, denselben ins häusliche, bürgerliche Leben einzuführen, und ihn zu diesem Ende mit einer Bürgerstochter zu verehelichen. Er wählte die Tochter seines Freundes Frei, in der That eine schöne, häusliche und gebildete Jungfrau, welche der Sohn aus des Vaters Hand auch willig annahm. Leider aber paßte hier nicht Seele zu Seele, hatte er in der Wahl das Unglück des Sohnes, ja

dessen frühen Tod bedungen. Er feierte, keineswegs das Verhängniß ahnend, die Hochzeit um 1494. Die letzten Lebensjahre des alternden Meisters verflogen unter unausgesetzter Thätigkeit, gehoben durch stets wachsende Freude an den Erfolgen, die sein Sohn Albrecht erzielte. Er sah in ihm den großen Künstler, den Stolz seines Vaterlandes, und durfte sich gestehen, daß er zu dessen Vielseitigkeit wenigstens durch eigene Vielseitigkeit mitgewirkt hatte. Der Edelmuth des Sohnes, der sich an des Vaters edeln, reinen und sanften Gemüthe aufgebildet hatte, ließ diesen den Mißgriff, den er in der Brautwahl getroffen, nicht fühlen, verschwieg ihm das Unglück, welches damals schon des Malers Leben verbittern mußte. Im Jahr 1502 erkrankte er an der Ruhr, welche damals herrschte, und starb, von seinem großen Sohne gepflegt, am 24. Hornung.

Der stille Fleiß, die Sparsamkeit des Meisters häufte keine Schätze, reichte aber hin, ihn und die Seinigen zu nähren, ihm die Mittel zu bieten, um in der liebgewordenen Stadt sich einen bescheidenen, eigenen Herd zu gründen; durch die fromme Sorgfalt aber, welche der Meister der Erziehung seiner Kinder widmete, hinterließ er dem Vaterlande, der Welt einen Schatz, der unendlich fortwuchert, sein Andenken auf die spätesten Zeiten bringen wird.

Benvenuto Cellini.

Benvenuto Cellini, geboren in Florenz um das Jahr 1500, war im Laufe seines Lebens nach seiner Laune: Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Gold- und Waffenschmied; jedenfalls verdiente er den größten Ruhm durch die Zartheit und Feinheit der Verzierungen, mit welchen er die aus

seiner Werkstätte hervorgehenden Gefäße und Waffen schmückte, welche noch heute Prachtstücke der Sammlungen sind. Er hat uns seine Lebensschicksale eigenhändig niedergeschrieben, worin wir viel Anmuth, mit bedeutender Eitelkeit vermischt, finden. Sein Vater war ein armer Tonkünstler am toskanischen Hofe, der so erfreut vom langerhofften Glücke eines Erben war, daß er ihn Benvenuto, „den Willkommenen", nannte. Er selber erzählt, daß seine Geburt mit all den Vorzeichen begleitet gewesen, mit denen das abergläubische Volk die Geburt großer Männer zu schmücken pflegt.

Der Vater wollte ihn anfangs zum Tonkünstler machen; allein der heftige und eigensinnige Geist des jungen Mannes, der sein ganzes Leben hindurch anhielt, zeigte eine unüberwindliche Abneigung gegen diese Kunst, die er jedoch später im wunderlichen Wechsel der Laune wieder so lieb gewann, daß er die dringendsten Arbeiten verließ, um Tage lang nur Flöte zu blasen. Wie dem immer sei: die ersten Unterrichtstunden schienen ihm so unerträglich, daß er dem väterlichen Hause entfloh und nach Pisa ging, wo ihn ein Goldschmied, der seine herrlichen Anlagen entdeckte, aufnahm.

Erst nachdem er einer der geschicktesten Arbeiter des Jahrhunderts geworden, kehrte Benvenuto nach Florenz zurück; dann ging er nach Rom, wo er bald der Liebling Aller war. Selbst der Papst glaubte die Ausführung seiner zahlreichen Denkmünzen keinen gewandteren Händen, keinem tüchtigeren Meister, als ihm, vertrauen zu können.

In diesem Lebensabschnitte spielen die zahlreichen Abenteuer des berühmten Meisters, die wir hier nicht erzählen können, weil sie zu sehr auf ein anderes Feld hinüberschweifen. Der kräftige, zügellose und launenvolle Mann gab sich ohne Rückhalt seinen Leidenschaften hin, er verlachte alle Behörden, alle sittlichen Bande, wußte die geschickt zu treffen, welche öfter ihm mit dem Dolche in den Weg traten. Einmal ward

er sogar im eigenen Hause belagert, als die Diener des Rechtes ihn ob solcher Vergehen ergreifen wollten.

Nach allen kecken Streichen, die heutzutage für Verbrechen gehalten würden, welche er aber in seinen Denkwürdigkeiten als höchst ehrenvolle Thaten erzählt, mußte er sich eine Zeit lang verbergen. Endlich erhielt er aber ob seiner Kunst wieder Verzeihung für die Missethaten, die in damaliger Zeit der Gewalt nur zu gewöhnliche waren. Einmal diente Cellini sogar als Söldner und zwar dem Papste Clemens VII., der ihm die Engelsburg, wohin dieser sich geflüchtet hatte, gegen den Herzog von Bourbon zu vertheidigen auftrug. Der Künstler unterzog sich dieser Aufgabe in der Weise, als ob er unter den Waffen aufgewachsen wäre. Er soll selber die Kugel, welche den stürmenden Herzog tödtete, abgeschossen haben.

Nach vielfachen Reisen kam er über Neapel, Florenz, Venedig auch nach Paris, wo ihn aber die Anerbietungen des Königs (Franz I.) nicht fesseln konnten. Er kehrte bald nach Rom zurück und brachte dort, unzufrieden und launig wie er war, seinen Gönner Papst Paul III. durch seinen Leichtsinn dermaßen auf, daß derselbe ihn einsperren ließ. Die Schilderung seiner Verzweiflung, da er sich seiner Freiheit beraubt sah, und die Versuche, die er zur Selbstbefreiung machte, bilden wohl den ansprechendsten Theil seiner Aufzeichnungen. Endlich erhielt er durch Vermittlung des Königs Franz seine Freiheit wieder, ward von diesem nach Frankreich berufen und erhielt dort das Schloß Nesle zu seiner Wohnung.

Benvenuto machte sich auch in Frankreich durch sein stolzes und rücksichtsloses Benehmen zahlreiche Feinde und schied daher um 1545 wieder in sein Vaterland. Für den Herzog Cosmo von Toskana goß er dann seine berühmte Bildsäule des Perseus.

Die Greisenjahre Benvenuto's waren nicht glücklich; die zahlreichen Nebenbuhler verfolgten ihn, füllten sein Leben mit

Bitterkeit. Er starb 1571 und hinterließ den Ruhm, einer der gewandtesten Meister und Künstler seiner Zeit gewesen zu sein.

Jakob Friedrich Kirschstein.

Jakob Friedrich Kirschstein oder Kirschenstein ward geboren am 25. Mai 1765 zu Straßburg, wo sein Vater wie sein Großvater sich schon als geschickte Goldarbeiter und Bildner bekannt gemacht hatten. Schon sein Urgroßvater, eines Försters Sohn aus der Mark Brandenburg, der in Berlin das Goldarbeitergewerke erlernte, hatte sich in Straßburg eingerichtet, und zwar in demselben Hause, wo später die Arbeiten des Urenkels bewundert werden sollten. Friedrich ward durch eigene Wahl, wie durch das in seinem Hause waltende Beispiel bestimmt, sein Gewerke, seine Kunst weiter zu vererben; sein Vater nahm ihn daher, als er sich die nöthige Schulbildung rasch angeeignet hatte, mit seinem jüngeren Bruder in die Werkstätte auf und leitete ihre Arbeiten. Er war damals in sein 20stes Jahr getreten. Die beiden Jünglinge arbeiteten mit wachsendem Wetteifer, halfen sich einander wechselseitig deutsche und französische Bildung aneignen, auf welche sie angewiesen waren. Leider sollte Friedrich bald den Verlust des Bruders betrauern, der in der Blüte der Jugend durch den Tod hingerafft wurde. Bald nachher machte Friedrich die Bekanntschaft des jungen Fürsten Max von Zweibrücken, des nachmaligen Königs von Baiern, der dazumal im französischen Heere diente und in Straßburg wohnte. Der leutselige Fürst besuchte oft die Werkstätte des Vaters, und fühlte sich zu dem jungen Lehrlinge besonders hingezogen. Ehrenvoll für den

Fürsten wie für den Arbeiter ist es, daß das Verhältniß von Dauer war, daß sich die Männer in späteren Jahren öfter in Baden sahen; daß Kirschstein und seine Kunstfertigkeit vom Könige nach allen Richtungen hin empfohlen wurde, stets die lebendigste Aufmunterung erhielt.

Jakob Friedrich arbeitete wacker und mit Erfolge, als mit einem Male die französische Staatsumwälzung hereinbrach. Diese gewaltige Erschütterung, welche so viele junge Leute aus einer friedlichen Laufbahn hinausriß und zu Helden machte, hätte auch bald Friedrich auf ein anderes Feld gerufen. Er hatte sich schon mit tausend andern in die Reihen der Freiwilligen einschreiben lassen, als es den Bitten des Vaters gelang, die einzige Stütze des Hauses und Geschäftes sich zu erhalten. Blieb er aber auch daheim, folgte der junge Mann doch im Geiste dem Zuge der Ereignisse und erwies sich immer warm und aufopferungsfähig für die Sache der Freiheit und Vermenschlichung. Seine Mitbürger, welche seine Gesinnung kannten, wählten ihn daher später auch zum Hauptmanne in der Volkswehr, in welcher sein Großvater einer der höheren Befehlshaber war.

Einige Jahre hindurch arbeitete Friedrich an der Seite seines Vaters, bis dieser sich von dem Geschäfte gänzlich zurückzog, dem Sohn den alleinigen Besitz des ererbten Geschäftes und Hauses überließ. Anfangs setzte er sein Geschäft fort, wie er es ererbt hatte, befaßte sich mit den Gegenständen, wie sie der tägliche Gebrauch wollte, führte nur zuweilen bei reicheren und wichtigeren Werken Schmuck im Bildwerk aus. Wenn er sich auch damals schon in Ausarbeitung einiger Bronzeplatten versuchte, blieb er doch selber über die künstlerische Kraft, welche ihn beseelte, im Unklaren. Nur durch die Gelegenheit sollte diese zu seinem Bewußtsein gelangen.

Im Beginne des neuen Jahrhunderts, besonders in den Jahren 1804 und 1805 hatten die ewigen Kriege seinen Absatz

und seine Bestellungen in der Weise gemindert, daß der Meister seine Zeit nicht mehr durch die gewöhnlichen Arbeiten ausfüllen konnte. Um nicht zu feiern, begann er kleine Bildwerke in Erz zu meißeln, und hatte dergestalt sein wahres Feld gefunden.

Kirschstein hatte Sinn und Gefühl für Natur, war Freidenker in Kirchensachen, war ein inniger Verehrer des Schöpfers in seinen Werken, anbetete ihn auf Berghöhen, in der Tiefe heiliger Haine. Von seinem Jünglingsalter bis in seine letzten Tage blieb er selten einen Sonn- oder Festtag in der Stadt. Er pflegte hinaus zu eilen, über die Ebene in den Wasgau oder in den benachbarten Schwarzwald, deren Thäler und Schluchten ihm alle bekannt waren, in denen er sich sammelte, erholte und zu neuer Arbeit kräftigte. Er ging dann gerne mit seiner Flinte, von seinem getreuen Hunde begleitet, auf die Jagd, erspähte im Dickicht die Spur des Ebers und des Hirsches. Gar zu oft traf es sich aber, daß der Meister den Jäger bewältigte, daß Friedrich, wenn das Reh vor ihm spielte, wenn der Hirsch prächtig einherschritt oder der Eber vor ihm vorüberbrauste, sein Rohr absetzte, er nur Auge hatte für den Reiz der Formen, daß er zum Stifte griff, sich diese auf Papier zu fesseln. Die Jäger verspotteten ihn ob dieser Abenteuer; aber die Freunde gewannen ihn darum so lieber, sahen ihn sich dadurch in seinen Kunstbestrebungen vervollkommnen. Im Laufe der Zeit verzierte der Meister seine Gefäße mit den herrlichsten, den feinsten Gebilden, arbeitete in das starre Erz die zierlichsten Landschaften, meistens Walddickichte, in denen die Jagd oder das Gewild vorherrschte. Der Baumschlag war so fein, mit solcher Liebe ausgearbeitet, daß das Laub zu zittern, daß die Thiere zu athmen schienen. Unter dem Gesange einfacher Volkslieder arbeitete der Meister in seiner Werkstätte, oft umgeben von Freunden und schaulustigen Fremden, mit denen er sich über der Arbeit gerne zu unterhalten pflegte. Als ihn einmal einer dieser Fremden ob des Fleißes

bewunderte, den seine Arbeit erheische, entgegnete er ihm: „Lieber Herr, um ein Dutzend Löffel zu fertigen, wie Sie eben mir abgekauft, dazu will's Geduld, nicht aber um solche Gebilde zu meißeln."

Um 1807 hatte Kirschstein das Unglück, seine Gattin zu verlieren. Der Verlust war so schmerzlich, daß seine Verwandten, besonders der geistvolle Prediger Oberlin, alle Sorgfalt aufzuwenden hatten, ihn zu beruhigen. Nur durch unausgesetzte Arbeit gelang es dem Meister, seines Kummers Herr zu werden.

Im Jahr 1809, als Napoleon Straßburg besuchte, ward ihm der Auftrag, die Stadtschlüssel, die dem Herrscher als Huldigungszeichen überreicht werden sollten, mit Adlern zu verzieren.

Gegen Ende des Jahres 1810 trat der Meister zum ersten Mal vor der großen Welt mit seinen Arbeiten auf, verließ er zum ersten Male seine Vaterstadt, um die Pariser Ausstellung zu besuchen. Er selber stellte zwei große gearbeitete Erztafeln, welche Jagden vorstellten, und 9 kleinere schaumünzenartige Arbeiten aus. Kaum war aber der Meister wieder daheim angelangt, als er die traurige Nachricht erhielt, daß 3 seiner Schaumünzen am hellen Tage aus der Ausstellungshalle gestohlen worden seien. Bald darauf kündigte ihm ein zweites Schreiben auch den, durch Einbruch bewirkten Diebstahl seiner zwei großen Goldtafeln an. Alle Versuche, die Diebe zu entdecken, die werthvollen Gegenstände wieder aufzuspüren, blieben vergeblich und der Meister sah sich der Früchte seines Fleißes, sah sich seiner Auslagen beraubt. Zwar wurde ihm von Seiten der Regierung Hoffnung gemacht, daß sein Verlust durch Bestellung glänzender, auf die Taufe des Königs von Rom bezüglicher Gegenstände ausgeglichen werden sollte; aber diese Tröstungen blieben so eitel und fruchtlos, wie die Nachforschungen nach den verschwundenen Kunstsachen.

Indessen war das Unglück nicht ganz ohne günstige Folgen für den Meister. Durch die öffentliche Besprechung der Ausstellung waren auch Kirschsteins Verdienste gewürdiget worden, durch das räthselhafte Verschwinden seiner Kunstwerke unter so seltenen Umständen wurden die Augen von ganz Europa auf den kunstreichen Meister gerichtet. Von dieser Zeit an wurde seine bescheidene Werkstätte von Gönnern aller Zungen besucht, erhielt er Aufträge nach allen Richtungen hin, und bald war sein Name in der ganzen gesitteten Welt bekannt. Auch erkannte die Stadt Straßburg die Verdienste ihres Sohnes an und nahm seine Kräfte in Anspruch, so oft es galt, irgend einen Bürger durch ein Weihegeschenk auszuzeichnen. So trug ihm die Stadt 1814 zwei kostbare, mit Flachgebilden geschmückte Gefäße auf, zu denen der Bildhauer Ohnmacht, Kirschsteins vertrauter Freund, die Entwürfe geliefert hatte. Eines dieser Gefäße war zum Geschenke für Bürgermeister Brackenhofer, das andere für den Präfekten Lezay-Marnesia bestimmt.

Unter die ausgezeichneten Arbeiten gehört ferner ein prächtiger Becher, der (1824) von dem russischen Fürsten Narischkin angekauft wurde; eine Goldplatte und ein Gefäß (1816), beide mit Jagdauftritten geschmückt, welche vom russischen Grafen Panin erworben wurden; ein Gefäß mit einer antiken Löwenjagd, vom Londoner Kaufherrn Labouchères erstanden; zwei Silberplatten, „der Hirsch in Ruhe" und „der gejagte Hirsch", welche (1831) in den Besitz des in Straßburg anwesenden kunstverständigen Königs Ludwig Philipp übergingen, der von des Meisters Arbeiten ganz entzückt war.

Um 1822 unternahm Kirschstein eines seiner großartigsten Werke, ein großes Goldgefäß, ganz mit reichen Bildwerken bedeckt, umgeben von einem silbernen Fries, auf welchem er den berühmten Zug Alexanders nach Thorwaldsen nachbildete. Das Gefäß ward, sowohl was die Reinheit der Verhältnisse, als die Zierlichkeit der Ausführung und die Reinheit der Zeich-

nung betrifft, eines der schönsten Werke der Neuzeit; der Meister arbeitete während dreier Jahre daran und vollendete es erst 1825.

Er hatte jedoch nicht seine ganze Zeit demselben ununterbrochen gewidmet, sondern über den größeren noch manche andere Werke von Bedeutung unternommen; unter andern um (1821) ein Gefäß zu vollenden, welches sich noch im Hause des Meisters befindet. Um 1823 fertigte er ein Gefäß, welches eine Gesellschaft Elsasser dem wackern Weibel der Volkswehr, Mercier, verehrte, welcher sich geweigert hatte, die Hand an den muthigen Volksredner Manuel zu legen. Ein zweites Gefäß arbeitete er in selbem Jahr für den ehrenwerthen Volksvertreter Köchlin, nachdem derselbe seiner Haft entlassen wurde. Als Kirschstein im Mai 1825 nach Paris reiste, dort sein großes Gefäß auszustellen, wurde er dem damaligen Könige Karl X. vorgestellt, hörte er von demselben, wie von allen Kunstkennern, viel Schmeichelhaftes über seine Arbeit, konnte aber zu keinem Abschluß eines Kaufes gelangen, vielleicht weil er durch seine Arbeiten für die Volksmänner der Hofpartei gehässig geworden war. Er kehrte mit seinem Meisterstücke, dessen Werth er laut eigenem Befundverzeichnisse auf 25,000 Franken schätzte, in seine Werkstätte nach Straßburg zurück, und behielt es bis an das Ende seiner Tage. Als ihn einst ein fremder Tonkünstler fragte, was ihm die Stoffe gekostet, aus denen er dieses Werk gefertiget, antwortete er durch die Gegenfrage, „was das Papier koste, auf welchem der Tonkünstler seine Tonschöpfungen entwerfe?"

Die Volkserhebung des Jahres 1830, welche der gesinnungstüchtige Meister mit Jubel begrüßte, nahm seine Kräfte wieder mehrfach in Anspruch. Die Stadt trug ihm einen Ehrenbecher auf, mit welchem sie ihren wackern Bürger Lichtenberger beschenken wollte. Gleicherweise arbeitete er 1837 ein großartiges Gefäß für die Stadt, mit welchem diese das Stre-

den ihres alten Bürgermeisters Friedrich von Türkheim anerkannte. Dieses schöne Werk trug auf einer Seite das Bildniß des Gefeierten, auf der andern die Inschrift in einem prächtigen Siegerkranze.

Bei Gelegenheit der großen Kunst- und Gewerbeausstellung von 1834 stellte Kirschstein sein großes Gefäß, zwei Jagdstücke und mehrere kleine Schaustücke aus, und ward mit einer goldnen Denkmünze ausgezeichnet; noch größere Freude erlebte der Meister in seinem Sohne, der unter seiner und Ohnmachts Leitung zum Bildhauer herangewachsen und ebenfalls für seine Werke mit gleicher Auszeichnung bedacht worden war.

Kirschstein war zu einem bedeutenden Alter gelangt, ohne dessen Gebrechlichkeit zu kennen. Zwar war er um 1820 einmal gefährlich erkrankt, hatte aber sich rasch wieder erholt, daß er bald seine gewöhnlichen Arbeiten wieder aufnehmen, bald wieder in seine Lieblingsgebirge ziehen konnte. Im Winter 1836 auf 1837 erschütterte aber die Grippe seine kräftige Gesundheit auf besorgliche Weise. Jedoch auch dieses Mal erholte er sich, bis er im Frühling 1838 von einer Augenentzündung befallen wurde, in Folge deren er einige Monden das Zimmer hüten mußte. Als das Uebel einigermaßen nachgelassen hatte, bezog er das Thal von Bar, dessen malerische Schluchten ihn stets entzückt hatten. Er wurde dorten vom Schlage gerührt, und starb an dessen Folgen am 4. (Juni) Brachmonat.

Als Mensch war Kirschstein rechtschaffen und edel, für alles Schöne und Gute erglühend, als Meister seiner Kunst stand er einzig da. Die geschmackvollen, zarten, haarfeinen und frischen Gebilde, die er in Gold und Silber zu zaubern wußte, erreichten das Schönste und Gediegenste, was alle Zeiten geleistet hatten, ohne daß der bescheidene Meister sich dieses selber gestehen wollte.

Erzgießerei.

Fast so alt als das Schmiedegewerke ist die Behandlung der Metalle durch den Guß. Griechen und Römer verstanden die Kunst und fanden noch größere Meister in den keltischen Völkerschaften, welche das heutige Deutschland und Frankreich bewohnten, welche den später auf diesen Landstrichen blühenden Völkern die Kunst ihrer Metallmischungen vererbten. Zu den großartigsten Gegenständen, welche im Mittelalter gegossen wurden, gehören die Glocken. Sie scheinen schon in der deutschen Heidenzeit, nach alten Sagen, im Schwange gewesen zu sein, um der Gemeinde das Versammlungszeichen zu geben; scheinen aus dem aufgehängten Heerschilde, der mit dem Priesterhammer gerührt wurde, entstanden zu sein. Die ältesten größeren Glocken, z. B. eine, welche um 700 in Köln in einem Sumpfe gefunden wurde, waren aus mehreren geschmiedeten Stücken zusammengeniethet; aber schon mit dem Beginne des 8. Jahrhunderts gab es größere gegossene Glocken in Deutschland, die von da ab immer großartiger und künstlicher ausgeführt wurden. Die Glockengießer versuchten sich natürlich auch in andern Gußwaaren, fertigten von dem Jahr 1340 ab, besonders in Nürnberg und Augsburg, auch vielfach Geschütze, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit Kannen Kanonen, wegen der künstlichen Gußformen, die ihnen die Laune des Meisters bald zu geben wußte, Karthaunen, Schlangen, Drachen, Falken

und Basilisken genannt wurden. Daß die Glockengießer nicht selten noch künstlichere Werke schufen, mag das Leben des herrlichen Meisters Vischer darthun.

Peter Vischer.

Peter Vischer ward geboren um 1470 in Nürnberg, in welcher Stadt seine Eltern ehrliche, aber keine reiche Bürger gewesen zu sein scheinen. Nachdem er einige Schulbildung genossen, ward der Knabe zu einem Gelb- und Glockengießer in die Lehre gegeben. Nürnberg war damals eine der ersten Kunststädte Europa's; regte den Knaben, den Jüngling nach allen Seiten an, daß er nicht nur in seinem Handwerke rasche Fortschritte machte, sich einen Ueberblick über das Gewerkwesen im Allgemeinen verschaffte, sondern auch das Schöne schätzen und ehren lernte. Von Malern, mit denen er Umgang gepflogen, hatte er viel reden gehört über die herrlichen Werke, welche in Italien anzutreffen, von den Denkmalen der Römer und Griechen, wie von denen, welche neuere Künstler frei schaffend gebildet. Bis dahin hatte er nur Klingeln, Mörser und Glocken gegossen, hatte er zwar versucht, deren Formen nach allen Kräften zu verschönern; aber von nun an stellte er sich höhere Lebensaufgaben, wollte er die gepriesenen Kunstwerke sehen, um, durch dieselben entzündet, ähnliche hervorrufen zu können. Als er daher seine Lehrzeit hinter sich hatte, ging er hinaus auf die Wanderfahrt, zog er als Wanderbursche durch Deutschland, durch die Schweiz und Italien, sah allenthalben sich das Schöne, das Denkwürdige an, zeichnete, versuchte sich im Bosseln und arbeitete in verschiedenen Gießereien mit dem besten Erfolge. Die alterthümlichen Denk-

male, die um diese Zeit in Italien wieder nach Würden geschätzt wurden, das jugendliche Kunstleben, welches über dem alten erblüht war, läuterte den Geschmack des jungen Mannes, brachte seine Gedanken, seine Vorstellungen zum Durchbruche.

Nach mehreren Jahren einer erhebenden und bildenden Wanderschaft kam er frisch und lebensmuthig in seine Vaterstadt zurück, wo er sich häuslich niederließ und eine Werkstätte als Gelb- und Glockengießer errichtete. Das Unternehmen ward von dem günstigsten Erfolge gesegnet. Jedes Stück, welches aus dem Gusse des Meisters hervorging, zeichnete sich durch Eigenthümlichkeit, durch Gefälligkeit der Formen aus, zog ihm die Fülle von neuen Bestellungen zu. Der junge Meister hatte bald sich eine Zahl rüstiger und rühriger Arbeiter herangezogen, die mit Leichtigkeit das ausführten, was er entworfen hatte, deren Hülfe ihm Muse ließ, auf dem so schön betretenen Pfade fortzustreben.

Bald wurde die Werkstätte Vischers im Inlande, im Auslande bekannt, seine Werke geschätzt und gesucht, ergingen an ihn Aufträge, welche über das gewöhnliche Handwerk hinüber reichten, welche tief das Gebiet der Kunst durchdrangen. Dadurch wurde die Werkstätte der Sammelplatz der Nürnberger Kunstsinnigen; ein Heiligthum, das jeder Fremder, der Nürnberg besuchte, sehen mußte.

Vischers Gattin schenkte dem wackeren Meister 5 Söhne, Hermann, Peter, Hans, Paulus, Jakob, die bald auch in des Vaters Fußstapfen traten, in der Gießhütte wacker mitarbeiteten und ihm die größeren Werke ausführen halfen. Unter diesen nimmt das berühmte Grab des heiligen Sebald in der Sebalduskirche in seiner Vaterstadt eine der ersten Stellen ein. Bei der außerordentlichen Menge von Figuren, welche an diesem Kunstwerke angebracht sind (außer den 12 Aposteln und den Kirchenvätern zählt das Denkmal 72 Bildsäulchen), entfaltete er eine so reiche Abwechslung der Stellung und Bewegung, einen

solchen Adel und Ausdruck in den Köpfen, solche Geschicklichkeit in dem Faltenwurfe, dazu solche Reinheit des Gusses in dem ganzen Werke, daß es mit den edelsten der alten und neueren Kunstwerke verglichen werden kann, ja viele derselben weit übertrifft. Es wurde im Jahr 1519 vollendet.

Wie Herrliches der Meister leistete, so trachtete er doch stets noch nach höherer Vollendung, und übte sich noch im höheren Alter mit seinen Freunden, den Steinmetzen Adam und Sebastian Lindenast, im Zeichnen.

Unter seine schönsten Werke gehört ferner das gegossene Erzbild Apollos, welches er für einen Brunnen seiner Vaterstadt fertigte, das nun im Schlosse daselbst aufbewahrt wird; gehört das herrliche Gitter für das Rathhaus, welches leider 1809 als altes Erz umgegossen wurde. Ueber letzterer Arbeit überraschte ihn der Tod im Jahr 1530. Er war ein Mann von ächt deutscher Gesinnung, den Edelsten seiner Zeit befreundet, und wirkte für die Kunst wie für die Gewerkthätigkeit auf Dauer.

Töpfer und Glaser.

Die Kunst der Töpfer verliert sich in das graueste Alterthum aller Völker. Die Natur scheint, wenn sie im Sommer Wasserbecken austrocknet, indem sie die thonige Unterlage des Wassers in schalenartige Gebilde verwandelt, die Lehrerin der Völker gewesen zu sein. Auch die Töpferscheibe verliert sich bei den alten Griechen, bei den alten Deutschen, in die unvordenklichen Zeiten. Während der Blütenzeit der griechischen Kunst erreichte auch das Töpferwesen eine Höhe, die später nie mehr übertroffen wurde. Alle Kunstkenner bewundern den Reichthum, die Mannichfaltigkeit und die Schönheit der verschiedenen Bildungen, bewundern die Zierrathe, welche die einzelnen Gefäße auszeichnen. Und doch ist nur ein kleiner Theil von dem Reichthum jener Zeit auf uns gekommen, viel von dem Herrlichsten gewiß auf immer zu Grunde gegangen. Die vorzüglichsten Werkstätten der alten Töpferei waren auf der Insel Samos, in Athen und Korinth. Unter den ausgezeichnetsten Meistern der Blütezeit nennt man Hüperbios und Dibudates, beide Korinther. Mit den griechischen Niederlassungen kam die Töpferkunst nach Sizilien, Italien und Gallien; bildete sich die etrurische Töpferkunst, welche später durch die erobernden Römer Ausbreitung erhielt. Demaratus, der Vater des älteren Tarquinius, soll selber ein Töpfer gewesen sein. Daß die Urdeutschen, ja die Kelten, die Töpfer-

scheibe gekannt, schon eine bedeutende Mannichfaltigkeit der Formen, die Kunst des Brennens und Verglasens oder Ueberglasens gekannt, ist durch die Aufgrabung der Hühnengräber außer Zweifel gesetzt. An den alten Grabgefäßen bemerkt man eben auch schon den Keim der Verzierungen, welche die Gefäße des Mittelalters auszeichnen. Besonders am Rheine scheinen ausgezeichnete Werkstätten bestanden zu haben, aus welchen die Menge schöner Kannen, Krüge, Becher, Tummler, Humpen und anderer Gefäße mit Flachgebilden, Einritzungen und Malereien verziert hervorgingen, die jetzt unsere Sammlungen schmücken. Eine neue Gestaltung brachte der spanische Mönch Roman Pano 1496 aus Domingo nach Europa, die Tabakspfeife, die bald vielfach nachgeahmt wurde. 1621 legte König Jakob I. in England eine Werkstätte an, aus der sich etwas später eine ähnliche in Holland erhob, welche lange Deutschland mit Pfeifen versorgte. Portugiesische Kaufleute brachten zuerst die feine sinesische Töpferwaare nach Europa, die sie nach einer Seemuschel, mit welcher sie Stoffähnlichkeit hatte, Porzellan nannten.*) Diese Gattung Waare heißt in Sina eigentlich Kaolin oder Petuntse. Zufällig erfand Böttcher in Sachsen die Zusammensetzung dieses edeln und schönen Stoffes, und gründete dann die große Werkstätte in Meißen, nach welcher später die, auf Reaumurs Forschungen gestützte Werkstätte in Sevres bei Paris, die Berliner, die englische des Töpfers Wedgewood sich bildeten.

Bei dem Aufschwunge, den die bildende Kunst in jüngsten Jahren genommen, ist auch die Töpferei wieder über die Anforderungen des Hausbedarfes gestiegen, hat besonders sich durch des großen Baukünstlers Schinkels Einfluß in Berlin gehoben, wo der Kachelmacher Feilner die herrlichsten Bau-

---

*) Die Muschel heißt, ob ihrer Aehnlichkeit mit einem Schweinerücken, porcella (Schweinchen).

zierrathe aus Thon fertigte. Ebenso entschiedene Verdienste um die Töpferei haben die Herren Boch und Buschmann zu Mettlach an der Saar, unweit Trier, welche die schönen mittelalterlichen Formen wieder bei Kannen und Krügen einführten und so den Ruf des Rheinlandes für diese Erzeugnisse wiederherstellten.

Das Glas, minder alt als die Töpferwaare, wird fönikischen Seefahrern zugeschrieben, welche es zufällig erfanden, und zwar dadurch, daß sie, indem sie am Meeresufer ein Feuer schürten, bemerkten, wie der feine Sand, welcher von Kali durchdrungen war, zu einer durchsichtigen Masse zusammenschmolz.

Die älteste Glashütte, von welcher die alten Schriftsteller reden, war in Diospolis, der Hauptstadt der ägyptischen Thebais. Nach Rom kam die Kunst des Glasmachens erst unter Tiberius. Bald befanden sich auch Glashütten in Italien, aus denen mannichfache Geräthe hervorgingen, selbst Glastafeln, obschon man dieselben noch nicht für Fenster anwandte. Verbürgte Nachrichten von letzterer Anwendung finden sich erst im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Aus Italien siedelte die Kunst in das Frankenland über, nach Deutschland und Gallien, und aus dem Frankenlande kam sie 673 nach England, wo fränkische Künstler die Abtei Wiremouth erbauten, die Fenster mit Glase schmückten. In Wien hatten nach Aeneas Sylvius 1458 schon alle Häuser Glasfenster; in Frankreich hatten aber im 16. Jahrhundert zwar alle Kirchen, aber nur wenige Wohnhäuser, diese Bequemlichkeit. Die Glasmalerei ist älter, als man vermuthen mag. Schon Tutilo von St. Gallen (900) gab in seinem Werke Anleitung zu der herrlichen Kunst.

Vor dem 11. Jahrhundert war aber die Malerei mehr nur Stichtung, Zusammensetzung farbiger Stücke (Musivarbeit oder Mosaik), nach dem 11. Jahrhundert aber wirkliche Malerei,

welche durch die Erfindung der Glasschmelze im 14. Jahrhundert erst völlig ausgebildet wurde. Unter den älteren Meistern, die am Kölner Dome thätig mitwirkten, verdient Meister Heinrich (1350) und Eberhard von Neuß (1370) ein dankbares Andenken. Jakob Deutsch und Albrecht Dürer bezeichnen die Höhe der Kunst in Deutschland, wie Heinrich Mellein in Bourges, Angerand Leprince in Beauvais in Frankreich, Abram Diepenbecke in den Niederlanden und der Niederländer Bernhard von Linge in England. Vom 17. Jahrhundert an zerfiel die Kunst allgemach, war auf dem Festlande wenigstens ganz verschollen, lebte vielleicht in England nur noch schwach fort, als sie im 19. wieder durch Helmle in Freiburg und Siegmund Frank in Nürnberg von Neuem geschaffen wurde.

Bernhard Palissy.

Bernhard Palissy ward geboren 1499 bei Biron, einem Dorfe nahe der alten Stadt Agen. Obgleich seine Eltern ganz arme Leute waren, ließen sie den Sohn doch das Lesen und Schreiben erlernen, was in dieser Zeit schon viel bedeuten wollte. Ein Landmesser, welcher in die Gegend kam, um einen Riß derselben aufzunehmen, der die seltene Fassungsgabe und den Fleiß des Knaben bemerkte, bestimmte die Eltern, ihm den Sohn mitzugeben, um ihn in seiner Kunst zu unterrichten. Der junge Bernhard machte nun so rasche Fortschritte in der Meßkunde, daß er nach kaum überstandener Lehrzeit öfter von Gerichtshöfen beauftragt wurde, streitige Grundstücke aufzunehmen. Die Erfolge seines Strebens reichten aber bei weitem nicht hin, den Kreis seiner Thätigkeit zu füllen, er beschäftigte

sich nebenbei mit der Glasmalerei, und brachte es auch in dieser Kunst bald so weit, daß man in der Nähe, in der Ferne, seine Hülfe ansprach, daß man Kirchen und Burgen durch seine Kunstfertigkeit ausschmücken ließ.

Im Jahr 1539 verließ Palissy seine Heimat, um sich in Saintes, wo er sich verheirathet hatte, häuslich niederzulassen. Bald bemerkte er mit Besorgniß, daß seine verschiedenen Erwerbsquellen hier mit jedem Tage weniger ergiebig wurden, so daß er oft Tage lang ohne Arbeit blieb. Er beschäftigte sich in diesen Tagen der Muse mit wissenschaftlichem Nachdenken, mit den Glaubenskämpfen der damaligen Zeit, aus denen er durch einen Zufall zu einer ganz neuen Thätigkeit emporgerissen wurde. Eine Schale von schmelzartiger Töpferarbeit, wahrscheinlich aus den damals hochberühmten Werkstätten von Faenza, aus Italien, kam in seine Hand. Er fand sie so schön, daß er von diesem Augenblicke, wie er in seiner Abhandlung über die Töpferkunst sagt, nur darauf sann, ähnliche Gebilde hervorzubringen.

Ganz von diesem Gedanken eingenommen, vernachlässigte er die Glasmalerei, wie ergiebig sie sein mochte, die ihm und seinem Hause wenigstens Unterhalt sicherte. Er begann jetzt nach verschiedenen Erdarten zu graben, die gewonnenen zu mischen, zu sichten und zu sieben. Bald ging er in die benachbarten Töpfereien, bald zu Glashütten, um seine Schmelzversuche zu machen, seine Arbeiten zu brennen; aber immer ging er vergeblich. Alle Versuche blieben ohne Erfolg, dienten zu weiter nichts, als sein kleines Vermögen zu verschlingen. Der beharrliche Meister ließ sich aber nicht so leicht entmuthigen, kämpfte jetzt um so herzhafter gegen alle Drangsale an und ließ sich, noch so niedergedrückt, durch den bescheidensten Hoffnungsstrahl gleich wieder beleben. Für seine Entbehrungen, für alle Widerwärtigkeiten, die er erdulden mußte, hatte er die ungewisse ferne Hoffnung, hatte er das Bewußtsein seines, wenn auch verkannten Werthes,

hatte er das Vorgefühl einer Entdeckung, wenn er sie auch noch nicht andern einleuchtend machen konnte. Jeden Abend rechnete er, daß der Morgen ihm das Geheimniß enthüllen werde; jeder Morgen brachte ihm nur eine neue Täuschung. Seine wohlwollendsten Nachbarn behandelten ihn als Geisteskranken und der übrige Haufe wandte sich von ihm mit Verachtung und Abscheu ab. Man beschuldigte ihn der Zauberei, wenigstens des Falschmünzens, obschon seine Armuth die letztere Klage leicht hätte zurückweisen sollen. In der That war er nun zur äußersten Dürftigkeit herabgesunken, die ihm um so fühlbarer war, da er nicht allein litt. Seine Gattin, seine Kinder hungerten wirklich, beschworen ihn unter Thränen der Verzweiflung, seinen unausführbaren Entwürfen und Hoffnungen zu entsagen, die unfruchtbaren Versuche einzustellen, und sein altes ehrliches Gewerbe wieder zu ergreifen, welches sie wenigstens aus dem drückenden Elende befreien könnte.

Fünfzehn Jahre verflossen, während deren der arme Bernhard mit der Festigkeit, mit dem brennenden Eifer, die allen großen Menschen eigen sind, gegen alle Widerwärtigkeiten ankämpfte, nur seinen Weg verfolgte. Endlich glaubte er seine Aufgabe gelöst, endlich schien sein Traum zur Wahrheit geworden, aber jetzt hält ein neues Hinderniß das Gelingen auf, eines, worauf er nicht gerechnet hatte. Ein gewöhnlicher Töpfergeselle, mit dem er sich vereinigt hatte, kündiget ihm barsch den Dienst auf und verlangt auf der Stelle den verfallenen Lohn. Palissy, ganz von Geld entblößt, hat kein Mittel ihn zu beschwichtigen als seine Kleider; mit diesen zahlt er den Gesellen und läßt ihn wandern. Jetzt arbeitet er desto fleißiger allein, stößt seine Schmelze, siebt sie, heizt den Ofen, den er mit eigenen Händen aufgeführt hat. Die schrecklichste Noth sollte er erst erfahren. Als der Ofen, auf den er seine letzte Hoffnung gestellt hat, aufglüht, fehlt ihm plötzlich Holz, die Hitze zu verstärken. Anfangs glaubte er sich verloren, vernichtet; aber

bald lebt die Hoffnung wieder auf, kömmt ihm der alte Muth zurück. Er stürzt sich in den Garten, reißt das Gartengitter nieder, greift die Stützen der jungen Bäume und unterhält mit denselben die Glut. Als dieser Vorrath auch nicht aushilft, als die Flamme abermals zu sinken droht, rennt er in's Haus, hebt Fenster und Thüren aus, greift Stühle, Bänke und Tische, zerschlägt sie mit mächtigen Streichen und schleudert sie in den Ofen. Die Gattin, die Kinder weinen, die Nachbarn hohnlachen oder bedauern den Mann, als ob er rasend geworden. Endlich sinkt er ermattet am Ofen nieder und erwartet in Abspannung dessen Erkalten. Dann zieht er ein Gefäß hervor, dessen helle blendende Farbe ihm das endliche Gelingen vergewissert. Freudetrunken ruft er die Seinigen zusammen, die kaum dem Glückberauschten glauben wollen.

Bernhard war jetzt ein gemachter Mann, benutzte die glückliche Erfindung, dehnte sie immer mehr aus. Seine Waare fand raschen Abgang, brachte ihm reichen Gewinnst, durch den er sich einrichten, in seinem neuen Gewerkzweige vervollkommnen konnte. Bald hatte sich sein Ruf über ganz Frankreich verbreitet, bald lachte das Glück nach so langem Darben dem beharrlichen Manne. Der König, Heinrich II., bestellte bei ihm Gefäße und andere Gebilde zum Schmucke seiner Gärten, und als diese seinen Beifall erhalten hatten, berief er den Meister nach Paris, ließ ihm eine Wohnung in den Tuilerien (im Ziegelpalast) einräumen. Hier wurde er zum Hoftöpfer des Königs, der Königin Mutter und des Connetable von Montmorency ernannt. In Paris kannte man ihn bald unter dem Namen Bernhard der Tuilerien.

Bernhard Palissy erfand aber nicht blos für Frankreich die oben erwähnte Gewerkthätigkeit, sondern man verdankt ihm auch das Steingut (Faience), und in der Folge das französische Porzellan. Aber auch hierauf beschränken sich die Verdienste dieses nützlichen Mannes nicht. Er bildete die erste

naturgeschichtliche Sammlung, welche Frankreich besaß; er fühlte das edle Bedürfniß, seinen Zeitgenossen die naturwissenschaftlichen Schätze zugänglich zu machen, welche er mit so viel Mühe und Beharrlichkeit zusammengebracht hatte. Daher eröffnete er dann in Paris, in Gegenwart der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, Vorlesungen über Naturgeschichte, in denen er den märchenhaften Erklärungen der alten Schriftsteller entsagte, sich nur auf unbestrittene Thatsachen und sachgemäße Erklärungen beschränkte.

Wir haben oben schon erwähnt, daß er auch als Schriftsteller auftrat, in seiner Abhandlung über seine Kunst (**traité de l'art de terre**), unter andern auch seine Lebensgeschichte einwob, seine 20jährigen Leiden mit den rührendsten und lebendigsten Farben schilderte.

Ein so tüchtiger, ein so vielseitiger Mann konnte nicht durch seine Zeit schreiten, ohne an deren geistigen Bewegungen Theil zu nehmen. Er gehörte unter die Zahl derer, welche nicht blind glauben mochten, welche die christlichen Grundsätze aus der Quelle erforschten, welche sich zu dem Glauben an eine Kirchenwiedergeburt bekannten. Nach der von Heinrich II. 1559 in Ecouen gegen die Neuerer gerichteten Verordnung wurde er verhaftet. Durch die Verwendung des Herzogs von Montmorency bei Katharina von Medici wurde er wieder in Freiheit gesetzt, wurde er selbst in der Pariser Mordnacht (der Bluthochzeit) verschont. Später aber vermochte ihn kein Einfluß, keine Fürsprache vor den Nachspürungen des schändlichen Glaubensgerichtshofes zu retten, er wurde aufs Neue verhaftet, in die Bastille geschleppt, in welcher er nach hartnäckiger Weigerung, seine Ueberzeugung abzuschwören, im 90. Lebensjahre starb. So ging der Mann, der rastlos ein ganzes Leben hindurch für sein Volk gestrebt hatte, als Blutzeuge im Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit, für geistige Freiheit, in eine bessere Welt hinüber.

Hans Friedrich Böttcher.

Hans Friedrich Böttcher ward am 5. Hornung 1682 zu Schleitz im Voigtlande geboren. Die Eltern des Knaben, wenn auch nicht reich, hatten so viel Mittel, daß sie den wissenschaftlichen Trieb des Knaben nähren konnten. Nachdem die Schulen der Heimat nicht mehr genügen wollten, sendeten sie ihn nach Magdeburg, von wo sie ihn in seinem 15. Jahre in Berlin bei einem Apotheker in die Lehre brachten.

Der junge Böttcher gab sich den verschiedenen Zweigen des Apothekerfaches mit allem Eifer, mit aller Wißbegierde hin, und trieb vorzugsweise die Scheidekunst, deren eigentliches Leben erst dazumal begann. Selbst die Männer der Wissenschaft lebten damals noch in dem Glauben an märchenhafte Künste, und Marktschreier zogen vielfach umher, rühmten sich die Quelle ewiger Jugend gefunden zu haben, erboten sich, den Leichtgläubigen zu verjüngen, oder vermaßen sich durch allerlei Sudelköcherei die unedlen Metalle in reines Gold verwandeln zu können. Auch unser junge Scheidekünstler kam bald mit Männern in Berührung, welche mit ganzer Seele an die geheimen Wissenschaften glaubten, welche mit allem Eifer strebten, deren lockendes Ziel zu erreichen. Was Wunder, daß auch hier der Jüngling einen seltenen Fleiß in dem anlockenden Felde entwickelte. Durch einen Apotheker aus Heimersleben, Namens Köpke, war er in die Geheimwissenschaften eingeweiht worden, und zwar dieses durch Mittheilung einer Handschrift, welche von einem Mönche aus dem alten, durch Wissenschaft und Kunst berühmten Kloster Sankt Gallen stammen sollte.

Durch das immerwährende Brüten und Forschen in der verworrenen Schrift, durch das rastlose Grübeln in einer Zeit, in welcher die Jugend sonst wohl nur sich heitern Freuden hinzugeben pflegt, gewann der Goldmacher vor vielen Bekannten

den Schein eines Geisteskranken. Bei Tage hatte er wenig Zeit, ruhig seine Versuche anstellen zu können, daher wurden die Nächte zu Hülfe genommen, was auf die Dauer den Jüngling, dem auf diese Weise der Schlaf zu sehr entzogen wurde, kränklich, reizbar und mürrisch machte. Durch dieses mürrische, reizbare Wesen gerieth er aber mit seinem Brodherrn wiederholt in Streitigkeiten, und da ihm nun vorgeworfen wurde, daß er seine Versuche alle mit den Mitteln seines Herrn anstelle, ward der Bruch beschlossen. Böttcher verließ im Herbste 1699 heimlich seinen Meister, richtete in einem verborgenen Winkel der Hauptstadt sich einen Goldmacherherd ein, und gab sich nun, von keinen äußeren Verhältnissen gestört, mit ungetheilter Aufmerksamkeit der lockenden Kunst hin. Seine Arbeiten, seine Forschungen wurden durch einen Kameraden und Kunstgenossen, Schrader, unterstützt; aber wie sich denken läßt, ohne daß das mindeste Ergebniß aus den rastlosen Arbeiten hervorgegangen wäre. Durch die Versuche gingen im Gegentheile die letzten Sparpfennige der jungen Leute in eitel Rauch auf, und Böttcher, der von Hause keine Unterstützung zu hoffen hatte, verfiel dadurch der äußersten Armuth. Die Noth beugte seinen starren Sinn. Er kehrte im Frühling 1700 im elendesten Zustande zu seinem alten Brodherrn zurück, bat denselben um Wiederaufnahme, und gelobte, seinem bisherigen Treiben und Trachten ganz zu entsagen. Friedrich Zorn, der Apotheker, ward durch das Elend, durch die Reue des jungen Mannes gerührt, nahm ihn wieder in sein Haus auf, vertraute ihm seine früheren Geschäfte an. Es scheint auch, daß der Jüngling durch sein Unglück gewitziget, viel weniger Ursache zur Klage gegeben habe; seiner Hoffnung, Gold zu machen, vermochte er aber nicht ganz zu entsagen, sondern setzte seine Versuche in der freien Zeit nach wie vor fort.

Ob Böttcher nun durch fortgesetzte Versuche die Unmöglichkeit des Erstrebten, die Trüglichkeit der Kunst eingesehen, in

seiner Beschämung, in seinem Zorne über die verlorene Zeit und Mühe zum Betrüger und Taschenspieler geworden, oder ob er noch immer im Glauben an die nebelhafte Kunst ausgeharrt, aber dennoch sich aus falscher Scham vor den Leuten mit dem Flitter der Marktschreierei umgeben; kurz, der junge Mann gab sich im Zorn'schen Hause jetzt das Ansehen eines Goldmachers, hatte nach seinen Aeußerungen den Stein der Weisen gefunden und zeigte auch wirklich kleine Stückchen Goldes vor, welche er durch seine Geheimkunst hervorgebracht haben wollte. Sein Ansehen wuchs dadurch in diesem Hause in dem Maße, daß ihm, da er in den Fächern seiner Wissenschaft auch sonst hinlängliche Kenntnisse besaß, seine übrige Lehrlingszeit geschenkt, daß er schon im Herbste 1701 zum Gehülfen angenommen wurde.

Böttcher, sowohl um die hohe Meinung, die man jetzt von ihm hegte, zu befestigen, als auch sich ob der Befreiung von der übrigen Lehrzeit erkenntlich zu zeigen, erbot sich, vor seinem Brodherrn wie dessen Freunden eine Probe seiner Kunst zu zeigen und verwandelte auch, als dieses Anerbieten angenommen wurde, als die Neugierigen sich versammelt hatten, eine Anzahl Zweigroschenstücke, nachdem er sie in einem Tiegel geschmolzen hatte, durch hineingestreuten rothen Staub in das reinste Gold. Jeder Anwesende schied von der Kunst Böttchers auf das Vollkommenste überzeugt, und somit glaubte der Geheimkünstler auf lange in Ruhe und Ehre leben zu können, allein er hatte sich verrechnet. Alle Anwesenden hatten ihm zwar über das Vorgefallene das tiefste Schweigen gelobt, aber unbesonnene Worte, die hier wie dort entschlüpften, ermangelten nicht, dem Jünglinge unter allen Standesgenossen großes Ansehen zu geben. Selbst die ersten Gelehrten Berlins, unter andern der Scheidekünstler Kunkel von Löwenstern, suchten seine Bekanntschaft, und bald vernahm Böttcher, daß sein Ruf bis nach Hofe gedrungen sei, daß der König ihn zu spre-

chen wünsche. Friedrich, der Sohn des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, verdankte der Gnade des Kaisers Leopold den Rang des Königs von Preußen. Er war im Frühlinge desselben Jahres feierlich gekrönt worden, suchte jetzt durch Schaulegung von Pracht und Herrlichkeit der angenommenen Würde einigermaßen zu entsprechen, den Hof Ludwigs von Frankreich im Kleinen nachzuäffen. Zu diesem Prunke fehlte es aber überall an Gelde, das sich aus dem armen kleinen Kurstaate nicht in erforderlicher Menge aufbringen ließ. Alle Verlegenheit war beseitiget, wenn der junge Apotheker die Kunst des Goldmachens wirklich verstand, wenn man sich seiner bemächtigte, ihn zu fortwährender Arbeit nöthigte. Böttcher erfuhr durch einen Freund, daß schon Befehl gegeben sei, ihn zu diesem Zwecke in aller Stille aufzuheben. Wollte er nicht seiner Freiheit, vielleicht für immer, entsagen, hatte er jetzt keine Zeit zu verlieren. Er verschwand aus dem Hause seines Brodherrn, konnte trotz allem Fleiße der königlichen Schergen nicht aufgefunden werden. Mehrere Wochen hielt der Geheimkünstler sich in der Dachkammer eines bekannten Kaufmannes verborgen; als ihm aber diese Haft auf Dauer eben so unerträglich schien, als die Haft durch den Herrscher gewesen sein würde, da auch das Nachspüren der Schergen nicht ablassen wollte, zuletzt noch Verrath zu fürchten war, blieb nichts anderes als Flucht außer Landes übrig. Verkleidet entkam auch Böttcher wirklich aus Berlin und erreichte die Gränze, obschon er wirklich verrathen worden war, obschon die Söldlinge in Schaaren hinter ihm her eilten. Er reiste jetzt nach Wittenberg, und entschloß sich, wohl von der Eitelkeit wie von der Gefährlichkeit der Geheimwissenschaften überzeugt, sich der Arzneiwissenschaft zu widmen, durch dieselbe sich eine ehrenvolle Stellung im Leben zu erringen. Leider sollte dieses nicht gelingen, sollte das Gewicht der Unwahrheit, des Truges, ihn nur tiefer verschlingen. Kaum begann er unter dem damals weitberühmten Arzte Vater seine

neue Laufbahn, als man ihn auch von Berlin aus ausgekundschaftet hatte, als man versuchte, sich um jeden Preis seiner zu bemächtigen. Unter dem Vorwande, daß er ein entsprungener Missethäter sei, verlangte nun der preußische Hof die Auslieferung des Hochschülers von den sächsischen Behörden in Wittenberg. Böttcher wußte sich in seiner schwierigen Lage nicht anders zu retten, als daß er dem Befehlshaber in Wittenberg die Wahrheit eingestand. Das änderte die Sachlage. Der Verfolgte mochte nun betheuern, daß er die Goldmacherkunst nicht verstehe; die Gier, welche der Berliner Hof zeigte, sich seiner zu bemächtigen, überzeugte den Kriegsmann vom Gegentheile. Wohl wissend, daß sein üppiger Hof in Dresden und Warschau (der Kurfürst von Sachsen war, wie bekannt, König von Polen geworden) auch des Goldes in Fülle gebrauchen könne, kam er um Verhaltungsmaßregeln in Dresden ein und ließ unterdessen den Wundermann sorgfältig aus der Ferne bewachen.

Die Antwort aus Dresden ließ nicht lange auf sich warten: der Goldmacher solle unter keiner Bedingung ausgeliefert, sondern in aller Stille und mit Vorsicht nach Dresden geschafft werden. Egon von Fürstenberg, der Statthalter Sachsens, sandte seinen eigenen Wagen nach Wittenberg, den Verfolgten abzuholen, und so wurde derselbe noch im Christmonde des Jahres 1701 Nachts aus Wittenberg geschafft, auf großen Umwegen glücklich nach Dresden geführt. Die größte Vorsicht war um so nöthiger gewesen, weil die Dörfer im weiten Kreise um Wittenberg von verkleideten preußischen Söldnern wimmelten, welche den Goldmacher den Sachsen abjagen und nach Berlin bringen sollten. Der Berliner Hof gab aber auch dann, als er vernahm, daß der Goldvogel glücklich in Dresden angekommen sei, seine Hoffnung noch nicht auf, verlangte durch seinen Gesandten jetzt die Auslieferung, aber ebenfalls wieder vergebens. Welche Zeit, in der sich zwei Herrscher um einen unglücklichen Marktschreier entzweien konnten! Böttcher hatte

anfangs wenig Ursache, die Wendung der Dinge zu betrauern; er erhielt seine Wohnung, Tafel und Verpflegung im fürstenbergischen Palaste angewiesen, bekam bedeutende Gelder ausgezahlt, damit er nun seine Arbeiten beginnen könne. Seine Darlegung der Wahrheit ward als eigennützige Ausflucht zurückgewiesen; er sah sich so zu sagen gezwungen, sich für einen Betrüger auszugeben, was er denn auch endlich wieder that. Man war jetzt erst recht zufrieden mit ihm, freute sich kindisch auf Hunderttausende von Goldstücken, welche er zu liefern versprach.

Der Goldmacher begann frisch seine Arbeiten. Daß er die beträglichen Gelder nicht ganz unterschlagen konnte, vielleicht auch, um ihm seine Geheimnisse zu entlocken, ward ihm ein damals gemeingeachteter Gelehrter, Ehrenfried von Tschirnhausen, beigegeben. Dieser Aufseher vermochte aber den Geheimkünstler nicht zu durchschauen, der seinen Hof stets durch allerlei Vorspiegelungen hinzuhalten wußte. Als er zuletzt an längerer Täuschung verzweifelte, nahm er im Sommer 1704 nächtlicher Weise die Flucht, entkam glücklich aus dem fürstenbergischen Palaste, aus Dresden, ja aus Sachsen.

Der Goldmacher zog nun lachend durch Böhmen und Ungarn, dachte schon daran, sich hier eine neue Lebensordnung zu entwerfen, als er von den nachschleichenden sächsischen Schergen erspäht, auf einer fürstenbergischen Herrschaft in Ungarn ergriffen und in aller Stille wieder nach Dresden geschafft wurde. Die Flucht hatte alle Jene, welche schon an seiner Kunst zu zweifeln begonnen, wieder neu im Glauben bestärkt; daher war auch der Zorn Augusts des Starken im Augenblicke beschwichtiget, wie er nur tüchtige Verheißungen machen hörte.

Der unglückliche junge Mann, der durch seine unvorsichtigen Taschenspielereien seinen Zwingherren unrettbar verfallen war, mußte jetzt wieder das Schmelzen, Scheiden und Mischen beginnen, um nur dem Zwange und den Mißhandlungen zu

entgehen. Im Beginne des Jahres 1705 war er eben beschäftiget, sich Schmelztiegel aus Erdarten zu bereiten, welche ihm sein Aufseher Tschirnhausen aus der Umgebung besorgt hatte, als er bemerkte, daß diese Stoffe sich im Feuer zu einer Masse verwandelten, welche dem sinesischen Kaolin (Porzellan) sehr gleich kam. Zum Nachdenken geweckt, wiederholte Böttcher jetzt seine Versuche und fertigte bald aus einem braunrothen Thon, der in der Nachbarschaft von Meißen gegraben wurde, ganz vorzügliche Schalen, die sich mit den sinesischen vergleichen lassen durften.

Sinesische Gefäße waren gerade in dieser Zeit die Thorheit des Tages. Der üppige Polenkönig hatte für dieselben eine besondere Schwäche und sandte Tausende und Abertausende dafür über Meer. Kein Wunder, daß der Herrscher durch die Erfindung des Goldmachers entzückt wurde, auf eine Zeitlang vergaß, daß der Stein der Weisen noch nicht sein Eigenthum sei. Zwar wurde Böttcher noch nicht in Freiheit gesetzt, aber der Bewachte wurde zum Reichsfreiherrn (zum unfreien Freiherrn!) ernannt und von Dresden nach Meißen auf die Albrechtsburg gebracht, wo er jetzt die Porzellanarbeiten betreiben sollte. Als Gehülfen erhielt er nun Freiberger Grubenarbeiter, welche ihren Sippen entnommen wurden, ohne daß sie selber erfuhren, wohin und wozu man sie bestimmt hatte.

Der Krieg, den August der Starke als Polenkönig gegen Karl XII. von Schweden führte, verursachte jetzt den Einfall des Letzteren in Sachsen. Dadurch ward denn die Arbeit auf der Albrechtsburg plötzlich unterbrochen, Böttcher mit seinen Gehülfen rasch auf die Bergfeste Königstein gebracht. So gut er hier wieder verpflegt wurde, so vorsichtig ward er bewacht. Es ging so weit, daß man ihm Vorlegeschlösser an die Thüren legte. Durch diese strenge Behandlung ward der arme Goldmacher dermaßen erbittert, daß er noch einmal zu fliehen beschloß. Das Entweichen aus der wohlbewachten Festung wollte aber nicht so

leicht gelingen, als seine früheren Versuche; er ward ertappt und büßte durch noch strengeres Gewahrsam.

Im Jahr 1707, als die Schweden die sächsischen Lande geräumt hatten, wurde er nach Dresden zurückgebracht und somit auch die strenge Haft aufgehoben. Er erhielt seinen Wohnort auf dem Venusbollwerk und mußte dort die Fertigung des Kaolins fortsetzen. Tag und Nacht wurde gearbeitet; die verschiedenen Erdarten wurden gestoßen, durch feine Baumwollenstoffe gesiebt, auf Marmelplatten zerrieben und zuletzt auf einer eigenen Maschine zu Staub zermahlen. Zum Schmelzen bediente man sich neben der Ofenhitze noch großer Brennspiegel. Die braune Masse gerieth jetzt immer schöner, wurde zu jeder Art von Gefäßen gebildet, und im Jahr 1709 gelang auch das milchweiße sinesische Kaolin vollkommen.

Im folgenden Jahre wurde, da nach des Schwedenkönigs Niederlage der Frieden gesichert schien, die Arbeit wieder nach der Albrechtsburg verlegt und in Meißen die große Werkstätte gegründet, welche bis auf den heutigen Tag besteht. Böttcher wurde deren Leiter, erhielt jetzt seine Freiheit vollständig. Leider führte sie jetzt den Langbewachten, Langgegängelten zur Ausschweifung und zur Unordnung in Leben und Geschäft. Schon in dem dritten Jahre der Geschäftsführung mußte ihm diese entzogen werden, wenn das Geschäft nicht ganz in sich selber zerfallen sollte. Der unglückliche Mann lebte nun abwechselnd in Meißen und Dresden von einem ansehnlichen Jahrgehalte, starb aber schon am 13. März 1719 an letzterem Orte, ein trauriges Opfer seiner Ausschweifungen, so verschuldet und geldlos, daß er nicht einmal aus eigenen Mitteln begraben werden konnte; und doch hatte er vom Könige nach und nach über 150,000 Thaler erhalten.

Joseph Fraunhofer.

Joseph Fraunhofer war geboren am 6. März 1787 zu Straubing in Baiern. Sobald er aus dem Knabenalter herausgetreten, mußte er schon die Schule verlassen, seinem Vater, der ein Glaser war, im Geschäfte an die Hand gehen. Er konnte kaum lesen, und sollte jetzt in seiner geistigen Bildung sich selber überlassen bleiben. Als er kaum 11 Jahre zählte, wurden seine Verhältnisse noch trauriger, verlor er den Vater, stand er ganz hülflos und allein. Ein Verwandter, der sich des Verwaisten annahm, brachte ihn zu einem Drechsler in die Lehre. Wie fleißig und folgsam nun auch der arme Lehrling war, konnte doch der Meister nicht mit ihm fertig werden, weil ihm die nothwendige Kraft zur Arbeit fehlte. Joseph ward also deshalb wieder nach Hause geschickt. Die Verwandten brachten ihn nun nach München zu einem Glasschleifer und Spiegelmacher, dessen Geschäft er lernen sollte. Da der Jüngling ob seiner Armuth kein Lehrgeld zahlen konnte, mußte er sich zu einer 6jährigen Lehrzeit verpflichten. Er trat diese harte und lange Lehrzeit an, und begann die Arbeit, die ihm ziemlich leicht fiel, da er bereits in seines Vaters Werkstätte gearbeitet hatte, da er zudem über jeden Gegenstand gerne nachdachte; nur war ihm der eine Umstand sehr hart, daß sein Lehrherr ihm nicht erlaubte, die Sonntagsschule zu besuchen, in welcher er sich im Schreiben und Rechnen geübt haben würde, Kenntnisse, in welchen er nun ohne Anleitung bleiben sollte. Ein grausenhaftes, lebensgefährliches Unglück sollte plötzlich eine Wendung in Josephs Schicksalen hervorbringen. Am 21. Juli 1801 stürzte das Wohnhaus seines Meisters ein, gerade in dem Augenblicke, wie der Lehrbursche drinnen geschäftig war, und verschüttete denselben. Die ganze Hauptstadt Baierns wurde durch dieses Unglück aufgeregt; die höchsten

Behörden, selbst König Max, geboten rasch den Schutt aufzuräumen, um die Begrabenen im möglichen Falle retten zu können. Nach vierstündiger angestrengter Arbeit, an welcher die ganze Hauptstadt Theil nahm, ward Joseph herausgegraben. Die stürzenden Balken und Steine hatten um ihn eine Art von Wölbung gebildet, Luft zum Athmen hatte nicht gefehlt, und so war er mit geringen Quetschungen und mit dem Schrecken davon gekommen. König Max befahl, den Beschädigten ins Krankenhaus zu bringen, ihm alle Pflege angedeihen zu lassen. Als Joseph geheilt war, ließ der König ihn vor sich kommen, befragte ihn über die Einzelnheiten des Unglücksfalles, dann über seine Lebensschicksale, und schenkte dem Unglücklichen 18 Dukaten, munterte, von dem gesunden Sinne des Jünglings betroffen, denselben auf, jederzeit zu ihm zu kommen, seine Hülfe anzusprechen, wenn ihm irgend etwas mangle.

Der Gerettete dankte und verfügte sich wieder zu seinem Meister, der während des Unglücks nicht daheim gewesen, der sich indessen wieder zur Arbeit eingerichtet hatte. Sein wunderliches Schicksal, wie der Umstand, daß der König sich seiner angenommen, bewirkte, daß er nicht mehr so unbekannt wie früher blieb. Viele, welche blos von Neugierde gedrängt wurden, ihn zu sehen, zu sprechen, wurden von seinem gesunden regen Verstande angezogen, wurden bewogen, ihm dienstfertig zu sein. So lernte er einen Glasschleifer kennen, der Brillengläser, wie Gläser zu andern künstlichen Sehwerkzeugen schliff, der ihm erlaubte, an Sonn- und Feiertagen auf seiner Maschine sich im Schleifen zu üben. Joseph verwandte zu dieser Arbeit, um sich den gehörigen Stoff zu verschaffen, einen Theil des königlichen Geschenkes. Aus derselben Hülfsquelle ließ er sich dann selber eine Glasschneidemaschine fertigen und benutzte dieselbe, als er einmal geschnittene Steine gesehen hatte, auch zum Schneiden der Steine, ohne vorher irgend eine Anleitung dazu erhalten zu haben. Eine zweite, ihn noch weiter för-

dernde Bekanntschaft war die des reichen und gelehrten Beamten Utzschneider. Dieser Mann, der selber eine Glasfabrik besaß, der durch den Glasschleifer von Joseph gehört hatte, unterhielt sich mit ihm, und da er gewahr wurde, wie der Jüngling aus Mangel an wissenschaftlichen Kenntnissen sich im Grübeln verzehre, verschaffte er demselben die Werke, aus denen er sich Rathes erholen sollte. Joseph, der kaum lesen gelernt, der keine Schulbildung genossen, machte sich jetzt muthig an die Entzifferung von Werken, die oft denen Geheimnisse bleiben, welche die beste Vorbildung erhalten, welche sich der tüchtigsten Lehrer erfreuen. Er sollte noch größere Hindernisse zu bewältigen haben. Der Lehrherr, entweder in der Meinung, das viele Lesen und Nachdenken könne dem Arbeiter schaden, oder aus Eifersucht, daß der Lehrbursche ihn überflügele, verbot auf das Strengste jeden Gebrauch irgend eines Buches. Joseph mußte sich dem furchtbaren Gesetze im Hause fügen, aber außer dem Hause erlaubte er sich, des Meisters Gebote zu übertreten. Bei dem befreundeten Brillenschleifer kehrte er an Sonn- und Feiertagen ein, vertiefte er sich in die Schriften Kästners, Priestleys u. A., und holte in den Stunden, welche andere dem Vergnügen und der Zerstreuung widmeten, das ohne seine Schuld Versäumte wieder ein. Er hatte sich jetzt mit den Naturwissenschaften bekannt gemacht, vorzüglich über die Sehlehre, über die Lehre vom Lichte nachgedacht; hoffte auf diesem Felde etwas leisten zu können. Er wandte unter diesen Umständen das, was er noch vom königlichen Schatze besaß, dazu an, sich bei seinem Meister frei von der Lehre zu kaufen, sich eine Schleifmaschine für Augengläser anzuschaffen und stand nun da, ein freier Mann, zur Arbeit gerüstet. Selten mag ein königliches Geschenk so edel, so zweckmässig verwandt worden sein.

Fraunhofer war nun selbstständig und konnte sich, da er nur sehr wenig Bedürfnisse kannte, schon in der Welt forthelfen.

Das meiste, was er verdiente, verwandte er auf Versuche, auf die Erlangung wissenschaftlicher Erfahrung; um sich einen kleinen Schatz dafür anzulegen, begann er allerlei Formen für Besuchkarten zu stechen. Er hatte zufällig eine aus Frankreich kommende Karte gesehen, und konnte sich nicht versagen, ähnliche zu schaffen. Ohne daß er vorher in Metall stechen gesehen, begann er die Arbeit, kam er mit sehr geschmackvollen Mustern zu Stande, und alles dies ohne seine Facharbeiten zu beeinträchtigen, da er nur in seinen freien Stunden daran arbeitete. Leider sollte er keinen bedeutenden Gewinn von seinem Fleiße, von seiner Erfindungsgabe ziehen, indem seine schönen Besuchskarten keine Abnahme fanden. Der Krieg, welcher gerade Deutschland bewegte, nahm die Leute zu sehr in Anspruch, als daß sie auf solche gleichgültige Dinge ein Auge wenden konnten. Joseph sollte noch mehr unter dem Kriege leiden, kam in recht drückende Umstände. Er wurde öfter versucht, sich der königlichen Gnade zu empfehlen, die ihm so gütige Zusagen gemacht hatte; aber ein edler Stolz hielt ihn stets zurück. Er wollte sich durch Fleiß, durch eigene Kraft in der Welt forthelfen, wollte sein Glück keinen vornehmen Bekanntschaften, keiner Gnade verdanken. Er arbeitete also jetzt wieder als gewöhnlicher Glasschleifer und Spiegelmacher, und benutzte seine freien Stunden zu wissenschaftlicher Lesung. Im Jahr 1806 machte er zufällig die Bekanntschaft eines Gelehrten, des Hochschullehrers Schiegg, welcher erstaunte, bei einem Spiegelmacher so tüchtige wissenschaftliche Kenntnisse, so durchdringenden Verstand, so folgerechte Schlüsse zu entdecken.

Um diese Zeit hatte Georg von Reichenbach seine Theilmaschine erfunden, noch andere Werkzeuge zur Fertigung sternforscherischer Messungen und Entdeckungen ausgeführt und sich mit Utzschneider zur Gründung einer dahin zielenden Anstalt verbunden. Bisher waren alle Gläser für solche wissenschaft-

liche Maschinen aus England bezogen worden. Durch den Krieg war aber der Handel beinahe unmöglich geworden, deshalb hatte Reichenbach den Entschluß gefaßt, eine eigenthümliche Schleifmaschine zu erbauen. Als er sich mit obengenanntem Gelehrten darüber berieth, billigte dieser nicht nur das Vorhaben, sondern empfahl auch Fraunhofer als geschickten Glasschleifer.

Der junge Mann trat auf diese Empfehlung in das neue Verhältniß, und bewies gleich thatsächlich, daß kein Unfähiger angeworben worden war. Er berechnete und schliff die Gläser zu einem großen, für die Ofener Sternwarte bestimmten Werkzeuge, das zur vollkommenen Zufriedenheit der Besteller ausfiel. Die guten, ja glänzenden Erfolge, welche diese neugefertigten Werkzeuge hatten, veranlaßten Utzschneider, welcher die ehemalige Abtei Benediktbeuern an sich gebracht und in derselben eine Glasfabrik angelegt hatte, diese mit einer Anstalt für Fertigung von Sehwerkzeugen zu verbinden, dieselbe Fraunhofer ganz zu übertragen. In dieser Anstalt wurden nun alle Werkzeuge gefertiget, welche die Reichenbach'sche Anstalt in München zu Ruf brachten.

Im Anfang des Jahrs 1809, als die beiden Gesellschafter Utzschneider und Reichenbach die Tüchtigkeit und Strebsamkeit Fraunhofers zur Genüge erkannt hatten, nahmen sie letzteren in ihr Geschäft als Theilnehmer auf, und somit hatte sich der Glasschleifer für immer eine ehrenwerthe Stellung im Leben errungen. Seine Gesellschafter sollten bald den Nutzen seiner Aufnahme noch besser würdigen lernen. Bisher hatte das letzte Abglätten der Sehgläser große Schwierigkeiten geboten. Bei erhabenen Gläsern war dadurch die im Schleifen hervorgebrachte Gestalt theilweise wieder verloren gegangen, war also die Wirkung auch vereitelt worden. Fraunhofer erfand nun eine Glättmaschine, vermittelst welcher nicht nur diese Schwierigkeit gehoben, sondern noch obendrein jeder über dem Schleifen

unvermeidliche Fehler ganz beseitiget wurde, durch welche die schließliche Glättung nicht mehr zufällig, nicht mehr der Kunstfertigkeit des Arbeiters überlassen blieb, sondern sich durch die Vorrichtungen ergeben mußte.

Gleichzeitig schenkte Fraunhofer der Glasbereitung besondere Aufmerksamkeit. Utzschneider ließ in Benediktbeuern Flintglas in zentnerschweren Massen bereiten. Diese untersuchend fand Fraunhofer, daß oft in den ungeheuern Klumpen kein Stückchen ganz von Wellen und Streifen frei sei, fand, daß das Lichtbrechungsvermögen in den verschiedenen Schichten sich nicht gleich bleibe. Im französischen, im englischen Glase entdeckte er diese Mängel in noch höherem Grade. Da diese Uebelstände ihn hinderten, Gläser für seine Werkzeuge zu schleifen, so groß und vollkommen, als er sie wünschte; so begann er selber, mit Bewilligung seiner Genossen, eine Reihe von Versuchen anzustellen, und zwar wie es hier nur förderlich sein konnte, immer im Großen. Er baute sich dazu einen eigenen Schmelzofen. Schon der zweite Versuch gab ihm die Gewißheit, daß eine Glasmasse von 2 Zentner Gewicht hergestellt werden könne, deren Theile am Boden gerade dasselbe Brechungsvermögen besäßen, als jene der oberen Schichten. Die folgenden Versuche fielen lange Zeit ohne alles günstige Ergebniß aus, bis er endlich, nachdem er wiederholte Versuche mit einer Masse von wenigstens 4 Zentnern gemacht hatte, den Grund des früheren Mißlingens entdecken konnte, bis er den Guß ganz in seine Gewalt bekam. Der Meister untersuchte jetzt das englische Kronglas, wie das deutsche Tafelglas, und fand dieselben Wellen und Streifen auch in diesem, fand es also eben so ungeschickt zu seinen Zwecken. Fast ein Jahr lang setzte er im Großen seine Versuche fort, bis er endlich auch hier alle Schwierigkeiten besiegt, bis er alle Hemmnisse weggeräumt hatte. Ueber den Arbeiten, welche ihn zuletzt zur Klarheit führten, machte er ganz neue wichtige Entdeckungen über die Bre-

chung, wie über die Beugung des Lichtes, erfand er Vorrichtungen, diese bestimmt messen zu können, erhob unter solchen Forschungen die Vermuthungen früherer Gelehrten über das Wesen des Lichtes wie über Sonnenhöfe und Nebensonnen zur bestimmten Gewißheit.

Während dieser Arbeiten, in denen sich der Glasschleifer, der keine Bildung erhalten hatte, kühn neben die ersten Gelehrten aller Zungen stellen durfte, war er geschäftiget, eine Reihe von sternkundlichen Maschinen, von Werkzeugen der Forschung zu bereiten, welche seinen Namen durch die ganze Welt trugen. Ein solches Werkzeug für die Münchener Sternwarte kostete 22,000 fl.; vier andere für Berlin, Kasan, Kiew uud Dörpt bestimmt, jedes 15,000 fl.; drei andere für Leyden, Philadelphia und Wilna jedes 4800; zwei für Bonn und Königsberg jedes zu 12,600, eines für Petersburg zu dem Preise von 42,000 fl. Schon die ungeheuern Preise mögen zur Genüge darthun, daß die Werkzeuge von besonderer Güte, von vorzüglicher, bis dahin noch nie gesehener Ausdehnung gewesen.

Im Jahr 1819 wurde die nun berühmt gewordene Anstalt von Benediktbeuern nach München verlegt. Fraunhofer lebte von nun an in München, auch dort mit steten Untersuchungen im Felde des Lichtes beschäftiget. Mehrere gelehrte Gesellschaften des Auslandes wie des Inlandes ernannten jetzt den Glaser zu ihrem Mitgliede, waren stolz auf dessen Genossenschaft; die Regierung ernannte ihn 1823 zum Aufseher des naturwissenschaftlichen Kabinetes der bairischen Akademie. Im folgenden Jahr verlieh ihm der König noch ein Ordenskreuz, das aber dem strebsamen Glasermeister natürlich wenig Trost gewähren konnte. Er starb schon im Jahr 1826 am 7. Juni. Von Kindsbeinen an war er schwächlicher Gesundheit gewesen und hatte wahrscheinlich auch bei seinem furchtbaren Unsterne einen Stoß erhalten, der auf seine Lebenskraft von dauernder

Wirkung gewesen. Seine Grabstätte ist auf dem Münchener Friedhofe und seine Grabschrift lautet:

„Er näherte die Sterne!"

Josia Wedgewood.

Josia Wedgewood, geboren 1731 in der Grafschaft Stafford in England, war der Sohn eines armen Töpfers. Von den Eltern wurde er zum Töpfergewerke herangezogen, und erhielt daher nur eine äußerst dürftige Erziehung. Je weniger Mittel aber zu Gebote standen, desto mehr Bildungsfähigkeit zeigte sich in dem Knaben, der bald schönere und gefälligere Gefäße drehte, als alle Töpfer der Nachbarschaft; der über jedes Verfahren nachdachte, und sich keinen Versuch verdrießen ließ, um etwas besser zu liefern, als es bisher geliefert worden war. Er vernahm, daß in Deutschland durch Böttcher das Geheimniß entdeckt worden war, die sinesische feine, durchleuchtende Töpferwaare nachzuahmen, daß es dem Franzosen Reaumur durch mannichfache Versuche gelungen sei, dasselbe Geheimniß zu ermitteln, und nahm sich von diesem Augenblicke an vor, nicht eher zu rasten, bis er sich eines ähnlichen Erfolges rühmen könne.

Sobald er sich also einen eigenen Herd gegründet, eine eigene Werkstätte angelegt hatte, begann er mit rastlosem Eifer, sich die verschiedenartigsten Erden zu besorgen, begann er, dieselben zu mischen, zu bearbeiten, zu brennen und die Ergebnisse mit den verschiedenen Töpferwaaren der sinesischen, der deutschen und französischen Werkstätten zu vergleichen. Die mannichfachen Erfordernisse zu den Versuchen des Meisters, die Zeit, welche er oft seinen Brodarbeiten entzog, um sie auf

seine Versuchsarbeiten zu verwenden, ließen ihn immer ärmer werden, bis zuletzt sein Unterhalt sehr in Frage kam. Gerade in dieser Zeit der äußersten Noth, wo ihn alle Welt als wahnsinnigen Gecken verlachte, brachte er aber das blaßgelbe-Steingut zu wege, das sich durch gefällige Farbe, durch schönen Glanz und Festigkeit auszeichnete. Alsbald konnte der Meister in dieser Gattung Geschirre aller Art bilden, welche allenthalben mit Freude aufgenommen wurden. Die Bestellungen häuften sich in kurzer Zeit in der Weise, daß der Töpfer sich anders einrichten, sich nach Gehülfen umsehen mußte. Um 1750 hatte er schon eine bedeutende Werkstätte in der Nähe der Stadt Newkastle, die er für sein Geschäft äußerst gelegen fand.

Jetzt einmal über die dringendsten Lebensfragen emporgehoben, dachte er nicht daran, blos die Früchte seines Fleißes zu genießen, sondern strebte er rastlos weiter, auch das zu erreichen, was Deutsche und Franzosen schon erreicht hatten. Nicht gar lange hatte er versucht, als er eine neue Art, das schwefelgelbe Steingut, erfand, das durch den Wechsel der Hitze und Kälte nicht angegriffen wird, das den Wirkungen aller Säuren widersteht, einen schönen Glanz annimmt und von außerordentlicher Festigkeit ist. Da der Meister auf gefällige Formen sah, bei seinen Gefäßen schöne Zeichnungen und Malereien anbrachte, so gewann er einen außerordentlichen Absatz, mußte er jetzt jedes Jahr neue Gebäude an seiner Werkstätte aufführen, mußte er die Zahl seiner Gesellen stets verdoppeln. Da er jetzt bald auch weißes Porzellan, ein eigenthümliches, zartes, durchscheinendes, in jede Farbe hineinschimmerndes, das er Jaspisporzellan nannte, erfand, erwuchs seine Werkstätte, welcher er den Namen Etruria gegeben hatte, bald zum Dorfe, zum Flecken, wuchs in gleichem Maße das Vermögen des früher so dürftigen Töpfers.

Fortgesetzte Versuche desselben führten noch zu neuen Arten von Töpferwaaren; eine derselben nannte er Basalt, weil sie

an Farbe wie an Stärke dieser Steinart gleich kommt, sogar Feuer dem Stahl entlockt, aller Einwirkung der Säuren widersteht, und so fest ist, daß sie als Probierstein bei edeln Metallen angewendet werden kann. Eine andere Gattung, welche er Terra Kotta nannte, ahmte den Granit und Porphyr nach. Biskuit-Porzellan nannte er eine achatähnliche, sehr starke und feste, und Bamboo eine ähnliche, rohrartig gestreifte Masse, die alle als Abarten des weißen Porzellans betrachtet werden können. Jede neue Erfindung vermehrte die Bestellungen, den Absatz und die Bevölkerung Etrurias, gab dem Namen Wedgewood einen höheren Glanz.*) Der Meister starb nach so glänzenden Erfolgen im Jahr 1795, allgemein betrauert von allen Freunden des britischen Gewerkfleißes, am meisten aber von seinen Arbeitern, die in ihm einen theilnehmenden Freund verloren.

Lorenz Helmle.

Lorenz Helmle, geboren zu Breitnau auf der Höhe des Schwarzwaldes im Jahr 1783. Der Vater war Uhrenmaler, malte die Zifferblätter und andere Zierrathen der hölzernen Uhren, die noch auf dem Schwarzwalde in so großer Menge gefertiget werden. Er war sehr fleißig, konnte aber trotz seines Fleißes kaum das tägliche Brod für die Seinigen schaffen und

*) In der That machten auch seine großen Werkgaben ihrem Namen keine Unehre, denn in ihnen lebten die schönen Formen der etrurischen Töpferkunst wieder auf und bildeten sich mit Geschmack fort. Wedgewood ruhte nicht eher, bis er auch das Kunstreichste und Schwierigste nachgebildet hatte, was vor allen die durch ihn zum Gemeingut gewordene sogenannte Portlandvase darthun mag.

mußte die Kinder, so wie sie einigermaßen zur Arbeit tauglich waren, in fremde Dienste geben. So trat dann auch der arme Lorenz in seinem sechsten Jahre schon als Hirtenknabe in die Dienste eines benachbarten Bauern, hütete dessen Vieh auf den Hochebenen an den Hängen des Schwarzwaldes. Er kannte bald alle Schluchten und Pfade vom hohen Feldberge an bis zur Hochwarthöhe. Als aber Lorenz höher gewachsen, mit zunehmenden Jahren auch mehr Fertigkeiten entwickelte, dem Vater nachzuzeichnen pflegte und zwar so schön und sauber, daß der alte Uhrenmaler erstaunte, nahm er den Jungen wieder zu sich und unterrichtete ihn in der Kunst, so gut er es immer vermochte. Auch der jüngere Bruder Andreas, der ebenfalls einige Jahre als Hirtenknabe gedient hatte, ergriff jetzt den Pinsel, schloß sich an den älteren Bruder mit regem Fleiße an. Binnen Kurzem war die Werkstätte des Meisters Helmle im ganzen oberen Schwarzwalde berühmt, übertrafen die daraus hervorgehenden Arbeiten bei weitem alle übrigen derartigen Waaren. Eine Schwester der jungen Schwarzwälder, die in Freiburg als Magd diente, verheirathete sich mit einem dortigen Wirthe, der in ziemlichen Vermögensverhältnissen stand, und lud nun die Brüder ein, die Stadt zu besuchen. Freiburg, durch seine Lage und Bauart eine der schönsten Städte Süddeutschlands, durch das Münster, dessen Schnitzwerke, Gemälde und Glasmalereien ein Heiligthum der Kunst, war für die jungen Leute nach allen Seiten hin anregend, und so beschlossen sie denn um das Jahr 1817 sich dorten niederzulassen, dorthin ihr Geschäft zu verlegen.

Lorenz war nun jede freie Stunde im Münster, bewunderte die schönen alten Glasgemälde, trug sich mit dem Gedanken, ob dieselben nicht eben auch nachzubilden seien, trotz dem, daß man allgemein behauptete, die Kunst sei ganz verloren gegangen. Zufällig lernte er einen alten Herrn, einen Sammler und Schätzer von Alterthümern, den ehemaligen Johanniterordenskom-

thur Reinach, kennen, der dem jungen strebsamen Manne den Zutritt zu seinen Sammlungen gestattete, sich oft und lange mit ihm zu unterhalten pflegte. Als nun die Unterhaltung einmal auf die Glasmalerei kam, als Helmle sich äußerte, daß er die Kunst nicht für verloren erachte, daß er sich wohl fähig fühle, manche der alten Farben auf Glas wieder herzustellen, ermunterte der alte Herr ihn auf das dringendste, und als der junge Mann wirklich Anstalten zu dem Versuche machte, ließ es der malteser Ritter nicht an Unterstützung fehlen.

Lorenz schmelzte und mischte nun Glasfarben, malte und brannte die Zeit hindurch, welche ihm seine übrigen Geschäfte frei ließen; während Reinach seine Bücherei durchstöberte, jede Handschrift, jedes alte Werk durchspähte, um irgend Aufschluß über das Verfahren der Alten in Betreff ihrer Arbeiten zu finden. Der Johanniterordensritter, der mit zeitlichen Gütern obendrein gesegnet war und dazu keine Erben hatte, half auch mit Geldmitteln nach, sobald er nur sah, daß die Hülfe nicht an einen Unfähigen verschwendet sei. Durch das Malen der Zifferblätter hatte Lorenz eine gute Vorschule gemacht, durch den Aufenthalt in Freiburg, durch die Betrachtung und die Vergleichung der Glasmalereien des Münsters hatte er tüchtige Anknüpfspunkte, welche er so benutzte, daß er eine Farbe nach der anderen bereiten lernte, daß er bald die schönsten Farben der Alten wiedergeben konnte, ja an Mannichfaltigkeit die Alten übertraf.

Als Helmle nun seiner Sache gewiß war, verwandte er seinen ganzen Fleiß auf die Glasmalerei, und sein edler Gönner bestellte 1822, um ihn in die große Welt einzuführen, um zugleich ein öffentliches Denkmal zu stiften, die Fenster der unteren Seitenkapellen des Freiburger Münsters, deren Gemälde in früheren Zeitläuften verdorben und durch weißes Glas ersetzt worden waren. Lorenz wählte die Leidensgeschichte des Heilandes nach Albrecht Dürer, und führte dieselbe so schön,

so trefflich durch, daß alle, welche die Bilder sahen, auch davon ergriffen wurden. Nach diesen Erfolgen, welche die Wiedererweckung der Glasmalerkunst so glänzend bewiesen, hätte man für ihn eine glänzende Laufbahn erwarten dürfen; leider aber war seine Stellung in Freiburg, die ihn auf die Pfade der Erfindung geleitet hatte, nicht auch geeignet, ihn diese Erfindung ausbeuten zu lassen; zudem war die Zeit für Kunst und Künstler ungünstig gestimmt, indem das vollständige Gelingen seiner Versuche zu bald nach den Kriegen fiel, in welchen Deutschland die Napoleonische Uebermacht zertrümmern half. Das Vaterland hatte für Helmle damals nur unfruchtbare Bewunderung, und nur aus England und Frankreich langten Bestellungen an. Als endlich im Vaterlande wieder reiferer Kunstsinn, Geschmack für die angestammte Kunst erwachte, hatten sich schon viele gewerbfleißige Köpfe die Mittel des Erfinders angeeignet und in gelegneren Plätzen, mit reicheren Hülfsquellen versehen, ausgebeutet. In München, in Berlin, in den Niederlanden erstanden große Werkstätten der Glasmalerei, die in der Größe ihrer Arbeiten bald den Erfinder übertrafen, ihn sogar im Glanze mancher Farben hinter sich zurück ließen. Als man begann, die Kirchen wieder mit dem herrlichen Glasschmucke auszustatten, als sogar reiche Bürger ihre Wohnungen durch gemalte Scheiben zu schmücken anfingen, waren schon aller Orten Glasmaler geschäftig, welche den Gewinn bezogen, den Helmle hätte beziehen können, wenn er seine Erfindung geheimer gehalten oder eigennütziger auszubeuten verstanden. Von Mainz jedoch wurden zwei große Fenster für den Dom, für die Kirche von Bergheim bei Köln auch einige Fenster bestellt; sonst aber ward der Meister wenig von Deutschland aus beschäftiget, wenn man die Aufträge ausnimmt, welche durch die nächsten Umgebungen seiner Heimat veranlaßt wurden.

Im Jahr 1845 verlor Lorenz seinen treuen Bruder Andreas, der stets mit ihm zusammen gearbeitet, besonders die geschäft-

liche Seite des Gewerkes auf sich genommen hatte. Von dieser Zeit ab welkte er langsam dem Grabe zu. Sein Leben, so vielen Arbeiten, so mannichfachen Entbehrungen ausgesetzt, sollte jedoch eines schönen Abends nicht ganz entbehren. Hatte die Welt auch den Erfinder der Kunst vergessen, so sah dieser zwei Söhne, die ihm seine Gattin, eine Jugendfreundin vom Schwarzwalde, Katharina Gutmann, geschenkt hatte, thätig für die Kunst heranwachsen, sah sich und seine Bestrebungen in denselben wieder aufleben. Er starb am 15. Februar 1849, und hinterließ, wenn auch kein bedeutendes Vermögen, neben dem Ruhme seiner Erfindung noch den eben so schönen Ruhm eines durchaus redlichen, biederen, wohlwollenden, anspruchlosen und bescheidenen Mannes.

Die Bekleidungsgewerke.

Bei den kräftigen Altvordern galt unter Männern nur die rohe Kraft, wurden, als sich Gewerke ausbildeten, nur jene, welche bedeutenden Kraftaufwand erforderten, vorzüglich von Männern betrieben; die übrigen, besonders jene, welche sich auf Bekleidung bezogen, als Weben, Spinnen, Schneidern, würden den Frauen aufgebürdet. Selbst Frauen der mächtigsten Herren arbeiteten nicht blos für ihre Gatten, sondern für das ganze Haus, und der Name Livree soll sich von der jährlichen Lieferung eines Gewandes an die gesammte Dienerschaft herleiten. Als bei vorschreitender Bildung und wachsendem Reichthume Sitte und Gebrauch künstlichere Bekleidungen erheischten, waren die Männer, welche sich zu deren Fertigung hergaben, eben weil sie Frauenarbeit übernahmen, von den übrigen verachtet und verspottet. Diese Verachtung, dieser Spott hat sich durch die Jahrhunderte vererbt, so daß selbst einer unserer größeren Dichter, Göthe, ein Spottlied auf die Schneider verfertigte, in diesen alle Feigheit und Niedrigkeit vereinigt sehen wollte. Freilich hätte dieses Vorurtheil längst vor glänzenden Beispielen von Muth und Kraft auch unter diesem Gewerke schwinden sollen: hat sich doch ein Schneider, Johann von Leiden, weiland in Münster, wenn auch nur auf kurze Zeit, zum Königthume emporgeschwungen; hat doch ein anderer, Dörflinger, ein Jahr-

hundert später die brandenburgischen Heere zum Siege geführt. Auch in der neuesten Zeit sind Beispiele nicht selten, daß sich Schneider durch hohen Muth ausgezeichnet. Als Freiburg im Jahre 1848 durch die hessischen und nassauischen Schaaren erstürmt wurde und die Aufständischen alle vor dem Geschütz und dem geordneten Kriegswesen die Flucht ergriffen; blieb ein Schneidergeselle allein bei der letzten Kanone stehen, trotzte dem Kugelregen, der um ihn niederschlug, und versuchte mehr als vierzigmal das gegen die Sieger gerichtete Geschütz, das aber stets versagte, loszubrennen. Erst als die Krieger ihm so nahe waren, daß sie ihn mit dem Schwerte erreichen konnten, warf er seine Lunte in den Schwarm und rettete sich glücklich, trotz der Schauer von nachgesendeten Kugeln. Ein männlicherer Muth hat sich während all der Kämpfe dieser Zeit nicht hervorgethan. — Daß neben dem Muthe sich auch andere edlere Gesinnung unter diesen Gewerken zeigen kann, wird die Lebensgeschichte mehrerer Meister darthun. Auch die Schusterzunft gab dem Vaterlande einen tiefen, wenn auch schwärmerischen Denker in Jakob Böhme und einen der fruchtbarsten Dichter, der je gelebt hat: Hans Sachs.

Adelheid Seligmann.

Adelheid Seligmann, geboren 1766 in Wetzlar, wo ihre Eltern, ihr Vater Seligmann, ihr Großvater Rafael, schon als Goldsticker bedeutenden Ruf hatten. Von ihrer zartesten Jugend an hatte das Mädchen Sinn für schöne Formen und Farben, wußte bald mit der Nadel so künstliche Arbeiten hinzuzaubern, daß sie den Vergleich mit den Werken der besseren Sticker aushielten. Im Jahr 1786 zog Seligmann, der

indeß verwittwet war, mit seiner einzigen Tochter nach Arolsen, dem Sitze des Fürsten von Waldeck. Dorten verehelichte er sich zum zweiten Male und starb im Laufe der Jahre fast zugleich mit seiner Gattin, acht Töchter in gedrückten Verhältnissen hinterlassend, Kinder, die noch unfähig waren, etwas für sich zu thun. Adelheid trat unter diesen verzweifelten Umständen mit nachhaltigem Heldenmuthe für ihre Geschwister ein, arbeitete unermüdlich, setzte das Geschäft ihres Vaters fort, stickte in Gold, in allen verlangten Stickweisen, trieb alle Nadelarbeiten und unterrichtete andere Mädchen in weiblichen Arbeiten; dabei pflegte sie noch ihre verwaisten Geschwister mit mütterlicher Zärtlichkeit und erzog sie alle zur Thätigkeit, zu einer ehrenvollen Häuslichkeit. Zehn Jahre lang war sie derweise die einzige Stütze, der einzige Trost einer zahlreichen Sippenschaft. Während dieser Zeit ernannte sie der damalige Fürst Friedrich von Waldeck zu seiner Hofstickerin, wies ihr alle Areiten seines kleinen Hofes, selbst manche für auswärtige Herrschaften zu. Im Jahr 1796 verehelichte sie sich mit dem Lehrer Hermann Levi Elkan, mit einem Manne, der allgemeine Achtung genoß und dieselbe in hohem Grade verdiente. Die französische Staatsumwälzung, welche sich um diese Zeit bemerkbar machte, beunruhigte auch das stille Arolsen; die Stadt, wie das fürstliche Schloß füllten sich mit französischen Auswanderern, die meist den ersten Gesellschaftssälen der Hauptstadt angehört hatten. Mehrere der ausgezeichnetsten Damen, welche Gelegenheit hatten, die Arbeiten Adelheids zu sehen, ließen sich die Stickerin vorstellen und gestanden ihr, daß sie in Paris keine so kunstgewandte, keine so geschmackbegabte Künstlerin gekannt hätten, und erbaten sich ihren Unterricht; so zählte sie denn unter andern die Marquise von Roche-Lembert und die Gräfin von Veronettes unter ihre Schülerinnen.

Die Auflösung des deutschen Reiches hatte für die Geschäfte

der Stickerin eine so mißliche Lage herbeigeführt, daß sie sich nach einer andern Heimat umzuschauen genöthiget war. Köln war in der Zwischenzeit an Frankreich gefallen, stand jetzt unter freisinnigeren Gesetzen, mußte jetzt auch den Juden, den es früher von sich gestoßen hatte, als Bürger dulden. In Köln konnte sie also Zuflucht und Beschäftigung zu finden hoffen. Im Jahr 1805 zog Hermann Levi mit seiner Gattin und seinem Söhnlein nach Köln und suchte sich anfangs in dem gegenüberliegenden Deutz eine bescheidene Wohnung.

Zufällig machten die Einwanderer während der ersten Tage ihres Aufenthaltes die Bekanntschaft eines einflußreichen Mannes, des Präsidenten Begasse, der Adelheid gleich vermochte, seinen Töchtern in ihrer Kunst Unterricht zu ertheilen. Adelheid folgte mit Freuden der Einladung, suchte im Hause des Gönners das Kunstgefühl zu wecken, das sie beseelte, und hatte später die Freude, aus diesem Hause einen berühmten Maler hervorgehen zu sehen, an dessen Jungendbildung sie gleichfalls Theil genommen. Durch ihren Gönner ward sie im Laufe der Zeit allen Einflußreichen der Stadt empfohlen, dadurch aber als Lehrerin in den ersten weiblichen Erziehungsanstalten der Stadt angestellt, mit allen Freunden und Gönnern der schönen Künste bekannt. Wenn die Kunstkenner und Kunstforscher Wallraf und De-Noel, wenn die Maler Mengelberg und Grein etwas Schönes in Stickarbeit auszuführen hatten, nahmen sie die Fertigkeit Adelheids in Anspruch und waren sicher, durch dieselbe Ehre einzulegen.

Schon in den Zeiten des verkommenen Geschmackes hatte die Stickerin die ausschweifenden Richtungen desselben zu mildern gewußt, hatte sie mit Sinnigkeit und Nachahmungslust viele aus dem Mittelalter stammende Werke ihrer Richtung betrachtet, dieselben mit Selbstständigkeit nachzubilden gesucht, durch sie geläutert, andere Richtungen veredelt. Jetzt arbeitete sie frei nach derselben Präge, wo sie sich denn um so mehr

als Schmückerin der Kirchen befähigte, als welche sie oft, sowohl von christlicher als jüdischer Seite, in Anspruch genommen wurde. Für alle Synagogen des Rheinlandes, für die bedeutendsten Westfalens stickte sie die üblichen Vorhänge; für sehr viele katholische Kirchen in und um Köln fertigte sie die Priestergewänder, die Tücher, wie den sonstigen Schmuck der Altäre. Für den Erzbischof Spiegel vom Desenberge vollendete sie mehrere vollständige Kirchenfestanzüge. — Nicht minder ward ihre Kunstfertigkeit von den Großen beansprucht: 1816 stickte sie für Bernadotte, König von Schweden, einen silbernen Ordenstern und im Jahr 1818 schmückte sie drei kostbare Briefmappen für den Zar Alexander von Rußland, den Kaiser Franz von Oesterreich und den König Friedrich Wilhelm von Preußen, welche die Fürstin von Thurn und Taxis diesen Machthabern überreichte, als sie nach Aachen zum Fürstentage zogen.

Lange Jahre hindurch half sie, wo bei Kriegs- oder Friedensfesten Glanz und Pracht entfaltet werden sollte, mit sinnigem Kunstfleiße und genoß fortwährend die Achtung Aller, welche die fleißige und wohlthätige Frau kennen lernten. Ihren einzigen Sohn erzog sie mit aller Liebe und Sorgfalt und hatte auch bald die Freude, in ihm Geschmack und Sinn für Schönheit zu entdecken, ihn in ihre Kunstrichtung einführen zu können. Es ist dieses der Steinzeichner und Maler Levi-Elkan, der sich durch seine Ziermalereien in mittelalterlicher Weise unter den deutschen Künstlern einen Namen erworben hat. Bei diesem Künstler lebt gegenwärtig die hochbetagte Frau noch frischen Geistes, noch immer regsam und geschäftig, obschon zu den künstlicheren Arbeiten die Schärfe des Auges, die Sicherheit der Hand wohl nachgelassen haben mag.

Georg Stulz.

Georg Stulz wurde 1768 zu Kippenheim bei Mahlberg geboren. Sein Vater war ein fleißiger Schneidermeister des wohlhabenden Dorfes, der seinen Sohn, als er das gehörige Alter erreicht und einige Schulbildung genossen hatte, wie sie die Dorfschule in damaliger Zeit zu geben vermochte, auch zu seinem Gewerke, zum Fleiße und zur Ordnung erzog. Der Vater wünschte sehnlichst, den Sohn bei sich behalten, ihm später seine zahlreiche Kundschaft abtreten zu können; allein der Sohn brannte von Eifer, die Welt zu sehen, mehr in ihr zu erlernen, sich weiter fortzubilden, als die Schule ihm beigebracht hatte. Nach inständigen Bitten brachte es der Sohn endlich dahin, daß ihn der Vater nach Karlsruhe zu einem tüchtigen Meister in die Lehre that. Mit allem Eifer widmete sich hier der Jüngling seinem Gewerke, und trachtete in seinen freien Stunden sich die Bildung, die Kenntnisse zu verschaffen, die ihm die Dorfschule nicht gewähren konnte. Sobald er die Lehrzeit überstanden hatte, reiste er mit väterlicher Erlaubniß, um nach dem Gebrauche junger Werkgesellen sich durch eine Wanderfahrt weiter auszubilden, zuerst nach Frankfurt, wo er längere Zeit arbeitete. Von Frankfurt wanderte er wieder rheinaufwärts in die Schweiz, und zwar nach Genf, wo er zwei Jahre lang thätig war, über der Arbeit die französische Sprache fertig erlernte. In Genf wurde der junge Schneider mit mehreren Dienern eines reichen Briten bekannt, und als er sich diesen äußerte: wie er gerne einmal hinüber wandern möchte, England und dessen glänzende Hauptstadt zu sehen, bewirkten diese leicht bei der Herrschaft, daß er in das Reisegefolge aufgenommen wurde. In London angekommen, suchte er, der Landessprache noch nicht mächtig, Arbeit bei Meistern, die er bald fand; seine freie Zeit benutzte er, um das Englische

zu erlernen, um sich mit den Sitten und Bräuchen bekannt zu machen. Bald konnte Stulz die Engländer verstehen, sich denselben verständlich machen; er versuchte daher auch nun, sich selbstständig niederzulassen. Da er sich in der englischen Sprache wohl auszudrücken wußte, unter vielen andern nützlichen Kenntnissen und Erfahrungen auch die Höflichkeit und die Kunst des gefälligen Umganges mit Menschen sich angeeignet, da er noch durch die Herrschaft, welche ihn von Genf mit nach England geführt, andern vornehmen Briten empfohlen wurde, konnte es nicht fehlen, daß er bald in eine Lage kam, die er in seiner Heimatgegend schwerlich erstrebt haben würde. Je weiter aber Stulz in seinen geschäftlichen Verhältnissen vorrückte, desto mehr Sorge trug er immer, Besseres und Schöneres zu liefern, seine Kunden mit dem Neuesten rasch zu bedienen. Der Trachtenwechsel brachte oft Seltsames, oft Häßliches zur allgemeinen Geltung; aber des deutschen Meisters natürlicher Geschmack wußte in der Gewandung auch das Seltsamste so zu wenden, daß es gefällig wurde, daß es sich dem Schönen wieder näherte.

Je mehr er über dieser Arbeit zu Vermögen gelangte, desto fleißiger, desto sparsamer wurde er, desto mehr trachtete er nach jeder Richtung hin zu leisten. Seine Kundschaft wuchs daher von Tag zu Tag, sein Name ward, was in England von unberechenbarem Einflusse für den Geschäftsmann ist, in London bekannt. Die Söhne des königlichen Hauses, besonders der nachmalige König Georg IV., ließen alles bei ihm arbeiten. Durch Vermittlung dieser Hochgestellten erhielt er denn auch die Lieferungen der reichen Bekleidungen der königlichen Leibwache, besonders der goldgestickten Gardehusaren.

Als einmal Stulzens Geschäft auf dieser Höhe stand, wollte jeder Bedienstete des Heeres, jeder Mann von Ton von ihm gekleidet sein, konnte er sein Geschäft stets nach einem größeren Maßstabe anlegen, hatte er bald seine Arbeiten nicht nur durch ganz England zu versenden, sondern bis in ferne Weltgegen-

den, nach Ostindien, nach Westindien zu liefern. Er war genöthiget, sein Geschäft in eine große Werkhaltung (Fabrik) umzubilden, einen Saal nach dem andern als Werkgaden mit Arbeitern zu besetzen.

Daß unter solchen Beziehungen sein Vermögen auf eine rasche Weise wachsen mußte, läßt sich denken, um so mehr, da er in seinen Bedürfnissen sich stets gleich blieb, da er dieselbe Mässigkeit, denselben Fleiß übte, und sich von jedem unnöthigen Aufwande fern hielt.

Eine unglückliche Herzensneigung hielt ihn ab, sich zu vermählen; da er also keine eigenen Kinder zu erziehen hatte, nahm er sich der Erziehung der Kinder seiner Schwestern an, welche beide an schlichte Landleute seines Heimatortes vermählt lebten; ließ deren Töchter und Söhne abwechselnd nach London kommen und versäumte nichts, ihnen dort eine gründliche Bildung zu geben. Wie sparsam der Meister sein mochte, was seine Verhältnisse betraf, so mildthätig war er gegenüber der Armuth, so freigebig gegenüber seinen unbemittelten Verwandten. Nicht blos das Elend, welches er vor sich schaute, durfte darauf rechnen, von ihm getröstet zu werden, sondern auch das ferne, das erahnte, rührte ihn, hatte sich seiner Unterstützung zu erfreuen. Mehrere Armenanstalten der Heimat wie seines Wohnortes erhielten von ihm bedeutende Mittel, und als einmal in einer Versammlung Deutscher, die in London ansässig, die Rede war von einer Anstalt zur Unterstützung nothleidender deutscher Arbeiter, als jeder das Seinige dazu beitrug, ließ Stulz alle übrigen vorher zeichnen, und warf am Schlusse der Verhandlung das für die Anstalt aus, was noch fehlte, um den Kostenanschlag zu vervollständigen, obgleich der Betrag sich auf 10,000 Pfunde belief.

Dreißig Jahre verlebte Stulz unter unausgesetzter Thätigkeit in der britischen Hauptstadt; nach Verlauf dieser Zeit fühlte er seine Gesundheit dermaßen angegriffen, daß er das Bedürfniß

nach Ruhe sich nicht länger versagen durfte. Er wäre gerne in seine deutsche Heimat zurückgekehrt, doch bewog ihn ärztlicher Rath, ein südlicheres Land zu seiner Genesung zu wählen. Er zog daher nach Frankreich, dessen Sprache er sich schon im Beginne seiner Laufbahn angeeignet hatte. Zu Ende des Jahrs 1817 ging er von Paris, dem veränderlichen Winterwetter auszuweichen, nach dem Süden, bestimmte sich nach einigem Umherziehen für Hyeres. In der Sommerzeit zog er wieder nach Paris zurück; bald aber war er des geräuschvollen Lebens der Hauptstadt so überdrüssig, daß er sich entschloß, für immer sich im Süden anzubauen. Er siedelte nach zwei Jahren für fest nach Hyeres über. Das beträchtliche Vermögen, welches er aus England mit hinübergeführt hatte, vermehrte sich um diese Zeit noch außerordentlich, da er auf Anrathen eines weitblickenden Freundes vieles in französischen Staatspapieren anlegte, welche damals nach dem Sturze Napoleons sehr gesunken waren, sich aber im Laufe der ruhigeren Zeit rasch hoben. Er kaufte sich jetzt nach und nach in dem freundlichen Städtchen an, richtete sich ein, und lebte von nun an ein stilles, beschauliches, aber heiteres Leben. Sein Haus war wohnlich, nicht prächtig, seine Einrichtungen waren bequem, angenehm und schön, ohne sich in's Ueppige, Ueberladene und Eitle zu verlieren; sein Garten war reizend, entfaltete allen Reichthum der Pflanzenwelt, den der Himmel dieses milden Erdwinkels gedeihen läßt. Hier wandelte der alternde Schneidermeister unter seinen Palmen und Akazien, übte die Gastfreundschaft und streute Wohlthaten, die einem Fürsten zur Ehre gereicht haben würden. Die Kinder seiner Schwestern belebten seine Haushaltung, die tüchtigsten Männer Südfrankreichs besuchten den freundlichen Weisen, waren stolz auf seine Freundschaft, und mancher Reisende sprach ein, den seltenen Mann und seine Umgebung kennen zu lernen. Hatte er schon in dem Treiben seines ausgedehnten Geschäftes ein Auge, ein

Herz für fremde Leiden gehabt, so war jetzt Wohlthätigkeit das Geschäft, die Bedingung seines Lebens geworden. Jeder Arme fand in dem Hause Stulzens seinen Säckelmeister, seinen Tröster und Rathgeber. Stulz gab nicht nur, er gab mit Einsicht, mit kluger Berechnung des Vortheiles, den er dem Nothleidenden, dem Gemeinwesen dadurch bezwecken könne. So nahm er sich denn, selber freisinnig in seiner Glaubensrichtung, der in Frankreich noch vielfach bedrückten evangelischen Kirche an; unterstützte die Bibelgesellschaft, war einer der Hauptwohlthäter der protestantischen Gemeinde in Marseille, stand an der Spitze der Männer, welche in Toulon eine protestantische Gemeinde stifteten, eine Kirche erbauten. Seiner Lieblingsstadt Hyeres, die bis dahin keine öffentlichen Wasserleitungen und Brunnen hatte, schenkte er 10,000 Franken und mit diesen die nachhaltige Wohlthat, die unter dem südlichen Himmel doppelt schätzbar ist.

Obgleich entschiedener Evangelischgesinnter, unterstützte er dennoch andere Richtungen, wenn sie der Unterstützung bedurften, bereitwillig. Zu wiederholten Malen schenkte er dem Krankenhause wie dem Unterstützungsvereine in Hyeres bedeutende Mittel, und deckte den größten Theil der Kosten, als diese Stadt dem bekannten, aus ihr hervorgegangenen Prediger Massillon ein Denkmal setzen sollte. Auf gleiche freigebige Weise trug er zum Schmucke der Stadt bei, als es sich darum handelte, eine verfallene denkwürdige Kirche des frühesten Mittelalters wieder herzustellen, und schenkte dann, als die Kirche wieder hergestellt war, eine kostbare Orgel.

Ueber den Wohlthaten, die er in seiner Umgebung verbreitete, vergaß der Meister sein Vaterland nicht, lebte und webte er in seiner fernen Heimat und nahm an den geringsten Vorfällen dort den lebendigsten Antheil. Zu mehreren Malen sandte er bedeutende Geldmittel in seinen Geburtsort, um damit den Nothleidenden der katholischen wie der evangelischen Gemeinde

unter die Arme zu greifen. Im Jahr 1829 gründete er ein Krankenhaus in Kippenheim für Fremde und Einheimische jeder Glaubensrichtung, warf die Mittel aus, um von deren Zinsen in der Gemeinde jährlich zwei Knaben in einem Gewerke unterrichten zu lassen. Großartige Geschenke machte er der Lehrerbildungsanstalt und der Gewerkschule in Karlsruhe, der Leopold-Stiftung, wie der Karl-Friedrich-Stiftung derselben Stadt. Er ließ die schadhaft gewordene Kirche zu Kippenheim zu gemeinsamem Gottesdienste wiederherstellen und sandte außerdem im Jahr 1831, als der Rhein durch Ueberschwemmung viel Elend angerichtet hatte, große Geldbeiträge (25,000 Franken), dasselbe zu mildern. Im Frühlinge des Jahres 1832 sandte er den Betrag von 200,000 Franken an den Großherzog von Baden, um damit in Lichtenthal bei Baden eine Waisenanstalt zu gründen. In Folge so großartiger Geschenke, die für die Heimat wohl an 400,000 Franken betragen haben mögen, ward der alte Schneidermeister zum Ritter des Zähringer Ordens ernannt und in den Freiherrnstand erhoben, eine Gunst, um welche er nie gebuhlt hatte, die er jedoch annahm, weil er sie mehr als Ausdruck der Volksliebe, denn der Fürstengunst ansah; und in der That war er in seiner Heimat wirklich ein Volksmann geworden.

Stulz sollte die Eröffnung der letztgenannten großartigen Anstalt nicht erleben; am 17. November 1832 fühlte er Morgens sich besonders unwohl, war am Abend selben Tages schon eine Leiche. Sein Tod erregte allgemeine Theilnahme; die Volkswehr geleitete seinen Leichnam zur Ruhestätte und die Stadt Hyeres errichtete ihm auf ihrem schönsten Platze, von dem aus man die See beherrscht, unter Palmen einen Obelisk. Er hatte einst zu seinem Vergnügen (1830) ein Seeschiff erbaut, hatte das Mittelmeer mit der Flagge seiner Heimat befahren; dafür setzte die Heimat ihm später ein bescheidenes Denkmal, eine deutsche Fiale in seinem Geburtsorte Kippenheim,

dem von ihm gestifteten Krankenhause gegenüber. Größere Denkmale hat sich dieser seltene Schneider selber in seinen Anstalten errichtet.

Peter Dieterich Holthaus.

Peter Dieterich Holthaus, geboren am 16. Juni 1808 zu Werdohl, einem Dörfchen in der Grafschaft Mark am Lenneflüßchen. Er war der älteste Sohn eines armen Schneiders, der außer ihm noch drei Kinder zu erziehen hatte. Von seinem 6. bis 10. Jahre durfte er die Dorfschule besuchen, trotz seiner heißen Lernbegierde aber sehr unregelmäßig, weil ihm noch oblag, das Holz für den Hausbedarf aus den umgebenden Waldungen zusammenzulesen und heimzuschleppen. Der Vater, welcher den Eifer des Sohnes für Bücher bemerkte, glaubte demselben als verderblich begegnen zu müssen, und züchtigte den Sohn oft derb ab, wenn er denselben über einer Erdbeschreibung oder einem Geschichtswerke antraf. Mit dem 11. Jahr wurde er ganz mit ins Geschäft gezogen, mußte er bei seinem Vater, oft auch bei andern Meistern zur Aushülfe schneidern. In seinem 13. Jahr bekam der lehreifrige Knabe auf Nachsuchen des Pfarrers, der die Aufnahme in die Christengemeinde leitete, die Erlaubniß, noch 5 Monate hindurch die Schule besuchen zu dürfen; dann aber mußte er gleich des kränkelnden Vaters ganzes Geschäft übernehmen, zur Stütze der Seinigen dienen. Leider starben nun zwei seiner jüngeren Geschwister, starb Vater und Mutter rasch hintereinander. Da der jüngere Bruder bald in die Lehre kam, konnte Dieterich die Wanderschaft, auf welche er so sehnsüchtig gehofft hatte, antreten und zwar am 2. Mai 1824. Fünf Jahre lang wan-

derte er nun als Handwerksbursche durch Deutschland, sah Berlin, Stettin, Warschau, Schlesien, Sachsen, Baiern und Oesterreich; überall in den größeren Städten eine Zeitlang arbeitend, sowohl sich in dieser Arbeit zu vervollkommnen, sich die Sitten und Gebräuche der Gegend zu beobachten, als sich etwas zu verdienen, um damit die fernere Reise bestreiten zu können. In den zwei folgenden Jahren durchwanderte Holthaus die ungarischen Lande und Siebenbürgen, und machte einen längeren Abstecher in die Walachei, nach Bukarest, nach Krajowa. Durch die Brechruhrseuche wurde aber jetzt seine Reise unterbrochen, der Reisende gezwungen, bei Orsowa eine Gesundheitshaft zu bestehen, die für den armen Schneider mit sehr vielen Unannehmlichkeiten verknüpft war. Krank schleppte er sich dann weiter die Donau, dann die Theis hinauf, und gelangte nach manchen Querzügen nach Polen. Hier arbeitete er erst in einigen Landstädtchen, dann in Warschau, wo er bis zum Jahr 1835 weilte. Eine Hautkrankheit trieb den wanderlustigen Gesellen in die böhmischen Bäder; ziemlich geheilt durchwanderte er nun wieder das Salzburger Land und Tyrol, wo ihn, im Begriff nach Italien zu gehen, der Mangel durch das Steyerland wieder nach Wien scheuchte. Von Wien aus wanderte Holthaus im Frühling 1837 wieder die Donau hinunter durch Ungarn und die Walachei nach Konstantinopel. Im Frühling 1838 fuhr der unermüdliche Wanderbursche, welcher sich durch Arbeit in der Türkenhauptstadt einen kleinen Schatz erworben hatte, nach Alexandrien. Nach einiger Rast fuhr er nun den Nil hinauf bis Kahiro, machte von dieser Stadt aus Abstecher in die Gegend, erstieg eine der größeren Pyramiden, sah den Kopf der großen Sphinx wie die übrigen Sehenswürdigkeiten, und kehrte nach dreimonatlicher Wanderung nach Damietta zurück, schiffte sich dort nach Beyruth ein. Von Beyruth aus setzte Holthaus nach Akra über, pilgerte über den Berg Karmel nach Nazareth, dann an den See Genazareth,

nach Tiberias. Ueber Kana zog er darauf nach Jerusalem, wo er am 15. August 1838 ankam. Als die heiligen Stellen besucht waren, wurden Ausflüge nach Bethlehem und dem todten Meere gemacht, dann zog der Wanderer nach Joppe, von wo er Schiffsgelegenheit nach Beyruth fand. Ein Aufstand der Drusen in Syrien hinderte hier seine Reise, so daß er eine Gelegenheit nach Cypern benutzte, von dorten wieder nach Konstantinopel zurückkehrte.

Nachdem Holthaus längere Zeit in der türkischen Hauptstadt beschäftiget gewesen, benutzte er im Wintermond 1840 eine Gelegenheit nach Syra und setzte von dorten nach Athen über, wo er vortheilhafte Verbindlichkeiten einging. Im Mai desselben Jahrs machte er einen Ausflug nach Morea, sah Nauplia, Arkadien und Korinth, und kehrte dann wieder nach Athen zurück. Von Athen fuhr er im Juli 1840 nach Malta, wo er die Gesundheitshaft zu bestehen hatte, setzte dann die Seereise über Messina nach Neapel fort.

Zu Land reiste er nun nach Rom, schiffte sich dann in Citta Vecchia wieder nach Marseille ein. Ueber Lyon zog er nun nach Paris, ging über Brüssel und Köln nach seiner Heimat, wo er nach beinahe 17jähriger Abwesenheit wohlbehalten eintraf, als Schneider wieder zu arbeiten begann.

In den freien Stunden beschäftigte er sich nun damit, seine Reisen aufzuzeichnen, welche auch im Jahr 1841 gedruckt erschienen. Der ruhige, verständige und sinnige Ton, welcher in dem Büchlein vorwaltet, gereichte demselben zur Empfehlung, verschaffte ihm so viel Leser, daß bald eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. Der Schneidergeselle wird in seinem Werke nie abenteuerlich, desto öfter belehrend, besonders wo er im Morgenlande in frommen Gefühlen pilgert; erschließt sogar Seiten des Lebens, die gelehrten Reisenden bisher verschlossen geblieben, stets bleibt er unterhaltend. Er wurde daher auch mit seinem Reisebüchlein bald bekannt, nicht nur in

ganz Deutschland, sondern, wie es englische Beurtheilungen darthun, auch im Auslande.

Nachdem Holthaus zwei Jahre in der Heimat beschäftiget gewesen, spornte ihn die Hoffnung, in der Fremde sich eine passende Niederlassung zu gründen, wie der Trieb, neue Lande, vor allem Rußland, zu sehen, vor dessen Gränzen er schon mehrere Mal umkehren mußte, auf's Neue, seinen Bündel zu schnüren und in die Ferne zu wandern (1842), dieses Mal nach Norden; über Bremen zog er nach Hamburg, wo er während der Zeit des furchtbaren Brandes gerade geschäftig war. Nach diesen Schreckenstagen wanderte er nach Lübeck, schiffte sich dorten nach Petersburg ein. In Rußland sollte er aber die gewünschten und erhofften Erfolge nicht finden. Petersburg verließ er deshalb bald, zog über Moskau und Odessa wieder nach Konstantinopel. In dieser Stadt fand er auch wieder günstige Aufnahme und Beschäftigung; nichts desto weniger wurde ihm der Aufenthalt durch Verdrießlichkeiten mit seinem Meister so verbittert, daß er sich im Mai 1843 der Heimat zuwandte. Er zog die Donau hinauf, und fand wieder freundliche Aufnahme in Bukarest. Später wanderte er über Kronstadt und Hermannstadt nach Temeswar, wo er nach kurzem Aufenthalt erkrankte. Er ging deshalb im Sommer (1844) nach Mehadia ins Bad. Dann wanderte er über Orsowa, Pantschowa und Belgrad nach Agram, versuchte seine vollständige Heilung in den Bädern von Krapina und Töpliza. Ueber Fiume, Triest und Adelsberg wanderte er dann nach Venedig, sah Padua und Verona, und reiste von dorten durch Tyrol, Kärnthen und Steyermark nach Wien. Da er in Wien ebenfalls keine schickliche Niederlassung fand, wanderte er von dorten durch Mähren und Schlesien nach Preußen, über Breslau, Magdeburg, Halberstadt und Detmold in seine Heimat zurück; wo er sich dann, und zwar in Elberfeld, niederließ, während seiner Feierstunden die Erlebnisse seines zweiten Zuges nieder-

schrieb, welche im Jahr 1846 ebenfalls im Druck erschienen. Auch mit diesem Buche machte er Glück, obschon die Gegenden und Auftritte, die er zu schildern hat, weniger neu sind als die, welche er früher beschrieb. Durch seine Bücher ist uns vergönnt, neben dem Nützlichen und Unterhaltenden, das sie bieten, einen Blick in das Leben und Treiben, in das dichterische Fühlen und Trachten der deutschen Wanderbursche zu thun, die von ihren Kreuz- und Querzügen die mannichfaltigsten Reiseeindrücke mit in die Heimat bringen, oder sich in den weiten Landen der alten und neuen Welt zerstreuen und dort allüberall Keime der Bildung und Gesittung willkürlich und unwillkürlich ausstreuen.

Hans Sachs.

Hans Sachs ward geboren am 5. November 1494 zu Nürnberg, wo sein Vater Schneidermeister war. Da der Vater in ziemlich günstigen Vermögensumständen lebte, erhielt der junge Hans eine sorgfältige Erziehung, ward er in seinen Knabenjahren bis in sein 15. Jahr in die lateinische Schule geschickt. Nach dieser Zeit, welche der Knabe wohl benutzt hatte, mußte er sich zu einem Handwerke entscheiden. Er wählte die Schusterei, trat eben in Nürnberg bei einem Meister in die Lehre und ging nach beendigter Lehrzeit, wie es damals Sitte war und theilweise noch ist, auf die Wanderschaft. Hans reiste aber nicht nur in der Absicht, sich in seinem Geschäfte zu vervollkommnen, sich Länder und Menschen etwas aus der Nähe zu betrachten, er hatte noch ausgedehntere Absichten. Von Kindesbeinen an hatte er für Lied und Gesang eine große Neigung gezeigt, viel alte Volkslieder sich gesammelt und gesungen;

auf der Schule hatte er die Wunder von alten Helden vernommen, die Sagen von Gottheiten fremder Völker, er hatte lesen gelernt die alten Zeit- und Denkbücher seiner Vaterstadt und deren Umgebungen, hatte nachgesonnen über die alten Sagen und Mähren seines Volkes. Schon während seiner Schulzeit hatte er sich im Spiele des Reimes versucht, in der Lehrzeit aber, wo er mit andern Lehrlingen und Werkgesellen in frohen Stunden zusammengekommen, wo einmal seine Gabe bekannt geworden, wurde er so vielfach aufgemuntert, daß er recht in Uebung kam, viel schöne Lieder dichtete. Einen Lehrer und Meister hatte er in Leonhard Nunnenbeck, einem Leinweber, der damals im Rufe eines tüchtigen Liederdichters stand. Da er dadurch in seiner Vaterstadt schon einen Namen gewann, kam er zu Selbstgefühl, wollte er die Wanderzeit benutzen, sich auch in der Welt da umzuschauen, wo er sich in Gesang und Dichtung vervollkommnen könnte. In früheren Jahrhunderten war der Gesang, war die Dichtung mehr von den hochadligen Rittern betrieben worden, bei deren Festen und Turneien im Schwange gewesen; jetzt, bei dem Wachsen der Macht deutscher Städte, deutschen Bürgerthums, war das Lied in der Bürgerschaft, in der Werkgenossenschaft ausgebildet worden, war in dieser sogar der Grund gelegt zum bühnlichen Spiele, und so war es denn keineswegs auffallend, daß er als schlichter Handwerker sich im Gesange, in der Dichtkunst neben seinem Gewerke fortzubilden trachtete.

Der junge Schuster reiste also nach Regensburg, nach Passau und Salzburg, arbeitete in all diesen Städten eine Zeitlang, machte während der Arbeit Bekanntschaft mit den sangkundigen Meistern und Gesellen, theilte seine Arbeiten mit und hörte die Arbeiten Anderer an, die weniger durch Schrift und Druck, mehr noch in fröhlicher Gesellschaft singend mitgetheilt wurden; wie denn damals der Erfinder des dichterischen Liedes zugleich auch der Schöpfer des tonlichen war.

Von Salzburg ging Hans nach Tyrol. Es waren die eigenthümlichen Weisen und Sitten dieses Berglandes, die ihn anzogen. Dazu lockte ihn der Sinn nach Abenteuern in die Nähe des Kaiserhofes. Kaiser Max hielt damals gerade in Insbruck oder auf seinen tyrolischen Bergschlössern Hof, dichtete, jagte, versuchte sich in seltsamster Kurzweil. Als Schuster konnte Hans freilich sich nicht in das lustige Leben eindrängen; erfinderisch, wie er war, gab er sich daher für einen wandernden Waidgesellen aus, und wurde als solcher mit offenen Armen am Hofe aufgenommen, vom Kaiser selber als Waidmann angestellt. Der thörichte Hofhalt des dichterischen und abenteuerlustigen Kaisers scheint aber den abenteuernden Schuster bald zu kühlerer Gesinnung gebracht zu haben. Er stahl sich nach wenig Wochen wieder aus den glänzenden Reigen, zog neuerdings als Schustergeselle durch Baiern, über München nach Franken. In Würzburg und in Frankfurt hielt er sich längere Zeit auf, lernte als Arbeiter und Sänger, und wanderte dann rheinabwärts über Mainz, Koblenz und Köln bis Aachen; allenthalben, wo er neue Weisen (Töne und Bare) lernen konnte, weilte er lange arbeitend, mit offenem Aug und Ohr durch das Volk schreitend. Vom Rheine wanderte er am Nordufer bis Lübeck und kehrte über Osnabrück, Leipzig, Erfurt, Annaberg und Wien in seine geliebte Vaterstadt zurück, wo sein Vater ihn mit Sehnsucht erwartete.

Im Jahr 1516, dem Jahre seiner Heimkehr, machte er sein Meisterstück, ward er als Bürger aufgenommen, richtete er sich als Meister ein und ward bald ob seiner Arbeitsamkeit, wie seiner Liedergabe, allgemein unter seinen Mitbürgern verehrt. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft einer schönen Bürgertochter, Kunigunde Kreuzer, um die er in allem Ernste warb, mit welcher er sich 1519 vermälte. Seine Gattin machte ihn so glücklich, war so liebenswürdig, daß er sie noch im 25. Jahre seiner Ehe mit jugendlicher Glut besang.

Seine bürgerliche Stellung war bald eine solche, daß er wenig zu arbeiten, nur die Aufsicht über sein Geschäft zu führen brauchte, daß er manche Stunde des Tages sich mit dichterischen Arbeiten, mit Niederschreiben von Liedern, Gesängen und Spielen beschäftigen konnte. Viele Lieder gingen in den Mund des Volkes über, viele mögen noch heute von fröhlichen Wanderburschen gesungen werden, ohne daß man den alten ehrwürdigen Meister dahinter erkennen kann; andere wurden gedruckt und wiedergedruckt, aber ohne daß Hans sie herausgegeben, ohne daß er irgend einen Ehrensold dafür bekommen hätte. Er sang lediglich zu seiner Erholung und schrieb neben seinem Gewerke eine solche Menge Gedichte, größere und mindere, daß er den fruchtbarsten Geistern an die Seite gestellt werden kann, indem er im Jahr 1567 die Zahl seiner geschriebenen Werke, die doch bei weitem nicht alle im Druck erschienen sind, auf 6048 angibt. Erst in den letzten Lebensjahren befaßte er sich mit der Sammlung und Herausgabe derselben, worüber ihn jedoch der Tod überraschte, so daß sie erst später fortgesetzt wurde. Um 1522 begann er Martin Luthers Schriften zu lesen. Von jeher für alles Schöne, Edle und Himmlische begeistert, trat er alsbald auf die Seite der evangelischen Brüder und schrieb unter andern 1523 das bekannte Loblied, das die Aufschrift führt:

Die Wittenbergische Nachtigall,
Die man jetzt höret überall.

Er ward später mit Luther und Melanchton, wie mit mehreren andern Kirchenlehrern bekannt und blieb ein thätiges und förderndes Glied der neuen Gemeinde in Nürnberg.

Als sich ein Kreis von jüngeren sanglustigen Leuten und Werkgesellen um den Meister sammelte, ließ er sich von diesen erbitten, sie in die holdselige Kunst einzuweihen, gab er ihnen unentgeltlich Unterricht, erwarb er sich auch noch auf diese Weise große Verdienste als Bildner eines jungen Geschlechtes, das

gewiß einen größeren Aufschwung genommen haben würde, wenn der 30jährige Krieg nicht so verderblich dazwischen getreten wäre.

Um 1560 hatte Hans das Unglück, seine so heißgeliebte Lebensgefährtin zu verlieren. Zu noch größerem Unheile führte seine Wiedervermählung mit einer jüngeren Frau, die wohl nur wegen des Vermögens seinen Bewerbungen Gehör gab, die später durch unordentliche, oder durch ungetreue Wirthschaft seinen Wohlstand untergrub. Er mußte zuletzt im hohen Alter sich kümmerlich behelfen, ward dazu kränklich, litt an Abnahme des Gehörs und Gesichts; nichts desto weniger behielt er bis zum letzten Augenblicke die Heiterkeit seines Geistes, die glückliche Gelassenheit, die unversiegbare Laune, welche ihn stets durch's Leben begleitet hatte. Er starb am 25. Hartmonat des Jahres 1576. Als Bürger und Werkmeister hatte er den Ruf unerschütterlicher Ehrenhaftigkeit; als Sänger wird er stets eine der ausgezeichnetsten Stellen unter den Reigen seines Vaterlandes einnehmen und für alle Zeiten und für alle Völker ein leuchtendes Beispiel gewähren, daß auch ein Gewerk, das man für eines von den untergeordneteren halten möchte, einen Mann zugleich auf der höchsten sittlichen und gesellschaftlichen Stufe erhalten kann.

Sattlerei und Wagnerei.

Der Wagen verliert sich in die ältesten geschichtlichen Zeiten, scheint mit Rossen bespannt schon den ältesten Helden der griechischen Sagen als Kampfausrüstung gedient zu haben. In den ältesten Zeiten kommt er sowohl zweirädrig als vierrädrig vor, ist er mit einem oder mit mehreren Paaren von Rossen bespannt.

Bei den Römern ward der Wagen ausgebildeter, ward er bei den Siegeszügen der Feldherrn mit aller Pracht ausgerüstet, von den wunderlichsten Gespannen gezogen, indem Löwen, Elephanten, Tiger, Hunde, sogar Hirsche die Stelle der Pferde vertreten mußten.

Im Mittelalter begann der Wagen sich wieder aus dem einfachen Karren heranzubilden, bis um 1450 die Kutsche (der auf einem Wagengestell in Riemen hängende Sitz) in Gebrauch kam. Sie soll sich zuerst im Donauthale gebildet haben. In Italien ward sie später mit Glasthüren versehen. Mehrere Jahrhunderte hindurch blieben aber die Wagen schwerfällig und unbeholfen, bis sie im Beginne dieses Jahrhunderts, wo die Gesetze der Wissenschaften auf das Leben so bedeutenden Einfluß gewannen, sich zu leichteren und gefälligeren Gestaltungen fügten, in großer Mannichfaltigkeit gemäß ihrer verschiedenen Bestimmung von einander schieden. In Frankreich, England und Deutschland entstanden Werkstätten, woraus Gefährte in

Menge hervorgingen, vom einsitzigen russischen Stuhlwagen, bis zum weitläufigen Gesellschaftswagen (Omnibus), welcher den Postdienst in volkreichen Städten zu versehen bestimmt ist.

Georg Kirschten.

Georg Kirschten, geboren in Frankfurt am Main um das Jahr 1762, war der Sohn eines schlichten Handwerkers, der in Fleiß und Sparsamkeit erzogen wurde, ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte, eine besondere geistige Bildung zu erwerben. Was er in der Schule nicht finden konnte, sollte er sich im Leben aneignen. Er entschied sich für das Sattlergewerke und ward in einer Werkstätte der Vaterstadt als Lehrling aufgenommen. Der Trieb, sich in seinem Fache zu vervollkommnen, etwas Tüchtiges zu leisten und zu schauen, was anderwärts geschafft und gearbeitet würde, bewog den Jüngling, wie er die Lehrzeit beendet, den Wanderstab zu ergreifen und die Lande zu durchziehen. Er besuchte viele deutsche Großstädte, durchzog Frankreich und ließ sich für längere Zeit in Paris nieder, wo er bei den besten Meistern als Gehülfe arbeitete, wo er sich besonders in der Fertigung von Prachtgefährten und Reisewagen vervollkommnete. Nicht nur Gewandtheit der Hand suchte er sich zu erwerben, er strebte, sich durch Zeichnung und durch Arbeit nach eigenen wie nach fremden Entwürfen Uebung zu gewinnen, seinen Geschmack an guten Mustern auszubilden, durch Erlernung der französischen Sprache, durch die Bekanntschaft mit dem Schriftenthume Frankreichs und noch mehr durch den Umgang mit geistreichen jungen Franzosen nachzuholen, was er in seiner früheren Schule versäumt hatte. In Paris traf er mit einem seiner Jugend-

gespielen, mit Christian Dick, zusammen, mit einem jungen Manne, der sich ebenfalls zum Sattlergewerke bestimmt, der sich vorgenommen hatte, etwas mehr zu leisten, als man zu leisten gewohnt war, der sich in der großen Schule der Welt die Bildung suchte, die ihm das Geschick in der Heimat versagt. Die jungen Männer schlossen bald einen Freundschaftsbund fürs Leben, vereinigten sich zusammen, etwas Großartiges in der Heimat auszuführen, für dieses in der Fremde sich rastlos zu üben und zu vervollkommnen. Nach diesem Lebensgrundrisse blieb Georg noch mehrere Jahre in Paris rastlos thätig, während sein Freund Dick nach London hinüberschiffte und in der Hauptstadt Englands arbeitend das Tüchtigste und Feinste untersuchte und nachbildete, überall lernte, wo immer nur zu lernen war. Während solchen rastlosen Fleißes blieben die jungen Werkgesellen stets in Verbindung, ermunterten sich wechselweise zu ihrem Vorhaben und kehrten verabredeter Maßen im Jahr 1795 in ihre Heimat zurück und trafen alle Vorkehrungen, dort ihr Vorhaben ins Leben zu rufen. Im Jahr 1796 eröffneten sie demgemäß ihre Wagnerei, und zwar in dem Städtchen Offenbach, weil dieses günstiger für das beginnende Geschäft lag, als die durch Zunftwesen behinderte Reichsstadt. Sie lieferten gleichan tüchtige Waare, Prachtgefährte, welche sich durch Festigkeit wie durch Bequemlichkeit auszeichneten, welche allgemein in Deutschland Aufsehen machten, welche selbst den tüchtigsten Werkstücken des Auslandes nicht nachstanden, da sich in ihnen vereinigte, was Frankreich, was England Gutes und Glänzendes hervorgebracht hatte. Freilich hatten die jungen Meister in der ersten Zeit ihre liebe Noth gegenüber der, wenn auch minder guten und theuerern Arbeit zu bestehen; aber wie sie beharrlicher und fleißiger fortfuhren, brachen sie sich endlich Bahn, gewannen sie Anerkennung und sahen sie ihr Geschäft in Blüte kommen, sich selber zur Wohlhabenheit geführt. Als im Jahr 1812 das franzö-

sische Heer am Rheine stand, sich zum russischen Kriege zu rüsten begann und die französischen Heerführer mit der Arbeit der Meister bekannt wurden; verdoppelten, ja verzehnfachten sich die Bestellungen, konnten die Meister nicht genug Arbeiter anwerben, waren sie genöthiget, aus der engen Werkstätte auszuziehen, sich eine weit größere anzukaufen und einzurichten. Die große Umwälzung, welche dem Kriege folgte, äußerte nicht nur keine schlimme Wirkung auf die Geschäfte Kirschtens, im Gegentheil hob der Krieg, der gewöhnlich zerstört und niederdrückt, hier den Betrieb um vieles. Hatten die Franzosen die Güte der Kirschten'schen Gefährte anerkannt, so rückten nun die Verbündeten an den Rhein, versahen sich ebenfalls aus der Offenbacher Werkstätte mit Wagen zu den Kriegszügen nach Frankreich. Mit den Kriegsbegebenheiten war die glänzendste Zeit des Geschäftes herangebrochen, die nun durch den Frieden fortdauerte, indem die heimkehrenden Heerführer und Bediensteten die Gefährte mit in ihre Heimat brachten, durch diese dort die Werkmeister auf das Eindringlichste empfahlen. Von dieser Zeit an verwandten die Meister täglich an 200 Arbeiter aller Art, nahmen sogar einige Künstler in Sold, unter andern einen eigenen Maler, um die erforderlichen Wappen auf die feinste Weise auf den Kutschenschlägen anbringen zu lassen. Kaum waren die Segnungen des Friedens fühlbar in Deutschland, als Kirschten einen großen Verlust betrauern sollte. Sein Jugendfreund, sein treuer Geschäftsgenoß Dick ward im Jahr 1816 durch eine Krankheit hinweggerafft. Muthig übernahm der edle Mann nun die Last des ganzen Geschäftes, übernahm noch die Sorge für die Erziehung der Söhne seines Freundes, welche er für das Geschäft heranbildete, welche er später an die Stelle ihres Vaters eintreten ließ. Die eigenen Söhne sandte Kirschten später nach Petersburg, wo sie unter günstigen Umständen ein eigenes Geschäft gründeten, und binnen kurzer Zeit großes Vermögen erwarben. Den Söhnen des Freundes

aber übertrug er später das ganze Offenbacher Geschäft, um selber bei vorrückendem Alter der Muße zu leben. Hatte er die Sorge des Hauses, das jetzt an 200 Arbeiter beschäftigte, dessen Werkstofflager, Holz, Stahl, Eisen u. s. w. gewiß einen Werth von mehreren hunderttausend Gulden aufwog, auf jüngere Schultern gewälzt, so gab er sich keineswegs träger Ruhe hin. Stets lebte und webte er in seinen Werkstätten, liebte er, mit seinen Arbeitern zu verkehren, sich um deren Wohlfahrt und häusliche Verhältnisse zu kümmern, sie durch Tadel zu bessern, durch Lob zu ermuntern und tagtäglich ihnen mit seinem Beispiele voranzuleuchten und zu hämmern und zu schmieden, als ob er noch im Schweiße des Angesichtes sein Brod gewinnen wolle. In Paris hatte der junge Mann begonnen, sich für die Gesellschaft heranzubilden, in Deutschland ließ er sein schönes Ziel nicht außer Augen. Der Werkmeister zählte bald auch hier unter die aufgewecktesten Köpfe, unter die Männer der Bildung, und hegte, als er zu Einfluß und Vermögen gelangte, diese Bildung nicht als todten Hort, sondern ließ sie im Leben thätig fortwirken. Wo es irgend anstrebende Tüchtigkeit zu unterstützen, zu ermuntern galt, da war Kirschten mit unter den Ersten; wo immer für Fortschritt, sei es auf kirchlichem oder staatlichem Gebiete, gerungen wurde, brachte Kirschten seine Opfer mit freudigem Herzen. Wenn der Werkmeister durch sein Betriebsvermögen einen großen Theil der Einwohner Offenbachs bereicherte, so trug er auch nicht wenig dazu bei, die Einwohnerschaft zu freiem Sinne, zu staatsbürgerlicher Rührigkeit zu begeistern, die sich seit diesen Zeiten oft bewährt haben.

Georg Kirschten starb im Jahr 1844 heiter wie er gelebt hatte. Sein Leben wie sein Tod waren gleich beneidenswerth. Jeder, der ihn gekannt hatte, trug in sich ein schönes Erinnerungsmal. Bis zu seinen letzten Tagen war er edel und wohlthätig, bis zu seinen letzten Jahren behauptete seine Werkstätte

den ersten Rang im Vaterlande, konnte sie mit allen des Auslandes wetteifern. An Gefälligkeit des Aeußern gleichen seine Gefährte den französischen, an Bequemlichkeit des Innern den englischen; zudem zeichneten sich alle, die gewöhnlichen wie die Prachtgefährte, durch eine große Dauerhaftigkeit und Sicherheit vor allen andern Werkstätten aus. Natürlich wurde auch seine vortreffliche Arbeit vor allen gesucht und daher auch reichlich bezahlt. So kostete ein einzelner Wagen aus seiner Werkstätte schon 1000 — 1200 fl., ein Prachtwagen jedoch wurde mit 3000 fl. und darüber bezahlt.

Faßbinderei.

Das Faß ist erst im Beginne des Mittelalters erfunden worden; die alten Griechen und Römer bewahrten ihre Weine und Getränke in großen irdenen Gefäßen auf, wandten diese Gefäße auch in ihren deutschen und gallischen Pflanzstädten an. Ob nun Fässer zuerst von Deutschen oder von kunstfertigen Kelten gefertiget worden; sie erhielten gleich mit dem Beginne der deutschen Niederlassungen eine allgemeine Verbreitung, wurden bald in mannichfacher Art zum Haus- und Kellergebrauche abgeändert. Mit zunehmendem Weinbau empfingen sie ihre Vervollkommnung, woher denn in den deutschen Städten das Küpper- oder Küfergewerk in die Blüte kam, das sich bald durch seine schönen und prächtigen Arbeiten, wie durch das Aichen der Fässer, durch das Messen der in denselben enthaltenen Flüssigkeiten auszeichnete. Bis auf die neueste Zeit haben die deutschen Küfermeister ihr Uebergewicht in ganz Europa geltend gemacht und sind noch allenthalben willkommene Arbeiter. Unter den berühmten Fässern, welche durch sie ausgeführt wurden, erwähnen wir die im Bremer Rathskeller liegenden zwölf Apostel, erwähnen wir die zu verschiedenen Zeiten gefertigten, oftbesungenen Heidelberger Fässer, von welchen das 1591 gebundene, später zerstörte, 132 Fuder enthielt. Das 1664 ausgeführte faßte schon 204 Fuder. Als dieses auch zerfiel, ließ Kurfürst Karl Theodor durch seinen Hofküfer Engler ein neues

fertigen, welches 30 Fuß 5 Zoll lang, 23 Fuß hoch ist, 236 Fuder enthält, das 1752 zum ersten Male gefüllt wurde, aber seit 1769 leer steht.

Friedrich Neff.

Friedrich Neff wurde am 26. April 1821 im Dorfe Rümmingen bei Lörrach geboren. Seine Eltern waren wohlhabend und widmeten dem Knaben, welcher ihr einziges Kind blieb, ihre vollste Sorgfalt. Da dieser Knabe schon frühe besondere Geistesregsamkeit zeigte, fehlte es nicht an wohlmeinenden Rathgebern, welche den Vater zu bestimmen suchten, für den Sohn eine wissenschaftliche Laufbahn auszuwählen. Der Vater aber, welcher durch sein Gewerke sein Vermögen erworben, welcher sich stets in seiner Stellung als Werkmeister unabhängig und wohl gefühlt hatte, welcher auf sein Gewerke stolz war, ließ sich nicht beeinflussen, entgegnete immer, daß sein Sohn Küfermeister wie er werden solle.

Der Knabe wuchs indessen auf, vereinigte in sich die Offenheit und die Tüchtigkeit des Vaters, die Gemüthlichkeit der Mutter, faßte Alles rasch auf und zeigte, obschon er sich für das Gewerke des Vaters bestimmt sah und selber bestimmte, für alles Wissenschaftliche und Höhere überwiegende Vorliebe. Der Vater freute sich der Fortschritte seines Sohnes und sandte ihn, nachdem er die Ortsschule durchlaufen, auf die höhere Bürgerschule nach Lörrach, wo der Knabe besonders in der Größen- und Zahlenlehre bedeutende Fortschritte machte, sich so fleißig und sittig zeigte, daß er den Mitgenossen als Muster diente, von den Lehrern vielfach ausgezeichnet wurde.

Nachdem Friedrich auch diese Schule durchlaufen, nahm

ihn der Vater in seine Werkstätte auf, machte ihn mit den Handgriffen seines Gewerkes bekannt und erlebte die Freude, ihn hier eben so unverdrossen und gelehrig zu finden. Frisch und gewandt hatte der Jüngling bald alle Vortheile inne, erwuchs zum kräftigen Arbeiter; an Nachdenken gewöhnt, mit der Meßkunst vertraut, stützte er die Arbeit auf wissenschaftliche Grundsätze, und überflügelte an Genauigkeit seinen Meister, den Vater.

Bald konnte ihm die Werkstätte der Heimat nichts Lehrreiches mehr bieten, durfte er mit Bewilligung seines Vaters in die Fremde ziehen. Er wanderte zuerst in das Waadtland, dann nach Genf, um über der Arbeit die französische Sprache zu erlernen und war auch hier so aufmerksam und fleißig, daß er sich bald geläufig im Französischen ausdrücken konnte. Jetzt ging er nach Paris, dort sich in seinem Gewerke zu vervollkommnen, dort vielseitiger zu bilden, als es ihm bis dahin möglich gewesen. Er suchte und fand Umgang mit jungen Deutschen und Franzosen, die sich der gelehrten wie der geschäftlichen Bildung wegen hier aufhielten, und wußte sich in diesem Umgange mannichfache Kenntnisse zu erwerben. Nicht zufrieden, das Französische fertig sprechen und lesen zu können, erlernte er nun auch das Italienische, und bereitete sich zu einer Reise nach Italien vor. Der Rath eines Freundes wies ihn aber vorab nach England hinüber. Er ging nach London, wo er bald Beschäftigung fand, wo er die englische Sprache erlernte, wo er das Schöne und Großartige des englischen Volkslebens in sich aufnahm; dann kehrte er wieder nach Paris zurück, um von dort seine Wanderschaft weiter auszudehnen. Durch eine traurige Nachricht wurde er aber in die Heimat zurückgerufen. Die Gesundheit seines Vaters hatte sich in den letzten Zeiten so verschlimmert, daß derselbe sich seinen Geschäften nicht mehr gewachsen fühlte, daß er dem Sohn seinen Geschäftskreis zu übergeben wünschte. Friedrich kehrte augenblick-

lich heim und übernahm, wie jung er immer war, die väterlichen Geschäfte und erheiterte dadurch die letzten Tage seines Vaters. Schon zu Ende des Jahres 1841 starb der Vater; stand er ganz selbstständig da, die Stütze der geliebten Mutter. Der junge Küfermeister machte sich bald durch seine zierliche und zugleich gediegene Arbeit am ganzen Oberrheine bekannt, zählte seine Kundleute im Schweizerlande, im Elsaß und weit durch den Breisgau. Seine Erfolge luden ihn aber keineswegs zu behaglicher Ruhe, sondern spornten ihn zu tieferem Nachsinnen, zu forschendem Lesen. Unter den Werken, die er zu seiner Erholung zu lesen pflegte, gingen ihm die Schriften Zschocke's am tiefsten zu Herzen, und so kam ihm bald der Gedanke, mit dem Gedanken der Vorsatz, gründlichere Wissenschaftlichkeit zu erwerben, um durch diese seinen Mitbürgern von größerem Nutzen zu sein. Ihn wandelte die Sehnsucht an, unter des geliebten Meisters, unter Zschocke's Augen sich weiter hinaufzubilden, sich für die Wissenschaft vorzubereiten. Als er seine Wünsche der Mutter mittheilte, suchte diese ihn Anfangs auf andere Gedanken zu bringen; sie wurde aber bald von der Begeisterung des Sohnes mit ergriffen und gab ihre Zustimmung. Friedrich ordnete jetzt seine Geschäfte, hielt Abrechnung, brachte das Vermögen der Mutter sicher unter, und schickte sich an, von seinem bedeutenden Erbe nun zu wissenschaftlichen Zwecken Gebrauch zu machen. Er ging nach Aarau zur Blumenhalde, wo Zschocke wohnte, und trug demselben seine Wünsche, seine Bitte vor. Auf die Frage, welches Brodfach er denn wählen wolle, entgegnete Friedrich: keines. Er denke nur Kenntnisse zu erwerben, um seinen Mitbürgern nützlich zu werden, habe für seine Bedürfnisse ererbtes Vermögen und ein erlerntes Gewerbe. Als Zschocke ihm vorstellte, wie er auch jetzt schon mit gesundem Arme und klarem Kopfe nützlich sein könnte, ließ er nicht ab mit Bitten, bis der alte Weise, durch den edeln Anstand und das Feuer des Jünglings gerührt, denselben als

Jünger, als Glied seines Hauses aufnahm. Durch Zschocke wurde nun der Küfermeister in das Gebiet der alten Sprachen eingeführt, die er so rasch lernte, als er früher die lebendigen gelernt hatte. Unter Zschocke's Leitung bereitete er sich zur Hochschule vor, würdig und ernst, wie nicht leicht Jemand sich den Wissenschaften widmen mag, und besuchte dann die Hochschule von Freiburg, später München und Heidelberg, um sich den Staatswissenschaften zu widmen. Im Winter 1847—48 befand er sich in Basel, als gerade die französische Staatsumwälzung ausbrach, als der Volksaufstand sich rasch über ganz Europa verbreitete. Hatte Neff schon früher zu den Männern der Bewegung gehört, so stürzte er sich nun entschieden in den Strudel der Umwälzung, stand er bei den Volksführern und war bei ihren kühnsten Unternehmungen. Er begleitete Friedrich Hecker auf dem Zuge gegen Freiburg, und befreite durch seine Geistesgegenwart Struve, welcher auf dem Rückzuge in Säckingen gefangen worden war; machte im Herbst desselben Jahres den noch unglücklicheren Freischaarenzug Struve's mit, bei welchem er sich nur mit der größten Gefahr in die Schweiz retten konnte. Gerettet zog er nach Paris, suchte er als Küfer Arbeit, und trachtete, sich rasch durch sein Gewerbe eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Aus dieser Arbeit wurde er aber durch die in Baden ausgebrochene abermalige Erhebung aufgestört. Er hielt sich für verpflichtet, mit allen Kräften für die Sache, für welche er auch früher thätig gewesen, zu kämpfen, sein Höchstes einzusetzen, und reiste daher rasch nach der Heimat. Er wurde von den Gewalthabern angestellt und zeigte sich in dieser Anstellung sehr thätig. Als er alles verloren sah, wollte er sich in Breisach über den Rhein flüchten, wurde aber festgenommen, von den siegenden Preußen nach Freiburg gebracht, dort am 8. August 1849 vor ein aus preußischen Kriegern bestehendes Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurtheilt und in der Frühe des folgenden Morgens erschossen.

Neff starb mit der Begeisterung, mit dem Muthe, den früher wohl die ersten christlichen Blutzeugen gezeigt haben. Die Nacht vor seinem Tode benutzte er dazu, von seiner Mutter schriftlichen Abschied zu nehmen, da man mündlichen Abschied nicht gestatten wollte, seine Angelegenheiten wie die seiner Mutter zu ordnen und über sein Vermögen, welches er größtentheils Flüchtlingen hinterließ, welche wegen ihrer Meinungen verfolgt wurden, zu verfügen. Der Brief an die Mutter schloß mit Gedanken, die einem Griechen Ehre gemacht haben würden. „Seid fest und standhaft, wenn ihr die Unglücksbotschaft meiner Hinrichtung erhaltet. Was mich betrifft, so werde ich morgen so ruhig in den Tod gehen, wie ich in unsern Garten zu gehen pflegte. Beweiset durch Standhaftigkeit, daß ihr die Mutter eines Republikaners seid. Seid stolz darauf, daß ihr euren einzigen Sohn geboren habt, um ihn der Freiheit opfern zu können. Kein Schritt, den ich je in meinem Leben gethan habe, reut mich, und wenn ich noch zehn Leben hätte, würde ich sie alle der Freiheit weihen."

Ein Mensch, der mit diesen Worten starb, muß ein edler, reiner Mensch gewesen sein, wenn er auch nicht zu der bestehenden Form des Staates passen wollte, wenn er durch dieselbe erdrückt werden mußte. Alle Zeugnisse stimmen auch darin überein, daß er selber in einer Sittenreinheit lebte, wie sie in unsern Tagen selten zu werden beginnt; daß er trotz seiner Wohlhabenheit Ueppigkeit und Putz nicht kannte, selber schlicht und einfach lebte, um nur seinen armen Mitbürgern Wohlthaten erzeigen zu können. Die bestehenden Gesetze befolgte er so gewissenhaft, daß er sich auf die Bitte der Mutter, ihr Kleinigkeiten an Spezereiwaaren über die Gränze mitzubringen, durchaus nicht einließ, die Mutter sogar bewog, fürder nie mehr irgend eine Schmuggelwaare wissentlich anzukaufen. Da die Zollgesetze einmal beständen, sagte er, müsse er sie achten, aber später wolle er dahin zu wirken suchen, daß solch drückende Ab=

gaben abgeschafft würden. Alles zum Wohl des Gesammten zum Opfer bringen, war der Grundzug seines Gemüthes; deshalb trat er immer für den Schwachen und Unterdrückten in die Schranken, und deshalb auch suchte die Bosheit ihn vielfach zu verläumden; schon ein Jahr vor seinem Tode weissagte ihm ein Bekannter, daß er noch erschossen werde wie Blum. „Dazu wäre ich augenblicklich bereit", erwiederte er, „denn gerne geb ich mein geringes Leben, wenn dem armen ausgesogenen Volke nur irgend ein Vortheil daraus erwachsen kann."

Schmiede- und Schlosserei.

Die Wichtigkeit der Bearbeitung der festeren Metalle für unsere Bildung, für das menschliche Dasein ist jedem einleuchtend. Diese Bearbeitung beginnt mit der ersten Gesittung, an deren Gränze die Schmiedemeister als Götter, als Märchenhelden stehen. So der hebräische Tubalkain, der griechische Hefästos, der altdeutsche Schmied Weland. Die göttliche Kunst wurde auch im Alterthume früh ausgebildet. Die Schilderung, welche Homeros in seinem Heldengedichte von dem Schilde des Achilleus macht, ehrt die Meister seiner Zeit; und die Waffen und Hausgeräthe, die Gitter, und selbst die Thürbeschläge, welchen wir in unsern mittelalterlichen Rüstkammern und Münstern begegnen, deuten an, daß Schmied Weland ganz ausgezeichnete Jünger gezogen hat. Trotz den ungünstigen Verhältnissen, worunter Deutschland so lange geschmachtet hat, haben diese Jünger sich bewährt, den guten Ruf bis in die neuesten Zeiten erhalten. Die Waffenschmiede von Solingen und Remscheid haben ihre Waaren über die weite Erde verbreitet, und die Stahlarbeiter von Iserlohn sind weit und breit bekannt. Wir könnten unter den bekannt gewordenen Schlossern sogar einen gekrönten aufführen, Ludwig XVI. von Frankreich, der eine Werkstätte in einem Winkel seines Palastes hatte, wo er zur Erholung von seinen Regierungsgeschäften fast täglich eine Stunde hinter dem Amboße oder dem Schraub-

stocke arbeitete. Doch wir bleiben lieber bei ordentlichen Werkmeistern. Unter denselben nennen wir Meister Rudolf, welcher zuerst die Kunst des Drahtziehens übte; ferner Georg Kühfuß von Nürnberg, welcher das Flintenschloß um 1517, wenn nicht erfand, doch verbesserte und gemein brauchbar machte; Hans Ehmann von Nürnberg, welcher um 1540 künstlichere Schlösser erfand, als bis dahin üblich waren, und Johann Gottfried Freitag aus Gera, welcher 1750 das dreimal schließende sogenannte französische Schloß erfand.

Michel Brezin.

Michel Brezin ward geboren in Paris im Jahr 1758. Seine Erziehung war sehr kümmerlich, jedoch ward der Mangel an Unterricht ersetzt durch die glücklichen Anlagen, mit denen die Natur ihn ausgestattet. Sein Vater war ein Zeugschmied, ein allerdings fleißiger und achtbarer Meister, der, ohne die geringste Bildung erhalten zu haben, selbst ohne Lesen und Schrift zu verstehen, emporgekommen war und daher behauptete, daß sein Sohn nicht mehr als er zu wissen brauche. Er beschränkte sich später lediglich darauf, den jungen Michel in eine Zeichnenschule zu schicken. Michel sah aber über dem Zeichnenunterrichte ein, wie nothwendig ihm die Grundkenntnisse überhaupt seien; er versuchte es daher, diese hinter seines Vaters Rücken, so gut es eben gehen wollte, zu erlernen. Hatte der Vater nicht die Absicht, den Sohn zum Gelehrten zu bilden, so führte er ihn desto früher in die Werkstätte ein, theilte ihm dort alle Kunstgriffe seines Gewerkes mit. Im 10. Jahr arbeitete der junge Michel schon emsig wie ein Werkgeselle vor dem Schraubstocke, zeigte dabei eine Fertigkeit, wie sie dem reiferen Alter selten ist.

Menschen, welche bestimmt sind, andere durch ihren Einfluß, durch ihre Entschlossenheit zu beherrschen, zeigen gewöhnlich schon in ihrem zartesten Alter diese Unbeugsamkeit des Willens. Auch Michel gab schon in frühen Jahren eine Glut der Leidenschaft, eine Zähigkeit kund, welche schwerer zu behandeln war, als das Eisen, das sich unter seinen Hammerschlägen fügte. Da sein Vater ihm in diesen Eigenschaften gleich stand und den Jüngling streng und störrisch behandelte, verließ der junge Michel, dem dieses Leben auf die Dauer unerträglich wurde, den heimatlichen Herd und durchzog auf fröhlicher Fahrt das schöne Frankreich. Nachdem er mehrere größere Städte gesehen, kam er nach Bordeaux, wo er bei einem Oheim von mütterlicher Seite, dem Tischlermeister Larivière, einem Manne von großem Verdienste, freundliche Aufnahme fand. Da der junge Mann mit seltener Handfertigkeit gesundes Urtheil, richtigen Blick und guten Geschmack verband, dabei mit nachhaltigem Eifer arbeitete, konnte es nicht fehlen, daß er bald Beschäftigung fand. Da er von seinem Oheim dem Marschall Richelieu empfohlen wurde, erhielt er binnen kurzer Zeit eine feste Anstellung als Zeugschmied in der Münze zu Bordeaux; eine Stelle, die ihm noch freie Zeit genug ließ, auch viele Arbeiten für seine Kundschaft in der Stadt zu übernehmen und für Werkhalter manches Werkzeug zu fertigen, das man früher aus Paris zu beziehen genöthiget gewesen.

Seit mehreren Jahren war Brezin derweise in Bordeaux geschäftiget, als sein Vater, der bedeutend begütert sich vom Geschäfte zurückziehen wollte, ihn zurückzukehren bat, daß er seine Werkstätte übernehme und auf eigene Rechnung fortführe. Wie glänzend die Erfolge waren, deren er sich in Bordeaux erfreute, so säumte er doch nicht, die Stellung aufzugeben, sie gegen die glänzendere zu vertauschen, welche ihm nun winkte. Er kehrte daher nach Paris zurück und übernahm die Stelle des ersten Zeugschmiedes an der dortigen Münze, zu welcher

er sich durch seine Thätigkeit in Bordeaux schon gehörig vorbereitet hatte. Wie einträglich seine Stellung nun war, so bekleidete er sie doch nicht lange. Sein leidenschaftlich vorstrebendes Gemüth, seine lebendige Einbildungskraft, welche bessere und neue Einrichtungen für die zum Münzen dienenden Maschinen wollte, verwickelte ihn in Zwistigkeiten mit den Oberen, in Folge deren er seinen Abschied nahm.

Die Staatsumwälzung, welche gleich darauf hereinbrach, öffnete dem wackeren Schlossermeister eine ganz neue Laufbahn. In dem Kriegsdrange, in welchem sich Frankreich damals befand, ersann er ein neues Verfahren, Geschütze zu gießen. Nie hatte Frankreich diese Werkzeuge der Zerstörung nöthiger als in dieser Zeit, da ganz Europa auf das innerlich noch entzweite Land eindrang. Schlossermeister Brezin zeigte jetzt, daß er ein eben so geschickter Gießer als Zeugschmied war. Zwei Gießstätten, die seine Thätigkeit ins Leben rief, bewährten sich auf so glänzende Weise, daß die Regierung den seltenen unternehmenden Mann mehr und mehr zu unterstützen sich bewogen sah. Sie vertraute ihm die Leitung der Gießerei des Arsenals. Von dieser Zeit an gewann der Meister an Einfluß wie an Vermögen nach jeder Richtung. Er goß jetzt nicht blos die Geschütze, sondern erfand auch Vorrichtungen, dieselben zu bohren und auszuarbeiten, und sicherte sich so ein Geschäft von großer Ausdehnung, ohne daß er Mitbewerber zu fürchten gehabt hätte.

Während der kriegerischen Kaiserzeit ließ er nicht ab, stets für die Regierung zu arbeiten; als aber die Verbündeten 1814 nach Paris drangen, dort das Königthum wieder herstellten, verzichtete er auf seine Stellung. Sein Alter, sein Vermögen hätten ihm erlaubt, sich von allen Geschäften zurückzuziehen; als aber Napoleon von der Insel Elba zurückkehrte, als ganz Europa noch einmal drohend gegen Frankreich stürmte, wurde Brezin noch einmal beauftragt, die Oberleitung des Arsenals

zu übernehmen, lieh er noch einmal seine Kräfte dem Vaterlande. Die Folgen der Niederlage von Waterloo bewogen ihn, sich abermals von seiner öffentlichen Stellung zurückzuziehen. Keine Verheißung vermochte ihn, dieselbe in der Folge wieder zu übernehmen. Er starb am 21. Hartmond 1828. Selten ist ein Mensch mehr vom Glücke gesegnet gewesen. Ehre und Reichthum blieben ihm fortwährend zu eigen, wo alles ringsum traurigen Wechselfällen unterlag.

In seinen letzten Lebenstagen ward er von einem edeln und menschenfreundlichen Gedanken beschäftiget. Da er weder Weib noch Kind hinterließ, wollte er den größten Theil seines Vermögens den Arbeitern hinterlassen, die ihm dieses Vermögen erwerben geholfen. In der That war dieses eine edle, eine wahrhaftige Sühne, wenn er sich je in seinem Eifer gegen dieselben vergangen hatte. Durch Letztwillensbestimmung vermachte er sein sämmtliches Vermögen, das über 5 Millionen betrug, der Verwaltung der Krankenhäuser, mit der Bedingung, daß sie unter andern ein Pfleghaus zu gründen habe, in welchem 300 60jährige Greise aus dem Handwerkerstande ihre letzten Jahre zubringen sollten. Ferner bedingte er, daß diese Zufluchtstätte der Armuth auf seinem Landhause zu Garches, bei St.-Cloud, sein sollte, das von da ab den Namen Hospital der Dankbarkeit führet. Hierdurch ist das schöne Schlößchen, in welchem früher Reichthum und Pracht zu weilen pflegten, der Sitz der Armuth geworden, welche hier ruhige und friedliche Tage genießend den Stifter segnet.

Joseph Anton Schugt.

Joseph Anton Schugt ward geboren am 23. Mai 1773 in Bonn. Sein Vater war ein Schmied, der seine

Söhne zu seinem Gewerke heranzuziehen trachtete, daher auch Joseph schon frühe in seiner Werkstätte beschäftigte. Bonn war aber damals der Sitz des Kurfürsten von Köln und besaß neben der Hochschule noch eine Reihe von Kunstanstalten, die geeignet waren, den jungen Schmied anzufeuern, für allgemeine Bildung zu wecken. Die Schulbildung, die Joseph genossen, die ihn unter andern auch in die alten Sprachen eingeführt hatte, suchte er durch den Umgang mit jungen Gelehrten, welche die Hochschule besuchten, oder mit jungen Künstlern zu vervollkommnen. Einmal zu einem höheren Leben geweckt, benutzte er seine freien Stunden dazu, sich fortzubilden, so daß er zuletzt in allen Fächern des menschlichen Wissens sich zurecht finden konnte, ohne dem Geschäfte seines Vaters untreu zu werden, ohne auch nur eine Abneigung für dasselbe zu gewinnen. Nachdem er seine Lehrjahre bestanden hatte, er an eine eigene Geschäftseinrichtung denken konnte, entschied er sich für Köln, wo er mit vielen jungen, strebsamen Leuten bekannt geworden war. Die französische Staatsumwälzung und die mit ihr verbundenen Kriege hatten eben die Verfassung der alten freien Reichsstadt vernichtet, dieselbe dem französischen Reiche einverleibt, was seine Niederlassung erleichterte. Im Jahre 1802 verheirathete er sich mit Maria Schug, der Schwester eines Freundes, eines tüchtigen Gelehrten, der um diese Zeit eine großartige Erziehungsanstalt in der Nähe Kölns, in Brühl, errichtet hatte. Seine junge Gattin war eine der gebildetsten Frauen des Niederrheins, die bei den mannichfachsten Kenntnissen den Sinn für Häuslichkeit nicht verloren hatte; welche ihre Geschäfte kräftig fortführte und die Kreise belebte, welche sich in den Feierstunden in der bescheidenen, aber geschmackvoll eingerichteten Wohnung des Schlossers bildeten. Es versammelte sich dort Alles, was die alte Reichsstadt an Bildung besaß. Wallraf, der letzte Oberleiter der alten Hochschule in Köln, war der innigste Hausfreund des Mei-

sters; die Gebrüder Boisseree, der Bildhauer Imhof, der Maler Fuchs, der Tonkünstler Mäurer und viele andere geistreiche Künstler lebten mit ihm im vertrautesten Umgange.

Unter den verschiedenen Musterarbeiten und Versuchen, welche durch die Anregung solchen Umganges bedingt wurden, vernachlässigte Schugt sein Gewerk durchaus nicht, hatte bald die vorzüglichste und gesuchteste Werkstätte der ganzen Stadt. Die Arbeiten, die unter seiner Aufsicht gefertiget wurden, zeichneten sich vortheilhaft aus durch die Dauerhaftigkeit und obendrein durch den Geschmack, mit dem auch das Geringste ausgestattet war. Um die ganze weite Umgebung Kölns machte er sich vorzüglich dadurch verdient, daß er seine Aufmerksamkeit den Heiz- und Kochvorrichtungen zuwandte und statt der holzverschlingenden alten Oefen neue ersann, die bald allenthalben nachgeahmt und eingeführt wurden. Auch verwandte er viel Fleiß und Nachdenken auf seine Drechselbank, die ganz eigene Vorrichtungen hatte, mit welchen er die künstlichsten Sachen, selbst Bildnisse zu drechseln wußte. Jeder Fremde, welcher Köln durchreiste und einige Vorliebe für Kunst und Wissenschaft hatte, besuchte Schugt's Wohnung, sah seinen Arbeiten zu.

In den Zeiten der französischen Herrschaft am Niederrheine, welche geflissentlich alles Deutsche zu ersticken suchte, gehörte der Meister zu der Zahl derer, welche das Angestammte zu erhalten trachteten, welche mit dem deutschen Vaterlande jenseits des Rheins in Verbindung blieben, wodurch er wohlthuend auf seine Mitbürger wirkte. Mit großer Vorliebe und mit gutem Erfolge betrieb er die Tonkunst und blies das Horn mit großer Fertigkeit, war eines der ersten und tüchtigsten Mitglieder des Kölner und später thätig bei Stiftung des niederrheinischen Tonvereins. Auch als Dichter trat der bescheidene Meister auf, ohne jedoch mit seinem Namen hervorzurücken. Im Vereine mit andern geistreichen Freunden verfaßte er bei

Gelegenheit des Faschingsfestes mehrere geistreiche Spiele, dichtete mehrere Volkslieder, besonders in kölnischer Mundart, die auch wirklich in den Mund des Volkes übergegangen sind.

Hatte Schugt viel für die Erhaltung deutscher Sitte, deutscher Gesinnung gewirkt, so erfreute er sich auch im Jahr 1815 der Wiedervereinigung mit Deutschland, der Erhebung einer kräftigen und aufgeklärten deutschen Regierung am Niederrheine. Das Jahr 1818 brachte ihm einen schweren Verlust: sein Jugendfreund und Schwager starb in dem Augenblicke, wo er damit umging, seine rasch aufgeblühte Erziehungsanstalt nach Köln zu verlegen, wo er also auf das herrlichste Zusammenleben rechnen durfte; besonders da sein jüngerer Bruder, der sich zum Tonkünstler ausgebildet, Theil an der Anstalt genommen hatte. Kaum war dieser Verlust einigermaßen verschmerzt, als er im Jahr 1821 seine beiden Eltern und seine Gattin verlor. Vom Jahr 1826 ab hatte er mehrere Schlaganfälle, war er kränklich und leidend, bis der Tod ihn am 23. Wintermond (Januar) 1830 seinen Betrauerten nachrief.

Meister Schugt hinterließ den Ruf eines durchaus sittenreinen, rechtschaffenen, freisinnigen Mannes, der, selber geistig thätig, den gebildetsten Männern seiner Heimat gleich gestanden, immer mit Stolz auf seine bürgerliche und gewerkliche Stellung geblickt und der viel, sehr viel zur Belebung der Sittlichkeit und des Kunstgeschmackes beigetragen hatte. Wegen seiner Kenntnisse und seiner Biederkeit übertrug ihm die Stadt die Aufsicht über die Eichung des Maaßes, wegen seiner thätigen Menschenliebe seine Pfarrgemeinde die Sorge für die Armen, und in beiden Stellungen war er trotz seinen mannichfachen Arbeiten der Bürgerschaft von großem Nutzen.

Johann Andreas David Böhme.

Johann Andreas David Böhme ward in Jena am 25. Weinmond 1787 geboren. Sein Vater war ein Schmied von einigem Wohlstand, welcher, wenn er auch nicht viele Bildung sich aneignen konnte, diese doch zu schätzen wußte, daher auch seinen Sohn mit großer Sorgfalt erzog. David wuchs kräftig auf, ward ein rüstiger, schöner Jüngling und wählte, als er sich für einen Stand entscheiden sollte, den seines Vaters, bildete sich im Laufe weniger Jahre zu einem tüchtigen Zeugschmiede. Während seiner Schulzeit, wie später während seiner Lehrjahre, hatte er keine Gelegenheit versäumt, sich durch Lesen wie durch Umgang mit Gebildeten mehr empor zu bringen; selber geistig aufgeweckt, war er ergriffen von dem Aufschwunge, den damals das deutsche Schriftenthum nahm, war er später entrüstet über die Schmach, welche durch den übermüthigen Eroberer dem Vaterlande aufgebürdet wurde. Er, wie so viele andere Jünglinge dieser Zeit, mochten sich kaum zurückhalten, um ihren Unmuth nicht durch unkluge Handlungen oder Worte zu verrathen. Als aber 1813 der Freiheitsruf durch Deutschland erscholl, eilte er gleich als berittener Jäger in die Schaaren der Kämpfer. Seine tägliche Arbeit hatte seine Kraft gestählt, daß er einer der schönsten und tüchtigsten Streiter in der Schaar des Erbfürsten war. Obschon er bei Gelegenheit des Kampfes immer unter den Ersten war, manchen Tag erlebte, wo es heiß zuging, kam er in Paris an, ohne verwundet worden zu sein, und so konnte er dann nach der glänzenden Siegesfeier in die Heimat zurückkehren, wo er sich wieder als Zeugschmied einrichtete (1816). Bald nach seiner geschäftlichen Einrichtung verehelichte er sich auch und lebte mit seiner Gattin von da ab in musterhafter Einigkeit und edler Freundschaft. Seine Werkstätte kam bald in Ruf, so daß er mit Aufträgen überhäuft

stand; durch steten Fleiß und schöne Ordnung gelangte er dahin, allen Anforderungen zu entsprechen, gewann er obendrein noch Musestunden, in welchen er an seiner eigenen Fortbildung mit Eifer arbeitete. Alle Wissenschaften, welche nur entfernten Einfluß auf sein Gewerke äußerten, waren ihm anziehend, erregten seinen nachhaltigen Lerneifer; und so gelangte er dann im Laufe der Jahre dahin, die Oefen und Kochgeschirre bedeutend zu verbessern, dadurch die Heizung für das bürgerliche Leben billiger zu machen, ebenso die Saugeröhre zur Erwärmung der Luft anzuwenden. Verdient sein Streben hier volle Anerkennung, so steht der Meister noch nachahmenswerther dadurch, daß er auf kirchlichem wie auf staatsbürgerlichem Gebiete stets rüstig mit seiner Zeit fortschritt, indem überall das Rechte, Nützliche, Gemeinbeste und Gute ihm am Herzen lag, und er stets bereit war, Opfer dafür zu bringen. Seine Thätigkeit, sein fleckenloser Wandel, sein Eifer für das Fördernde konnte seinen Mitbürgern nicht auf Dauer verborgen bleiben, er stieg immer mehr in der allgemeinen Achtung, bis er durch dieselbe (1827) zum Stadtältesten gewählt wurde. Für einen Mann von seinem Eifer für Recht und Pflicht war die Erwählung kein Pfühl zur behaglichen Ruhe, zu einem eiteln Sich-geltend-machen, sondern ein Sporn zu größerer Thätigkeit. Wo es das Wohl, das Recht und den Fortschritt des städtischen Gemeinwesens galt, war er unermüdlich, und eifrig wie er war, trachtete er auch, die Andern mit sich fortzureißen, in ihnen dieselbe Liebe und Thätigkeit zu erwecken. Das Jahr 1842 entriß ihn dieser Stellung zum größten Bedauern der Bürgerschaft. Der Stadtrichter scheint sich gewisse Uebergriffe der Amtsgewalt schuldig gemacht zu haben, wurde, als Böhme ihn deshalb öffentlich anklagte, von seinen Genossen beschützt und so ward der kühne Bürger in einen sehr schwierigen Rechtsstreit verwickelt. Er trat aus seiner amtlichen Stellung und führte seine Sache mit unerschütterlichem Muthe, ließ sich nicht

aus seiner Bahn schrecken, selbst als ihm Haft und Gefängniß verhängt schienen. Er wurde wirklich verurtheilt und dem Urtheile gemäß eingezogen, verlor aber auch im Gefängniß den alten guten Muth nicht, ließ nicht ab von dem, was er als wahr und recht erkannt hatte. Selbst in der Haft blieb er geistig thätig, begann er seine Gedanken schriftlich abzufassen und kämpfte aus dem Kerker in den verschiedenen Zeitblättern für die gute Sache, für die geistige Befreiung seiner Mitbürger fort. Die Schmach des Kerkers vermochte auch in keiner Weise den thätigen Volksmann bei seinen Mitbürgern herunterzusetzen, im Gegentheile genoß er nach der verhängten Strafe die Verehrung seiner Mitbürger in höherem Grade, war er durch sein Unglück auch in der Fremde bekannt und beliebt geworden. Als daher das Jahr 1848 mit seinem Völkersturm hereinbrach, hatte der Schmiedemeister einen gewaltigen Einfluß auf die bewegten Geister, trat er beherzt und rüstig auf, wie er in den Jahren des Befreiungskrieges aufgetreten war. Durch Wort und Schrift wandte er sich jetzt an das Volk, suchte zum Besseren durchzudringen, und trug auch vieles dazu bei, daß Ordnung und Gesetzlichkeit die Oberhand behielten, daß das Gute und Bessere in mancher Richtung erzielt wurde, was jene Tage im Gefolge hatten. Er ward daher von seinen Mitbürgern auch als Abgeordneter für den Landtag erwählt. Er nahm diese Stelle an, und war thätig, wie er es je in seinem Leben gewesen. Von der angestrengten Arbeit und der beständigen Aufregung fühlte er sich im Beginn des Brachmonates 1849 so angegriffen, daß er um einige Urlaubstage einkommen mußte. Er erhielt dieselben und ging in seine Heimat, wo er am 10. über dem Lustwandeln vom Schlage gerührt wurde und auf der Stelle erlag. Wenige Stunden vor seinem Tode hatte er einem Freunde gesagt, „daß seine Hoffnungen, die seinem Vaterlande gelten, niedergedrückt, aber nicht gebrochen seien.“ So endete ein Mann, der als Bür-

ger kernig und edel, als Mensch würdig war, daß er mit den Besten seiner Zeit genannt werden darf. In seiner Vaterstadt setzte er sich in einem prächtigen Hause vor dem Löbdaer Thore ein würdiges Denkmal. Einmal bauend legte er in früheren Jahren (1833) auch eine Ziegelei an und erfand eine feuerfeste Bauweise. Ueberhaupt war er thätig und selbstständig in den meisten Dingen, welche er angriff, erwarb er sich auch große Verdienste um die thüringische Eisenbahn (1844) und trug viel bei zur Ueberbrückung des herrlichen Elsterthales, welche den Schlußstein dieser nützlichen Baute bildete. Mögen diese Werke seinen Namen in der Erinnerung seines Volkes leben lassen.

Elihu Buritt.

Elihu Buritt wurde am 2. Christmonat des Jahres 1811 zu Neubrittain im Staate Connecticut in Nordamerika geboren. Er war der fünfte Sohn eines armen Schuhmachers, welcher seinen Kindern, zumal den jüngeren, keine besondere Erziehung geben konnte. Nur kurze Zeit hindurch besuchte der junge Elihu die Kreisschule. Brachte er aus derselben auch nur nothdürftige Kenntnisse, so nahm er doch, was mehr gilt, den Trieb, etwas Tüchtiges zu lernen, in's Leben hinüber. Des Vaters früher Tod zwang den Knaben bald, sich einen Weg durch's Leben, sich ein Gewerk zu wählen; er entschied sich für das eines Schmiedes, trat bei einem Grobschmied seines Heimatortes in die Lehre und widmete sich dem Geschäfte mit allem Fleiße. Zugleich trachtete er seiner mangelhaften Schulbildung nachzuhelfen, benutzte die öffentliche Bücherei seines Heimatortes und suchte den Umgang aller Gebildeten, welche dem freundlichen,

sanften und lernbegierigen Knaben gerne mit Allem an die Hand gingen, sich freuten, seinen Gesichtskreis erweitern zu können. Als er seine Lehrzeit bestanden hatte, sein Gewerk nun für sich fortführte, besuchte er besonders fleißig einen älteren Bruder, welcher sich dem Schulfache gewidmet hatte, übte er sich unter dessen Leitung in der Rechnen- und Meßkunst, oder im Allgemeinen in der Größenlehre; welches ihn bald in Stand setzte, Feldmeßarbeiten unternehmen zu können, ihn dabei in seinem Schmiedegewerke weiter brachte. Seine fleißigen und geschmackvollen Arbeiten sicherten ihm einen bedeutenden Verdienst; sein gesetztes Betragen, sein freier, offener Sinn erwarben ihm in kurzer Zeit einen Namen unter seinen Mitbürgern. Die reicheren Mittel, welche er durch die Vergrößerung seiner Werkstätte erlangte, ließen ihn mehr Geld auf seine Bücherei verwenden. Er legte sich jetzt mit Eifer auf mehrere neue Sprachen und konnte bald die gediegensten Schriftsteller der Neuzeit in ihrer ursprünglichen Abfassung lesen. — Auch den Naturwissenschaften widmete er große Aufmerksamkeit, und gerade durch diese nahm sein Leben und Wirken eine neue eigenthümliche Richtung. Indem er Betrachtungen anstellte über die verschiedenen Wärmegrade der Erde und die damit verbundene Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse der verschiedenen Lande, kam er zu der Ueberzeugung, daß die Gottheit all diese Verschiedenheit angeordnet habe, um die Völker von einander abhängig zu machen; er sah ein, daß der Reichthum so vertheilt war, daß die verschiedenen Stämme zwar von demselben nothdürftig leben könnten, daß aber die fortschreitende Bildung der Völker ihre Bedürfnisse steigere, dieselben von einander mehr abhängig mache, daß durch dieses einfache Gesetz des Austausches die Menschheit, welche aus einer Sippenschaft hervorgegangen, zuletzt wieder zu einer großen Sippenschaft gebildet, durch Brüderlichkeit vereint werden müsse. Der edle Schmiedemeister begnügte sich aber

nicht damit, die Wahrheit für sich gefunden zu haben, er wollte sie der ganzen Welt hellleuchtend andeuten, wollte die gesammte Menschheit zu derselben hinüberführen. Mit einigen hundert Dollaren, welche er sich erspart hatte, gründete er im Jahr 1844 eine Zeitschrift, „der christliche Bürger" genannt, in welcher er seine Grundsätze des christlichen Friedens und der Freiheit mit großer Beredtsamkeit verfocht. Zwei in einander verschlungene Hände, eine weiße und eine schwarze, dienten ihm als Sinnbild. Da er sich in dieser Zeitschrift unverholen für die Freiheit des Negerstammes aussprach und dieselbe durch alle ihm zu Gebot stehenden Mittel zu erstreben suchte, konnte es nicht fehlen, daß er in seinem Vaterlande vielfach angefeindet und verläumdet wurde. Troß allen Angriffen arbeitete er aber unverdrossen vorwärts, sandte er jede Woche seine Friedensboten in die Welt hinaus und erlebte bald die Freude, seine Aussaat Wurzel schlagen, frisch aufgrünen zu sehen. Seine Stimme erlangte binnen kurzer Zeit Geltung in Amerika, drang sogar bis nach England hinüber. Streitigkeiten zwischen beiden Landen über das Gebiet des Oregonflusses veranlaßten ihn, seinen Einfluß dahin zu verwenden, daß hier zwischen den ihm am nächsten stehenden Völkern freundliche Verabredung den Krieg verdränge, und wirklich waren seine Bemühungen nicht vergebens. Stets zu höherem Streben aufgemuntert, leitete er jetzt eine Verbindung zur Unterhaltung des Friedens ein und gründete (im Jahr 1847) die Zeitschrift „der Friedensbote". Um desto kräftiger und erfolgreicher für seine Stiftung wirken zu können, schiffte er im Laufe desselben Jahres nach England hinüber und schrieb (am 29. Juli) auf der Reise in Pershore, einer kleinen Stadt bei Worcester in England, das Gelübde nieder, welches die Mitglieder des großen Friedensbundes, welchen er zu stiften beabsichtigte, ablegen sollten. An demselben Abend, als er mit zwanzig Männern zusammen war, gewann er durch seine Be-

redtsamkeit siebzehn für sein großherziges Unternehmen. Am 18. August zählte der junge Verein schon 155 und wenige Wochen später über 1000 Mitglieder. Im Laufe des Septembers wurde in London die erste Zusammenkunft der Friedensjünger gehalten, an welcher auch mehrere Deutsche sich betheiligten. Auf diesem Friedenstage wurde unter andern auch eine jährliche Zusammenkunft der Freunde des Friedens beschlossen. Buritt kehrte nach diesen glänzenden Erfolgen wieder in die Heimat, in sein Geschäftsleben zurück. Unter all seinen Arbeiten verlor er aber keineswegs sein großes, schönes Ziel, seinen Friedensbund, aus dem Auge. Er wirkte für denselben durch seine Zeitschrift fort und warb demselben in den verschiedenen Staaten von Amerika eine außerordentliche Menge von Mitgliedern. Im Jahr 1850, wo die Versammlung der Friedensfreunde in Deutschland und zwar in Frankfurt gefeiert wurde, schiffte er abermals nach Europa hinüber und leitete dort die Sitzungen des von ihm gestifteten Bundes. War die Stimmung des deutschen Volkes, die Lage der deutschen Staaten auch eine solche, daß seine Bemühungen hier nicht sonderlich fruchten konnten, so nahm doch Buritt die Achtung aller Gebildeten mit in seine Heimat hinüber. Die Folgezeit muß lehren, ob seine Gedanken sich ganz verwirklichen lassen, ob der Frieden, das goldene Zeitalter für Dauer der Erde anbrechen kann; wenn aber auch das Letzte und Höchste unerreichbar bleiben sollte, muß doch sein edles Streben, durch so viele schätzbare Kräfte unterstützt, der Menschheit reichen Segen bringen. Wenn je aber dieses edle Streben zu einem schönen Ziele führt, so darf nicht vergessen werden, daß der Gedanke, der des Höchstgestellten würdig gewesen, der dem Gelehrtesten geziemt hätte, aus der untersten Schichte des Volkes hervorgegangen, daß ein einfacher Schmiedemeister das Größte und Schwerste, aber auch das Segenreichste ins Leben zu rufen unternommen hat.

Johannes Konrad Grübel.

Johannes Konrad Grübel, geboren am 3. Brachmonat des Jahres 1736 in der alten Reichsstadt Nürnberg, wo sein Vater das Klempnergewerke übte. Er besuchte die Stadtschule, erwarb sich ziemlich erkleckliche Kenntnisse und lernte später, als er der Schule entwachsen war, in seines Vaters Werkstätte gleichfalls das Klempnergewerke. Sein Vater, welcher den Rang eines Stadtflaschners (Stadtklempnermeisters) einnahm, war ein sehr geschickter Arbeiter, fertigte eine Menge von seltenen Gegenständen in Blech, welche von Nürnberg aus versandt bis weit nach Italien ausgeführt wurden, welche damals vielfach zum Schmucke wie zum Gebrauche von Kirchen und Bürgerwohnungen dienten. Konrad lernte in kurzer Zeit des Vaters Geschäft, half demselben fleißig und brachte bald die Werkstätte zu noch höherem Rufe. Da überhaupt die Werkstätten seiner Vaterstadt weit umher als die ersten und vorzüglichsten galten, kam er nie in Versuchung, auf die Wanderschaft zu gehen, blieb er in seines Vaters Hause, bis dieser, durch Altersschwäche und Kränklichkeit bewogen, ihm erst einen Theil seines Geschäftes, dann dasselbe ganz abtrat, welches Konrad nun bis in sein höchstes Alter rüstig fortführte. Das Leben des Meisters scheint einfach, frei von besonderen Wechselfällen gewesen zu sein; wir wissen blos, daß er reich mit Arbeiten gesegnet war, daß seine Fertigkeit in der Nähe wie in der Ferne in Anspruch genommen wurde. Waren die Zeiten auch bewegt, in welchen er lebte, scheinen doch alle Stürme über ihn weggegangen zu sein, ohne ihn tiefer zu verletzen. Sein einfaches bürgerliches Leben, aus dem uns weiter keine Züge geblieben sind, erhob und verschönerte der Meister aber durch Lied und Gesang. Wie sein Vorgänger Hans Sachs, war er Dichter, doch schrieb er seine Gedichte in der Sprache

des Volkes, in der Nürnberger Mundart. Seine ersten Versuche erschienen offenkundig im Jahr 1795, wo also Grübel hoch in den sechsziger Jahren stand. Es versteht sich daher wohl von selber, daß er schon in jüngeren Jahren die Kunst des Liedes und des Reimes versucht und geübt, daß er darin früh eine große Fertigkeit erlangt, sich und seinem nächsten Umgange dadurch manche Stunde verschönert und erheitert habe. Eine Menge von Briefen, die recht launig in Reimen abgefaßt sind, an welchen man die ungezwungene flüchtige Erfindung schaut, beweisen dieses hinlänglich.

Grübel starb am 8. März 1808. Seine sämmtlichen Gedichte, welche er in den letzten Jahren gesammelt und theilweise durchgesehen hatte, wurden einige Jahre später in vier Bänden durch Osterloh und Witschel herausgegeben. Sie verrathen nicht den umfassenden, tiefen und scharfsprudelnden Geist seines Landsmannes Sachs, sie sind nüchterner und einfacher gehalten; enthüllen aber nichts desto weniger einen verständigen Sinn, der seine Lieblingsstoffe aus dem gewöhnlichen bürgerlichen Leben entnommen, nicht ohne Geschick behandelt. In seinen Gedichten leben und weben die Männer und Frauen der Reichsstadt in ihren mannichfachen Verhältnissen, treten Dienstmägde und Lehrburschen, Vettern und Basen auf, nach der Natur getreu gezeichnet. Alles athmet Scherz, Spaß und Heiterkeit, selbst wenn die Rede sich auf die Noth der Zeit wendet, auf das Kriegselend und den Druck der fremden Eroberer, kommt der Sänger nicht aus seiner guten Laune, weiß er selber den Leiden die heitere Seite abzugewinnen. Heiterkeit und Anspruchlosigkeit waren die Grundzüge des Lebens des würdigen Meisters, sind die Grundzüge seiner Lieder geblieben. Die Vaterstadt, welche jetzt stolz auf den Sänger geworden, zeigt noch heute die bescheidene Wohnung desselben, hat die Straße, welche vorbei führt, die Grübelstraße benannt.

Tischler und Zimmerer.

Beide Gewerke waren Anfangs in demselben Meister vereiniget, trennten sich erst später, als schon die gesitteteren Völker über das erste Bedürfniß erhaben waren. Sowohl bei den Griechen als bei uns Deutschen ging das ganze Bauwesen aus dem Holzbau, also aus der Zimmerwerkstätte hervor, mit dem Unterschiede, daß die griechische Kunst mehr den todten, die deutsche mehr den lebenden Baum einfügte. Im Mittelalter waren beide Gewerke in hoher Blüte, wie mancher Holzbau, mancher reiche zierliche Schrein aus dem 14. und 15. Jahrhundert beweisen kann. Im 16. Jahrhunderte glänzte besonders Nürnberg durch Meister in eingelegter Arbeit, sogenannte Silberkistler, unter denen Stechmeier, Weishaupt, Schickler für Karl und Philipp II. nach Spanien arbeiteten. Das Zimmergewerk, das in der Meßkunst, in der Größenlehre so nothwendige Stützen suchen muß, hat sich in der neueren Zeit, was die nothwendige Stärke und Haltbarkeit betrifft, bedeutend gehoben; auch hat die Tischlerei, die in den letzten Jahrhunderten alle Verirrungen des Geschmacks mit durchmachte, sich in jüngster Zeit wieder von dem Schwulste gereiniget, einen der bildenden Kunst vergleichsamen Anflug genommen. Die Gereiden und Arbeiten der Gegenwart können sich, was Geschmack und Zierlichkeiten der Ausführung betrifft, mit den Arbeiten aller Zeiten messen, haben vor den schönen mittelalterlichen

Werken noch die Auswahl fremder Stoffe, des Holzes voraus, welches uns der Handel liefert.

Mit der Tischlerarbeit ist die des Drechselns vorgeschritten. Schon der hellenische Bildhauer Phidias soll die Drechselbank erfunden oder verbessert haben. Von da erhielt sie sich, bis sie im Mittelalter, besonders in Nürnberg und Geislingen, bedeutend verbessert wurde. In ersterer Stadt lebte das Geschlecht der Zick, die durch ihre Arbeiten berühmt geworden sind. Peter Zick (gest. 1632) unterrichtete Kaiser Rudolph **II.**, und Lorenz Zick, der jüngere Bruder, der die Kunst erfand, in hohlen Büchsen innen die mannichfachsten Gegenstände zu fertigen und Sachen zu Stande brachte, die der Drechselbank gerade zu widersprechen scheinen, ward ebenfalls nach Wien berufen, wo er Ferdinand **III.** zwei Jahre hindurch Unterricht ertheilte.

Die Zimmerarbeit steht in den höheren Gegenden Deutschlands, in den Alpen, am höchsten, wo noch das ganze Haus aus Holz gebaut wird, wo nie von der angestammten Präge des ursprünglich deutschen Baues abgewichen wurde.

Fast einen höheren Aufschwung, als die Zimmerkunst zu Lande, hat die für das Wasser berechnete in neuester Zeit genommen, und hier dürfen die deutschen Schiffe, die Bremer, einen Vergleich mit den besten der Welt, den nordamerikanischen, aushalten.

Die ältesten Schiffbauten werden, wie die ältesten Schmiedearbeiten, den göttergleichen Helden zugeschrieben. Neptun, Herkules, Jason und Danaus sind die ersten sagenhaften Seefahrer. Das erste größere Schiff soll 1485 vor unserer Zeitrechnung aus Aegypten nach Rhodos gekommen sein. Archimedes scheint auch den Schiffbau bedeutend vervollkommnet zu haben. Die italischen Seestädte waren im ersten Mittelalter, besonders zu Zeiten der Kreuzzüge, durch ihren Schiffbau berühmt; nach ihnen um 1364 hob die deutsche Hansa denselben noch mehr

und brachte auf ihren Schiffen zuerst Kanonen an. Um 1500 begannen die Niederländer durch ihre Schiffe allen andern voranzuleuchten, nach ihnen die Engländer. Um 1509 wurde in England der erste Zweidecker von 1000 Tonnen Gehalt (die Tonne zu 2000 Pfd.) gebaut; er hieß der große Heinrich (nach Heinrich VIII.), und kostete 14,000 Pfd.; vor diesem waren Schiffe von 24 Kanonen die größten der britischen Seemacht. Die Stückpforten sind eine Erfindung des französischen Baumeisters Desscharges in Brest 1500. Die Handelsschiffe dieser Zeit hatten nicht über 120 Tonnen Gehalt; um 1597 wurde das erste Schiff von 800 Tonnen erbaut. Ein Kriegsschiff ersten Ranges erfordert 60,000 Kubikfuß Zimmerholz und 180,000 Pfd. Hanf zu Segel und Tauwerk. Der Grund, worauf das Holz zu einem Schiffe von 74 Kanonen wächst, würde 14 Akres sein. Es erheischt 1500 wohlgewachsene Bäume, jeden zu zwei Lasten.

Andreas Jakob Roubo.

Andreas Jakob Roubo erblickte das Licht zu Paris im Jahr 1739. Sein Vater, ein Tischlergeselle, war einer der gröbsten Arbeiter, der selber nur wenig Kenntniß besaß und nicht im Stande war, Andere zu unterrichten. Der junge Roubo blieb daher sich selber überlassen, verdankte nur seinem innern Triebe seine Liebe für das Höhere, die er während seines ganzen Lebens an Tag legte. Er wußte sich nicht nur von den Gemeinheiten fern zu halten, zu denen ihn das väterliche Beispiel leicht hätte verlocken können, sondern begriff auch, daß er, um sich über den gewöhnlichen Arbeiter zu erheben, Kenntnisse bedürfe, die sein Vater ihm nicht verschaffen

konnte. Er suchte sich diese Kenntnisse schon früh anzueignen. Als er bei einem Tischler in die Lehre gegeben war, sparte er sich von dem geringen, für seine tägliche Kost bestimmten Gelde manches ab, um es auf Bücher und Zeichenmuster zu verwenden. Die bittersten Entbehrungen schienen ihm süß, wenn sie ihn nur in Stand setzten, etwas lernen zu können. Wie er als Geselle zu arbeiten begann, war er noch so arm, daß er genöthigt war, die weggeworfenen Lichterstumpen zu brennen, wenn er eine Stunde Abends oder eine früher zu seinem Unterrichte wachen und arbeiten wollte.

Sein frischer Muth sollte endlich belohnt werden. Blondel, der Bruder des bekannten Baukünstlers, bemerkte seinen Eifer. Der menschenfreundliche Gelehrte gewann Roubo lieb und erlaubte ihm, seine Vorlesungen über Baukunst unentgeltlich besuchen zu dürfen. Roubo, beseligt durch das unerwartete Glück, verdoppelte jetzt seinen Fleiß und wußte den Unterricht seines edlen Lehrers wohl zu nutzen. Er gab sich kaum Zeit zum Essen, so entzückt war er von der Wissenschaft, die ihm nun erschlossen war. Die Kenntnisse, welche er während fünf Jahren erwarb, in welchen er den Vorlesungen des Gelehrten folgen durfte, die Leichtigkeit des Ausdruckes, welche er sich durch vieles Lesen erwarb, begeisterten ihn, über das Gewerke, welches er trieb, zu schreiben. Durch einen neuen Gönner, den Herzog von Chaulnes, wurde 1769 der erste Theil seiner Arbeit, die Bauschreinerei, der Akademie der Wissenschaft überreicht. Duhamel du Monceau, einer der gemeinnützigsten Gelehrten des 18. Jahrhunderts, der mit der Prüfung des Werkes beauftragt ward, machte einen so günstigen Bericht, daß die Akademie beschloß, das Werk des Tischlers in die Abhandlung über Künste und Gewerke, mit welcher sie sich damals beschäftigte, aufzunehmen. Dieser Auszeichnung verband sie eine andere, sie erwirkte dem wissenschaftlichen Gesellen einen Meisterbrief; ein Geschenk, mit welchem

man damals sehr sparsam war. Roubo konnte jetzt als Tischlermeister die folgenden Theile seines Werkes herausgeben: die Wagenschreinerei, Gereidenschreinerei, die Täfelschreinerei, die Gitter- oder Gartenschreinerei. Jedes dieser Werke, in denen große Klarheit; Verständigkeit und Ordnung herrscht, ist recht zweckmäßig geschrieben; jede Zeile verkündet den Arbeiter, welcher über seine Arbeit nachgedacht hat.

Ebenso fleißig, als Roubo über seine Kunst nachsann, übte er sie als Meister in der Werkstätte aus, die er sich in der Jakobsvorstadt gegründet hatte. Ein eigener Anlaß sollte seine Geschicklichkeit noch mehr hervorheben. Die Mehl- und Getreidehändler der Hauptstadt waren damals noch auf die kreisförmigen Gänge der Getreidehalle beschränkt, deren größerer Mittelraum noch ganz dachlos stand. Bei einem Feste, das zur Geburtsfeier des Dauphins, Sohnes Ludwigs XVI., gegeben wurde, bediente man sich dieses Mittelraumes, über welchen man ein riesiges Leinwandgezelt gespannt hatte, zur Beleuchtung. Zwei junge, seit Kurzem von Rom gekommene Baukünstler, Molinos und Legrand, wurden von der Wirkung der Einrichtung so betroffen, daß sie den Gedanken faßten, diese Decke durch Zimmerwerk zu ersetzen, und denselben bei den Behörden in Anregung brachten. Aber bei Ausführung dieses kühnen Gedankens mußte die Bedachung sehr leicht sein, um nicht das Gebäude in seinen Grundfesten wanken zu machen, und es war schwer, den Meister zu finden, der fähig war, einen solchen Gedanken auszuführen! Bei der Berathung über diesen Gegenstand trat Einer in der Baumeisterversammlung auf, erklärte: daß in Paris nur ein einziger Meister lebe, der solchem Werke gewachsen sei, daß dieser Meister Roubo heiße. Auf diese Weisung verfügten sich die Baumeister gleich zu Roubo. Dieser erbat sich Tagesfrist aus, um nachdenken und sich entscheiden zu können. Folgen-

den Tags erklärte er, daß er sich der Arbeit unterziehen wolle, wenn man ihn frei gebaren und schalten lasse.

Man bewilligte ihm das Verlangte und er ging alsbald ans Werk. Seit zwei Jahrhunderten war einer der tüchtigsten französischen Meister, Philipp Delorme, vollständig vergessen. Roubo ließ dem Verdienste desselben vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, indem er das Verfahren einschlug, welches dieser Meister angewandt hatte, um das Schloß La Muette Heinrichs II. zu decken, welches darin bestand, daß er statt des Zimmergebälkes Tannenbretter auf die schmale Kante stellte und dadurch das Dach wölbte. Der Zimmermeister Albouy und der Schlosser Raguin, welche die eiserne Leuchte oben auf der Krönung der Kuppel fertigten, waren die einzigen Gehülfen, welche der kecke Tischler zur Ausführung seines Werkes benutzte. Die Wölbung ward vollendet am 31. Wintermonat 1783 nach fünfmonatlicher Arbeit, welche der Meister mit solcher Sorgfalt und Vorsicht geleitet hatte, daß die gefährliche Arbeit kein Menschenleben beschädigte. Als man die riesige Kuppel von einem 39½ Meter großen Durchmesser abrüstete, war Roubo so vom Vertrauen auf seine Berechnung durchdrungen, daß er trotz der Bitten vieler Zuschauer, welche durch seine Kühnheit erschracken, oben unter dem Zimmerwerke ausharrete, um zu sehen, ob dasselbe, nachdem es sich selber überlassen war, sich nicht irgend bewege. Alles ging, wie er es vorausgesehen. Die Stützen wurden beseitiget, ohne daß die Arbeit nur zuckte. Beim Anblick eines solchen kühnen Werkes entstand allgemeiner Jubel, allgemeines Beifallklatschen; die Männer der Getreidehalle nahmen dankbar den Meister auf ihre Schultern und trugen ihn unter hellem Jubel nach Hause.

Roubo ließ bei dieser Gelegenheit seine Uneigennützigkeit hell hervorleuchten; zum Gemeinbesten verzichtete er auf den Ehrensold, welchen er als Bauunternehmer ansprechen konnte, nahm nur so viel, als er zur Führung der Arbeiten nöthig gehabt

hatte. Ehre war der Lohn, der ihm am lockendsten schien, und diese ward ihm in vollem Maße. Die Wölbung der Getreidehalle verbreitete seinen Ruf durch ganz Europa. Aus ganz Frankreich wie aus dem Auslande gingen Gesuche an ihn, Wölben in Philipp Delorme's Weise zu fertigen. Seine Werkstätte war die gesuchteste, die bewegteste von ganz Paris. Zu seinen geschätzteren Werken in dieser Art gehören die Decke der Tuchhalle und die in maßigem Magahoni ausgeführte Treppe im Hofe von Marbeuf.

Die Staatsumwälzung, deren Grundsätze der Meister mit allem Feuer bekannte, sollte ihm große Verluste bringen, indem viele seiner Hauptschuldner auswanderten. Er wurde dafür im Laufe der Ereignisse zum Hauptmann der Pariser Bürgerwehr ernannt. Als solcher wollte er, trotz eines schleichenden Uebels, das ihn aufrieb, an der Spitze seiner Schaar dem Feste der Verbrüderung beiwohnen, das am 14. Brachmonat (Juli) 1790 auf dem Märzfelde begangen wurde. Die Anstrengungen dieses Tages verschlimmerten aber sein Uebel dermaßen, daß er heimkehrte, um sein Haus nicht mehr lebend zu verlassen. Er starb kurz darauf, von allen Bekannten tief betrauert. Seine Söhne wurden vom französischen Volke erzogen und seine Gattin von der Regierung auf eine reichliche Weise unterstützt und dergestalt das nützliche Wirken des edeln Meisters anerkannt.

Joseph Herriger Glänz.

Joseph Herriger (Dominik) Glänz, geboren am 25. April 1778 zu Freiburg im Breisgau, war der Sohn eines armen Schreinermeisters. Die Schulbildung, die er erlangen konnte, war dürftig, da der Vater den Sohn, so-

bald er nur zu einigen Kräften kam, in der Werkstätte beschäftigte. Von Jugend auf zeigte er aber nichts desto weniger große Gelehrigkeit und nachhaltigen Eifer, etwas Tüchtiges zu lernen und zu leisten. Er wurde bald nicht nur ein tüchtiger Schreiner, sondern übte sich auch in der Holzschnitzarbeit, wie sie dazumal vorzukommen pflegte; übte sich im Zeichnen und konnte ohne alle fremde Anleitung bald sich jede Art von Verzierungen aufreißen und dieselben in Holz ausarbeiten. Es war damals die Zeit, wo der Geschmack auch in Deutschland durch den französischen Schwulst in jeder Richtung verdorben war, wo aber altgriechische Muster den Sinn für das Bessere und Edlere zu beleben begannen. Auch der junge Glänz war mit unter der Zahl derer, welchen das Gefühl für das Einfache und Natürliche aufging, welche das Schwülstige und Aufgeblasene erkannten; obgleich er ohne Einfluß war, etwas in dieser Richtung wirken zu können. Er hätte gerne zu seiner ferneren Bildung die üblichen Reisen unternommen, allein die frühe Hinfälligkeit seines Vaters band ihn an das elterliche Haus, dessen Stütze er sein mußte. Der Krieg, den die französische Staatsumwälzung hervorrief, stellte ihn zuletzt gar unter die Waffen; er wurde (1794) mit dem Landsturme aufgeboten und kämpfte (1796) wacker bei Wagenstadt gegen die Franzosen mit. Nach dem Rückzuge der Feinde eilte er wieder in seine Werkstätte, nahm er seine Arbeiten wieder auf, war er die Stütze seines alternden Vaters. Im Jahr 1803 fertigte er sein Meisterstück, ward er von der damals noch bestehenden Zunft als Meister erklärt, führte er das Geschäft, dessen Stütze er längst gewesen war, auf eigene Rechnung fort. Da er nicht Gelegenheit gehabt, sich auf Reisen vervollkommnen zu können, suchte er die in seiner Heimat vorhandenen Quellen desto sorgfältiger auszubeuten, sich durch diese weiter empor zu arbeiten. Das herrlichste Kunstwerk seiner Vaterstadt ist das in der besseren Zeit mittelalterlicher Kunst erbaute Münster,

ein Werk, an dem der Ungeschmack nur geringe Verstümmelungen vornehmen konnte. Diesem Werke wandte der junge Tischler seine ganze Aufmerksamkeit zu, prägte sich die Hauptmuldungen, die Gliederungen desselben ein, zeichnete sich die Einzelnheiten auf und würdigte besonders die Ueberbleibsel alter Tischler-Holzschnittarbeit, wie z. B. die von Widinz und Liefering.

Doch nur während der spärlich zugemessenen Freizeit konnte Glänz sich dieser seiner Lieblingsbeschäftigung zuwenden. Er hatte sich 1808 verheirathet; mußte, in untergeordneten Vermögensverhältnissen stehend, mit harter, beschwerlicher, nicht selten mit roher Arbeit seinen und der Seinigen Unterhalt verdienen. Wie hart ihm sein Geschäft ankam, so führte er es mit Liebe und Eifer, und gewann bald einen guten Ruf. Er wurde häufig bei Bauunternehmungen zu Rathe gezogen, wo er dem half, dem zu helfen war, wo er sorgte, daß der Bau fest ausgeführt, auch dem Schönheitssinne entsprach.

In Musestunden sann der Meister auch gerne über mechanische Werke nach und erfand selber eine Spuhl- und eine Zwirnmaschine, fertigte die Vorbilder zu diesen Werken an; da er selber aber nicht die Mittel besaß, diese Werke im Großen auszuführen und trotz seines Nachsuchens keine Unterstützung finden konnte, blieben dieselben für ihn, für die Welt fruchtlos.

Im Jahr 1819, nachdem der Sinn für deutsche Kunst im Vaterlande erwacht war, nachdem ein Kunstfreund in seinem Letztwillen dem Münster bedeutende Vermächtnisse hinterlassen, mit der Bedingung, daß er von den Flecken des Ungeschmackes gereiniget werde, dachte man ernstlich daran, den Bau demgemäß säubernd zu durchgehen. Eine Gesellschaft von Sachverständigen ward beauftraget, das Unschickliche auszumerzen, Besseres und Passendes dafür herstellen zu lassen. Die Altäre befanden sich sämmtlich unter dem ersteren. Von allen Seiten gingen Zeichnungen und Risse ein, dem Mangel abzuhelfen,

Maler und Bildhauer drängten sich an die Arbeit. Unter solchen Umständen wäre der Schreinermeister wirklich zu bescheiden gewesen, als Mitbewerber aufzutreten, wenn er nicht durch einen Freund, durch einen vorurtheilsfreien Bürger der Stadt dazu ermuntert worden. Auf dessen dringliche Mahnungen und Bitten setzte er sich hin und entwarf rasch mehrere Risse zu Altären, zu dem Baue, in dem seine Kunst webte und lebte. Er legte die fertigen Zeichnungen den Beauftragten vor und diese sandten alles Eingegangene an den bekannten Baukünstler Moller zur Begutachtung. Moller zeichnete Glänzens Entwürfe vor allen andern aus, befürwortete sie auf das Dringendste; allein die heimischen Bauleiter betrachteten diese Empfehlung als eine seltsame, vielleicht gar neckische Laune des Baugelehrten, hatten weder Lust noch Muth, eine so große und wichtige Sache einem so einfachen, so armen Manne, einem einfachen Schreiner, anzuvertrauen. Der Freund des Meisters, welcher diese Sachlage erfuhr, ermunterte Glänz, im Stillen ein kleines Vorbild eines solchen Altares in Schnitzwerk auszuführen, die Baubeauftragten damit zu überraschen; Glänz ging auf diesen Vorschlag ein, fertigte ein kleines Vorbild und überreichte es im Jahr 1820 der noch immer zögernden Bauhütte mit der Bitte, dieses Werk zu steter Erinnerung in der Trese (Schatzkammer) des Münsters zu bewahren. Auch diese Vorarbeit würde das Vorurtheil der Beauftragten noch nicht überwältiget haben, wenn nicht zufällig Großherzog Ludwig von Baden nach Freiburg gekommen wäre. Während des Aufenthaltes ließ sich dieser Fürst das Münster zeigen, gelangte er auch in die Schatzkammer. Dort fiel ihm der Glänz'sche Entwurf vor allen in's Auge, und gleich erkundigte er sich nach dem Künstler, der das Werk gefertiget, nach der Ursache, weshalb man dem Schreiner den Auftrag nicht gegeben habe. In kurzer Frist lief nun von Karlsruhe aus der Auftrag an den Meister ein, die so schön ersonnenen Altäre zu vollenden. Mit

Begeisterung vernahm er den Auftrag, mit Liebe und Eifer führte er ihn aus, und vollendete bis zu seinem Tode, in etwa 20 Jahren, den Hochaltar und 7 kleinere, 2 Beichtstühle und mehrere andere kleinere Holzschnitzwerke für den vom Schwulste gereinigten Münster. An seinem Sohne Franz hatte er einen tüchtigen, fleißigen Gehülfen, der wie er in den Geist der alten Kunst eindrang, mit der größten Zierlichkeit und Geschwungenheit arbeitete, ohne den feinen Faden des gothischen Ebenmaßes zu verlieren. Wie die Arbeiten aufgestellt wurden, erwarben sie die Bewunderung aller Kunstverständigen, indem sie an Zier und Leichtigkeit alles Neuere übertrafen, dem Schönsten gleichgestellt werden können, was die reichste Zeit mittelalterlicher Kunst geschaffen hat; besonders gilt dieses von dem 68 Fuß hohen Hochaltare. Man kann von dem seltenen Tischler sagen, daß er das todte Holz wieder zu lebendigem Treiben und Blühen gezwungen hat. Sein tiefes Verständniß der alten Kunst, das nun auch von den Einheimischen anerkannt wurde, machte seine Stimme bedeutsamer, und so ward er einer der Meister der Münsterbauhütte, der er auch durch Zeichnung und Risse, durch Vorbilder, durch Rath und That mannichfach nützlich wurde. Reiche Ausländer, welche den Münster sahen, Zeugen der Wirksamkeit des Meisters wurden, bestellten bei demselben jetzt auch verschiedene Arbeiten in dieser Gattung, und so wanderten denn manche herrliche Stücke edeln Hausrathes in das Ausland, vorzüglich nach England. In der Heimath wußte man die ursprüngliche Kunst für den Hausgebrauch noch nicht genugsam zu schätzen.

Unter eifrigen Arbeiten wurde der wackere Meister vom Tode überrascht. Er starb am 10. August 1841. Die Anerkennung, den Dank, die er bei Lebzeiten so spärlich erringen konnte, wurden ihm erst nach seinem Tode, da seine Arbeiten als Muster und Richtschnur für viele andere galten. Sein Sohn, in seiner Werkstätte gebildet, hielt deren Ruf aufrecht,

lieferte noch treffliche Arbeiten in den vaterländischen Münster, unter andern den erzbischöflichen Stuhl; arbeitete auch herrliche und werthvolle Gereiden für den Prinzen von Preußen, wie für andere Kunstfreunde in Nähe und Ferne.

Hans Lange.

Hans Lange, geboren zu Vegesack bei Bremen am 1. März 1775, war der einzige Sohn eines rüstigen, fleißigen, wenn auch nicht reichen Schiffzimmermannes, der so frühe starb, daß er vom Sohne kaum gekannt wurde. Zum Glücke hatte der verwaiste Knabe eine gottesfürchtige, fleißige und gebildete Mutter, eine geborne Melchers aus St. Magnus, die sich der Erziehung ihres Sohnes mit allem Ernste annahm; die denselben frühe zur Arbeit, zur Rechtschaffenheit, zum Nachdenken und zur geistigen Selbstständigkeit weckte, die sich später des trefflichen Sohnes bis zum Jahr 1802 erfreuen konnte. Dann hatte der Knabe gleichfalls einen tüchtigen Pathen, den Zimmererbas Janssen, welcher mit aller Liebe an seinem Pathenkinde hing, die Pflichten des Taufzeugen im Geiste des ältesten Christenthumes auf sich nahm. Als daher der Knabe der Schule entwachsen war und besondere Vorliebe für das Gewerke seines Vaters, auch hinlängliche Geschicklichkeit dazu zeigte, so nahm Janssen ihn zu sich in die Lehre, und beschäftigte ihn auf seinem Schiffswerfte. Er sollte bald Freude an seinem Zöglinge erleben, der zu einem starken, rüstigen Jünglinge heranwuchs, bald einer der tüchtigsten Arbeiter wurde, sich außer der Arbeit auch durch forschendes Lesen, durch sittlichen Wandel auszeichnete. Als der Pathe starb, hatte sich der Zögling schon zu einem tüchtigen Geschäftsmanne heran-

gebildet, war er fähig, dem Werfte seines Wohlthäters als Werkmeister vorstehen und der Wittwe die genossenen Wohlthaten vergelten zu können. Im Jahr 1803 verheirathete er sich mit Anna Raschen, einer Jungfrau aus dem Geburtsorte seiner Mutter, aus St. Magnus, welche die treue Gefährtin seines Lebens blieb; welche mit klarem Verstande, mit seltener Thätigkeit ihm in seinen Geschäften zur Seite stand, von den ersten unbedeutenden Anfängen bis zu deren großartiger Ausdehnung.

Im Jahr 1806 begann er sein Gewerke auf eigene Rechnung zu betreiben und miethete sich zu diesem Ende einen Platz am Hafen. Seine Tüchtigkeit blieb nicht verborgen; bald ward er mit ehrenvollen Aufträgen überhäuft. Er war aber noch nicht lange in Wirksamkeit, als die Uebergriffe Napoleons, der die deutschen Seestädte mit Frankreich vereinigte und das Festland gegen England absperrte, ihn ebenfalls in Arbeit setzten. Statt der freundlichen Kauffahrer bekam er jetzt Schiffe für den Zolldienst, für die Bewachung der Küsten zu fertigen; wurden ihm von einzelnen Bürgern Aufträge für Schiffe, um über die Watten den gehemmten und verbotenen Verkehr mit Helgoland unterhalten zu können. Das Zusammenbrechen der Napoleonischen Macht ließ Lange wieder in seine alten Verhältnisse eintreten, gestattete eine neue, lebendigere Ausdehnung seines Geschäftes. Schon im Jahr 1814 ward er Eigenthümer des Schiffswerftes, welches er bisher pachtweise benutzt hatte. Fast gleichzeitig erwarb er sich einen andern Platz am linken Ufer der Aue, auf hannövrischem Grunde, welchen er ebenfalls zu einem ähnlichen Schiffswerfte umschuf. Von nun ab konnte er für hannövrische wie für bremische Häuser arbeiten, ohne die Schwierigkeiten befürchten zu dürfen, die sich dem Meister an den Zollgränzen entgegenstellten.

Da nach der Befreiung vom Napoleonischen Joche der deutsche Verkehr und mit diesem auch die Schifffahrt einen

neuen Aufschwung gewann, fand unser Meister Veranlassung zu verschiedenen größeren Geschäftsreisen. So fuhr er 1815 auf einem seiner neuerbauten Schiffe nach Schweden, berührte auf der Rückreise Königsberg und Danzig; nicht ohne daß er die dort vorfindlichen Werfte besucht und mit den Seinigen verglichen hatte. So fuhr er 1816 hinüber nach England, besuchte die für sein Gewerke wichtigen Anstalten und kehrte mit vielfach erweitertem Gesichtskreise, mit neuen Erfahrungen in seine Heimat zurück, dorten das erste deutsche Dampfschiff, „die Weser“, für Rechnung des Kaufmann F. Schröder zu erbauen. Mit diesem Dampfer machte er dann die erste Fahrt nach Stettin. Im Jahr 1822 führte er die für ihn selber erbaute Brigg „Oekonomie“ beladen nach Riga und brachte von dorten eine Ladung von Holz, Pech, Segeltuch und anderem Schiffbedarfe mit nach der Heimat; vereinigte in sich den Erbauer, den Schiffführer (Kapitän), Rheder und Befrachter. Von dieser Zeit ab förderte der Frieden, förderte der steigende Wohlstand und der Verkehr im Innern auch den Handel mit der Außenwelt und die Schifffahrt in hohem Grade; erwuchs besonders Bremen durch den Zug der deutschen Auswanderer nach Amerika zu bedeutendem Einflusse auf die Seeschifffahrt, und zwar in der Weise, daß die Zahl bremischer Schiffe beinahe den zehnten Theil der gesammten deutschen Handelsflotte ausmachte und dem ungleich größeren und mächtigeren Hamburg gleich stand. Lange war in dieser Zeit der beginnenden Blüte nach allen Seiten hin thätig, unermüdlich beschäftiget, das erwachte Leben zu benutzen und zu vermehren. In schlimme Zeitschickungen wußte er sich zu fügen, gute wußte er vorherzusehen, verstand er trefflich zu benutzen; jede Gelegenheit nahm er aber wahr, seine Einrichtungen zu vervollkommnen, seine Geschäfte auszudehnen, dem Neuen, Zweckmäßigen in seinem Wirkungskreise Eingang und Geltung zu verschaffen.

Um einen Begriff dessen zu geben, was er für die Belebung der deutschen Schifffahrt gethan, schalten wir hier ein Verzeichniß seiner Hauptarbeiten ein, das er 1842 bei Gelegenheit eines häuslichen Festes entwarf. Auf seinen Werften waren bis dahin unter seiner Leitung gebaut worden: für Rechnung bremischer Rheder und Schiffer 24 Dreimaster (große Kauffahrer mit 3 Masten), 13 Barks, 27 Briggs, 2 Schuner, 3 Schunergallioten, 22 Gallioten, 7 Buysen, 2 Jäger für den Häringsfang, 7 Kähne, 2 Lootskutter und 3 Leuchtschiffe. Für eigene Rechnung erbaute er 1 Dreimaster, 3 Briggs, 1 Schuner und 3 Gallioten. Sodann für Rechnung Hamburger Kaufleute 1 Dreimaster, 2 Barks und 1 Brigg. Für Rechnung hannövrischer Kauffahrer erbaute er 1 Brigg, 3 Schuner, 3 Schunergallioten, 2 Gallioten, 1 Ruff, 16 Kähne und 2 Lootskutter; endlich für Rechnung oldenburgischer Kaufherrn 1 Brigg, 1 Brigantine, 5 Gallioten, 1 Ruff, zwei kleinere Wattenfahrer und 3 Kähne. Außerdem baute er noch 6 Dampfschiffe, 2 Baggerschiffe und 3 Fährprame. Für die französische Regierung 3 Böyer, 5 Kutter und 6 Bogger. Zusammen also 190 größere Fahrzeuge. Wenn man dazu rechnet die 10 Schiffe, welche er von 1802 — 1805 als Leiter des Janssenschen Werftes erbaute, so kommt auf die 40 Jahre seines Wirkens die runde Zahl von 200 Seeschiffen und größeren Stromfahrzeugen. Dabei fertigte er an Böten, Schaluppen und Jöllen 311 Stück und 17 Dielenschiffe. Wahrscheinlich ist diese Aufzählung nicht ganz vollständig, hat der Meister manches übersehen, und so wäre wohl mit Zuzählung der später erbauten die Stückzahl zwischen 210 — 220 anzunehmen, die Lastenzahl aber auf 20 — 25,000. Sein letztes Schiff war das größte, welches je auf bremischen Schiffswerften erbaut worden ist, die für Rechnung von D. H. Wätjen erbaute „Leontine" von 450 Last. Der Meister hatte beschlossen, mit diesem Werke seinen Geschäftsabschluß zu machen, die auf ihm bis dahin

ruhenden Lasten den Söhnen zu übertragen, ohne zu ahnen, daß er nach der Vollendung auch bald seine irdische Laufbahn schließen werde.

In welchem Maße ein solcher Mann mit seinem Geschäfte Einfluß gewann auf die Wohlfahrt der Vaterstadt wie des Gesammtvaterlandes, geht aus dem Umstande allein schon hervor, daß er in der Zeit seiner größeren Gewerkseinrichtung 599 Menschen beschäftigte, wovon 94 an Bord seiner 4 Seeschiffe und beiden Flußdämpfer dienten, alle übrigen aber Zimmerleute auf seinen Werften in Vegesack, Grohn und Bremerhafen waren.

Neben seinen großartigen Schiffsbauten war Meister Lange vielfach mit andern Bauten, als Brücken, Schleußen und Häusern beschäftiget, betheiligte sich für seine Rechnung oder für Andere an gemeinnützigen Bauten; war überhaupt immer bei der Hand, wo es etwas Neues auszuführen, wo es Schwierigkeiten, sogenannte Unmöglichkeiten, zu bewältigen galt. So baute er den sogenannten Rodewald'schen Krahn nach neuer Weise, welche von Jedermann für durchaus unausführbar und nutzlos gehalten wurde; baute ihn, da die alten Zunftgesetze im Wege standen, ihn zu verhindern drohten, mit solchem Geschick und solcher Beschleunigung, daß das in aller Stille vorbereitete Werk in wenig Stunden aufgeschlagen wurde, vor Sonnenuntergang fertig da stand.

Eine weit schwierigere, aber freilich auch belohnendere Aufgabe war die Errichtung des Trockendock zu Bremerhafen, welche den Meister mehrere Jahre beschäftigte (von 1837 bis 1840), ihm große Kosten und manches Nachdenken verursachte; die ihm aber dafür auch, als er sie aller Schwierigkeiten zum Trotze doch glücklich fertig brachte, eine um so größere Freude gewährte, die ihm auch große Ehre brachte, da es die erste Trockendock war, welche auf deutschem Boden angelegt ward. Ein Unternehmen, das auf den vaterländischen Schiffbau noch lange nachhaltige Wirkung haben dürfte.

Zu den untergeordneten Unternehmungen des Meisters gehören die von ihm gegründete Dampfmühle in Vegesack, die Brauerei, die Brennerei, die Seifensiederei, welche er dort anlegte, die Thranbrennerei, die er in Grohn unterhielt. Anstalten so großartig, daß sie wohl die Thätigkeit eines Mannes in Anspruch genommen haben würden, wußte er im Vereine mit seiner Gattin, mit seinen Söhnen so zu überwachen, daß sie in Blüte kamen und blieben, ihm bedeutenden Vortheil abwerfen mußten. Das innige Leben des Hauses, die vollständige Uebereinstimmung aller Hausgenossen machte es möglich, daß stets neue Geschäftszweige angebahnt werden konnten. So unterhielt Lange einen Kleinhandel für seine Arbeiter, um dieselben stets mit guten und billigen Waaren zu versehen, so trieb er Großhandel und Rhederei, so gründete er durch seine Dämpfer eine rasche Verbindung zwischen Bremen und Bremerhafen, so ließ er durch seine Grönlandfahrer den deutsch-nordischen Wall- und Robbenfang wieder aufleben. Neben allen dem hatte er noch städtisches wie ländliches Grundeigenthum gewonnen, wußte die in den drei Uferstaaten vertheilten Unternehmungen so in einander greifen zu lassen, daß sie sich wechselseitig unterstützten, wußte jedem die gehörige Aufmerksamkeit zu spenden, ohne daß er den Ueberblick des Ganzen verloren, ohne daß er durch die Ueberhäufung ermattet wäre.

Bei allen Arbeiten und Geschäften, welche der Meister eine so lange Zeit durch führte, erhielt er immer den kindlichen, kräftigen Geist, der für das Gemeinbeste wie für die Leiden der Mitbrüder stets fördernd, tröstend und helfend thätig war; bei dem wachsenden Einflusse und Reichthume blieb er stets anspruchlos und einfach, blieb er der biederbe Schiffszimmermeister, der eitel Glanz und Flitter für gering schätzte, dafür aber von Jugend auf bis zu seinen letzten Tagen immer offenen Sinn hatte für alles Gute, Große und Schöne, so im Leben, wie in Kunst und Wissenschaft. Er starb kurze Zeit nach Vol-

lendung seines letzten großen Seeschiffes am 29. April 1844. In gewerblicher, wie in jeder andern Rücksicht war und blieb Hans Lange ein Muster, ein kerndeutscher Mann, dessen Werth nicht genug erkannt worden ist. Wenn das Vaterland einst zum Bewußtsein seiner Kraft, zur Einsicht seiner meerangränzenden Lage gekommen sein wird, wenn es mit einer Flotte, die seiner würdig ist, die Meere durchfurcht, dann mag es, eingedenk des vielfach tüchtigen Meisters, eines seiner schönsten Kriegsschiffe mit dem Namen Hans Lange taufen.

Maurer und Steinmetzen.

Wir haben schon oben gesagt, daß die deutschen Völkerschaften sich in ältester Zeit Wohnungen in einer gewissen schönen Präge aufführten und dabei wie die Griechen vom Holzbau ausgingen. Vorsicht und Bedürfniß einer festeren Wohnung führten sie auch bald zur Benutzung des Steines, den sie nach und nach künstlicher behauen und schichten lernten, so daß sie darin zuletzt die Völker übertrafen, welche ihnen Anfangs als Muster gedient hatten. Die Verehrung des Waldes, die Einrichtung des heiligen Haines, in welchem sie ihre Gottheiten verehrten, dessen Zweige sie oben verwoben, führte sie zum Kreuzgewölbe, später zu den noch künstlicheren Arten der Wölbung und zu den gewaltigen Säulenbunden der alten Bauten. Ob die Kenntniß der höheren Bauanlage sich in der Urzeit in einer Priesterinnung fortgeerbt habe, die sich vom Gotte Frei oder der Göttin Freia Freimaurer genannt, oder ob diese von einer Innung unpriesterlicher, frei durch das Volk der Zimmerer schreitender Maurer ausgegangen, welche ihre höhere Kenntniß als Geheimlehre unter sich vererbt, lassen wir dahingestellt sein. Wir finden diese Innung an der Gränze der christlichen Zeit in das Christenthum hinüberschreitend, sich von Nordwesten aus Großbritannien nach dem Süden verbreitend, und mit der Verbreitung einen höheren Flug nehmend.

Diese Innung bestand beinahe durch ganz Europa bis in

die Neuzeit, diente allen übrigen Werkgilden zum Muster. Als aber die Wissenschaft ihre Geheimnisse gemeinnützig gemacht hatte, ging aus der Maurerinnung die heutige Freimaurerhütte mit allen ihren wohlthätigen, menschheitlichen Anstalten hervor, die sich dann von dem Gewerbe unabhängig immer weiter spann, daß sie über dem Bereiche dieser Schrift liegt.

Karl Friedrich Zelter.

Karl Friedrich Zelter wurde am 11. Dezember 1758 in Berlin geboren, wohin sein Vater aus Sachsen eingewandert war und wo er als Maurermeister ein anständiges Einkommen hatte. Schon in frühester Kindheit zeigte er bedeutende Anlagen, weshalb ihn denn der Vater, trotzdem daß er ihn zu seinem Handwerke bestimmt hatte, nicht nur die Stadtschule, sondern auch die höheren Lehranstalten durchlaufen ließ. Vom 17. Jahre an trat er seine Lehre als Maurer an, arbeitete er unter seines Vaters, wie unter anderer Meister Aufsicht mehrere Jahre hindurch. Wie auch die Arbeit seine Kräfte in Anspruch nehmen mochte, gab er sich doch in der freien Zeit nie müßiger Ruhe hin, sondern suchte sich geistig fortzubilden, nützliche Kenntnisse zu erwerben, und sich Kraft und Ausdruck in Sprache und Schrift zu verschaffen. Schon als Knabe hatte ihn der Vater im Klavier- und Orgelspiele unterrichten lassen, ohne daß er dafür besondere Aufgewecktheit oder Vorliebe gezeigt hätte; jetzt aber, unter der rauhesten Arbeit, erwachte in ihm auf einmal ein tiefer Sinn für Tonkunst. Alle Stunden der Erholung und Geschäftsruhe wurden jetzt der Kunst zugewendet, es wurde mit Nachhaltigkeit und Erfolg gegeigt, gespielt und gesungen. Selbst die Nächte durchwachte der Jüng-

ling, indem er alte Tonschriften durchlas, Tonstücke abschrieb oder gar selber tonliche Gedanken niederzuzeichnen versuchte. Der Vater, welcher üble Folgen für die Gesundheit seines Sohnes befürchtete, verbot ihm diese Anstrengungen, suchte seinen Eifer für die Tonkunst so zu mildern, wie er ihn früher angefacht hatte. Unter aller Arbeit schwebte Karl bald in Weisen, und versuchte selbst ernstliche Tonbildungen, als ihm die Werke Hasse's und Bach's, dieser großen, ernsten und musterhaften Tonmeister, zu Gesicht kamen. Durch Entzifferung dieser Tonschöpfungen gelangte der junge Maurer bald zum Begriff der Klanglehre, gewöhnte er sich an Gründlichkeit und Ordnung, wie sie selten selbst bei denen zu finden sind, welche die Kunst als Erwerbfach betreiben. Durch die Ergründung der Satzlehre, zu der er weiter keiner Hülfe bedurfte, vernachlässigte er doch etwas zu sehr seine Maurerarbeiten, weshalb der Vater ihm gebot, ganz von der Kunst abzulassen. Freilich war dieses Gebot eine Unmöglichkeit, aber dennoch widmete der Jüngling sich jetzt fleißiger seinen Berufsgeschäften, erwarb sich vollkommen den Beifall seines Vaters, ohne seinen Lieblingen zu entsagen. Im Jahr 1783 machte er sein Meisterstück, trat er in die Reihe der Maurermeister und führte von nun an, nach dem Entwurfe der Baumeister, Gebäude und Maurerwerke aus. Da er die Arbeiten jetzt nicht mehr selber zu thun, mehr nur zu überwachen hatte, so gewann er mehr Zeit zu künstlerischem Treiben. Schon früher war er mit einer Reihe geistreicher, kunstliebender Männer bekannt geworden. Wechselseitig hatten diese sich für das Schöne begeistert, hatten sich unter der Leitung des tüchtigen Tonmeisters Fasch aneinandergeschlossen und den Grund zu einem Vereine zur Aufführung größerer ernster Tonwerke gelegt, der später unter dem Namen Singakademie für die Tonkunst im Allgemeinen von Wichtigkeit und Einfluß geworden ist. Jetzt freier gestellt, gab er sich nicht nur mit größerem Eifer diesem

Vereine hin; machte er sogar unter Fasch eine gründliche Schule des reinen Satzes durch und vervollkommnete sich im Lesen der Gesammtstimme (Partitur), der Bewältigung der Gesangmaßen dergestalt, daß er dem Altmeister bald hülfreich an die Hand gehen konnte.

Eine alte Sage erzählt, daß ein Künstler der griechischen Urzeit, Orpheus, die Mauern der Stadt Theben durch sein Zitherspiel erbaut habe, und deutet hierdurch wohl die Wechselbeziehung an, welche stattfindet zwischen dem Aufbaue gewaltiger Steinmassen und luftiger Töne. An Zelter hat sich die alte Sage in gewisser Beziehung wiederholt; wie er thätig in seinem Handwerke fortstrebte, baute er auch in geistiger Weise muthig fort und übernahm, als sein Freund und Meister Fasch (1800) starb, die Leitung des Vereins, der für Deutschland, für Europa ein Muster ward.

Von dieser Zeit an gab Zelter auch eine Reihe von Liedern und Gesängen heraus, die seinen Namen mit Ehren bekannt machten, ihm eine Stelle unter den bessern deutschen Tonmeistern sicherten. Der König von Preußen, die Opfer erkennend, die der tüchtige Mann dem Vereine, mithin der gesammten Kunst gebracht hatte, ernannte den Maurermeister 1809 zum Lehrer (Professor) der Berliner Kunstschule (Akademie), trug ihm auch eine Kunstreise in die östlichen Theile des Königreiches auf, um dort für Läuterung der kirchlichen Kunst zu wirken. Noch in demselben Jahre stiftete Zelter mit vielen gesangkundigen, gesinnungstüchtigen Männern die Berliner Liedertafel; einen Verein, in welchem unter freundlicher Zusammenkunft heitere, vaterländische und volksthümliche Lieder für Männerstimmen gesungen wurden. Für diesen Verein setzte er seine schönsten, seine werthvollsten Lieder, die dann sich mit den Liedertafeln rasch über ganz Deutschland ausbreiteten, den Grund zu all den herrlichen Sängerfahrten und Festen legten, welche seitdem Statt fanden und das deutsche Volksleben zu

einer Höhe hoben, auf welcher es seit Jahrhunderten nicht, vielleicht nie gestanden hat.

Mit dem großen Gelehrten Fichte lebte er lange Zeit in inniger Freundschaft. Dadurch, daß Zelter Göthe'sche Lieder setzte, wurde er Göthe bekannt. Durch langjährigen Briefwechsel erwuchs das Verhältniß dieser so verschieden begabten und in den Stellungen so entfernten Männer zu einem herzensinnigen. Die später veröffentlichten Briefe zeigen, daß Zelter auch hier der am meisten Leistende war, dem ersten deutschen Dichter und Gelehrten manchmal als Lehrer zur Seite stand. Er zeigt sich in denselben allenthalben reich an Gedanken, tief an Gefühl, und in jeder Richtung kernhaft und ehrlich.

Morgens und Abends pflegte der Meister sich mit Kunstangelegenheiten oder mit der Kunst selber zu beschäftigen, in der Mitte des Tages fuhr er in der weiten Hauptstadt umher, wo er die durch seine zahlreichen Gehülfen unternommenen Bauten betrieb; hier untersuchte er das Fertige, feuerte er die Saumseligen an, belobte er die Fleißigen und legte dort, wo es nicht recht fortgleiten wollte, selber die Hand mit an, unterwies und belehrte seine Arbeiter, seine Lehrlinge durch sein Beispiel und überzeugte sie also am eindringlichsten von der Würde des Handwerkes. Als sein Ruf als Künstler sich zu bedeutender Höhe gehoben hatte, wurden ihm von vielen Seiten Anträge gemacht, wurde er mehrfach ersucht, sein Geschäft aufzugeben, sich ganz der Kunst zu widmen. Zelter jedoch hatte Geschmack für seine Gewerkthätigkeit gewonnen, hatte Ehrfurcht vor den Ansichten des Vaters und erhob so die Kunst zum Schmuck seines Lebens, statt sie als Erwerbsquelle auszubeuten.

Was das häusliche Verhältniß des Maurers betrifft, so war er zweimal verheirathet, zuletzt mit Juliane Pappritz, einer der tüchtigsten Sängerinnen, welche die Singakademie stiften halfen. Diese, welche am 16. März 1806 starb, schenkte

ihm 11 Kinder, die Zelter, von der freien Stellung des Gewerkes eingenommen, mit großer Sorgfalt alle zu bürgerlichen Gewerken heranbildete.

Er hatte den Kummer, den ältesten Sohn als Selbstentleiber enden zu sehen. Göthe versuchte ihn zu trösten, begann seinen dahin einlenkenden Brief mit dem vertraulichen Du, das fürder in der Unterhaltung der beiden Männer noch Jahre lang fortwebte.

Mit der Nachricht vom Tode Göthe's, dem er mit innigster Freundschaft ergeben war, sank der Lebensmuth; er zog sich von der Welt zurück und erlag nach wenig Wochen seinen geistigen Leiden am 15. Mai 1832. Sein Tod versetzte die ganze Hauptstadt in Trauer, und selten mag wohl ein einfacher Maurermeister mit so großem Trauergepränge zur letzten Ruhe bestattet worden sein, indem die höchsten Staatsbehörden, Fürsten und Fürstinnen sich der schlichten Bahre anschlossen.

Durch seine noch während seines Lebens veröffentlichten Gesänge und Lieder hat sich Zelter selber das schönste Denkmal gestiftet. Nicht nur, daß er hier unter der Zahl besserer Tonsetzer, besonders für Männerstimmen, hervorragt, er leuchtete hier als Muster für alle Zeiten hervor, und wird, übersprudelnd an ächter kräftiger Laune, an gesundem Gefühle, so lange gesungen werden, als die deutsche Sprache sich forterbt. Auch deshalb verdient er dankbare Anerkennung, daß er durch seinen Umgang, durch Belehrung und Aufmunterung vielfach auf die Bildung anderer, besonders angehender Tonkünstler wirkte, unter andern auch auf den jungen Felix Mendelssohn, dessen großartiges Auftreten er schon frühe vorher verkündigte.

Anton Stegmeyer.

Anton Stegmeyer ward geboren im Jahr 1801 im Städtchen Schwäbisch-Gemünd. Schon als Knabe ward er zum Geschäfte seines Vaters, eines Steinmetzen, angehalten und gewann auch bald Lust und Vorliebe für diese Beschäftigung. Obgleich die Arbeiten, die er liefern mußte, welche allgemein geliefert wurden, nur roher, ziemlich unbedeutender Art waren, fehlte es in dem Städtchen doch nicht an Werken alter Zeit, die dem jungen Steinmetz das andeuteten, was ehedem in seinem Fache geleistet worden war. Der junge Stegmeyer besuchte in seinen freien Stunden fleißig die alten Kirchen, die alten Gebäude seiner Vaterstadt, würdigte die einzelnen Baugliederungen derselben, die Simse, die Muldungen der Fenstereinschnitte, die Gurte, wie die vorspringenden Theile, die Baldachine und Fiale einer großen Aufmerksamkeit. Er versuchte sich schon früh im Zeichnen der Einzeltheile, der Durchschnitte, wie unbedeutend immer die Anleitung war, die ihm hier zu Theil werden konnte. Als er seine Lehrzeit in Gemünd bestanden hatte, ging er nach Heilbronn, in der Hoffnung, dort mehr lernen zu können, dort in einer bedeutsameren Weise beschäftiget zu werden. Nachdem er in einer dortigen Bauhütte längere Zeit thätig gewesen, ging er nach Stuttgart, später noch nach Eßlingen und Pforzheim, an allen diesen Orten als Steinmetz wirkend, mit den verschiedenartigsten Aufgaben beschäftiget, an allen diesen Orten das Schöne und Tüchtige erwägend, was immer in vergangenen Jahrhunderten geschaffen worden war. Die mannichfachen Aufträge, welche ihm an diesen genannten Orten zu lösen oblagen, genügten ihm auch auf die Dauer nicht mehr, weil sie sich zu sehr auf Flickwerk beschränkten, weil der Meister von Verlangen glühte, sich einmal an einem größeren stätigen Werke betheiligen zu können.

Als daher die Nachricht durch Deutschland lief, daß der König von Preußen den Vorsatz hege, den baufällig gewordenen Dom in Köln wieder herstellen zu lassen, eilte Stegmeyer rheinunter, um wo möglich an diesem Werke Arbeit zu erlangen, um sich an dem weltberühmten Bauwerke und seinen Einzelnheiten noch besser zu unterrichten.

Stegmeyer kam in Köln an, wurde alsbald auch von dem Baumeister Alertz mit Freuden aufgenommen. Er half wirklich diesem Meister aus einer großen Verlegenheit, indem am Niederrheine die Steinmetzenarbeiten bis zur Unbedeutenheit herabgesunken waren; indem die Aufgabe, die zierlichen Laubwerke, Verflechtungen und Bogenverschlingungen, welche schadhaft geworden, wiederherzustellen, reine Unmöglichkeit schien. Stegmeyer begann mit Liebe und Eifer die Arbeit, zeigte denen, welche Sinn und Vorliebe für die Wiederaufnahme des Riesenbaues hatten, daß die Fertigkeit der alten Meister noch recht gut zu erreichen sei, und trachtete, unter seinen Arbeitern sich tüchtige Schüler heraufzubilden. Der dankbare Baumeister ernannte den tüchtigen Steinmetzen deshalb auch gleich zum Polier, d. h. Sprecher, als welcher er alle Steinmetzarbeiten zu leiten und zu überwachen hatte. Als im Jahr 1833 der Dombaumeister Alertz starb, Ernst Zwirner als Bauführer auftrat, wurde die Stellung des Poliers noch wichtiger. Unter dem früheren Meister war der Schmuck bedeutend vereinfacht, wenn nicht gar verpfuscht worden; jetzt aber machte sich der neue, weit tüchtigere Meister zur Aufgabe, Alles und Jedes mit der größten Genauigkeit nach des ältesten Meisters Muster und Geiste wiederherzustellen. Stegmeyer, hierdurch aufgemuntert, verdoppelte seine Thätigkeit, zeichnete und fertigte die Leerbogen, die Durchschnitte der Muldungen, und übertraf in der Ausarbeitung der Laubverzierungen bald alle von den alten Meistern, von Albert Schaller, Gerhard Mönch und Heinrich von Koldenbach herkommenden Arbeiten. Zur eigenen Ue-

bung wie zur Vervollkommnung der von ihm gestifteten Steinmetzschule machte er Gypsabgüsse von allen besseren alten Arbeiten, vorzüglich den Verzierungen der Priechen, den reichen Holzschnitzwerken im Innern des Empors. Er erhielt Auftrag, diese Abgüsse auch für das Berliner Museum (Kunst- und Alterthumssammlung) zu fertigen, nachdem er seinen Geschmack, seine Befähigung für diese Arbeiten bekundet hatte.

Im Jahr 1842, wo die Wiederherstellungsarbeiten am Dome ganz vollendet, wo der Ausbau der noch nicht begonnenen Flügel kräftig angegriffen wurde, steigerte sich die Thätigkeit des Poliers um ein Bedeutendes. Die Bauhütte wurde so vergrößert, daß bald an 300 Arbeiter drinnen beschäftiget waren. An dieser Hütte wurden zwei andere Polierer angestellt, welche unter der Oberaufsicht Stegmeyers sowohl die Fertigung der Bausteine, wie den Aufbau leiteten. Jetzt erst verwandelte sich die Flickarbeit in das eigentliche Schaffen, ein Schaffen in der alten volksthümlichen Weise, wie es seit Jahrhunderten nicht mehr im Vaterlande der gothischen Baukunst gesehen worden war. Mächtige Säulenbunde erhoben sich auf starken Gründungen, trugen Knäufe aus dem herrlichsten Laubwerke geflochten und verästeten sich dann in ein Geflechte luftiger Bogen. Außenum erschienen spuckhafte Spalke (Wasserspeier), luftige Gallerien und zierliche, in Laub sich lösende Fiale. Am vollendetsten waren aber die Baldachine, die Tester, die Kragsteine für Bildwerke, besonders für die Pforten, welche jetzt unter des Meisters Leitung geschaffen wurden, welche den harten Stein in prächtiges Laubwerk, in Blumenbüschel, in allerlei zauberische Thier- und Menschengestaltungen auflösend, verflüchtigten. Der laute Beifall aller Kunstsinnigen, aller Gewerkverständigen blieb nicht aus. Die schönste Anerkennung sollte dem wackeren Meister im Sommer des Jahres 1845 zu Theil werden, als der König von Preußen in Begleitung der Königin von England und vieler andern Fürsten den Bau in

Augenschein nahm, sich die am Baue thätigen Gewerker vorstellen ließ. Seit jenen Tagen lebt der Meister noch immer in Köln an seinem Werke geschäftig, gleichsam der Vorsteher der hohen Schule deutscher Steinmetzkunst, geachtet und geliebt von Allen, welche ihn kennen.

Durch das Wirken Stegmeyers und seiner Bauhütte ist die mittelalterliche Steinmetzkunst in Deutschland wie durch ein Wunder wieder erweckt worden; ist zur Genüge dargethan, daß die Neuzeit berufen ist, eben so geschmackvolle, eben so schöne und großartige Werke zu schaffen, als die sind, welche das Mittelalter irgend ins Leben rief.

Handarbeit.

Zu den untersten Stufen menschlicher Thätigkeit dürfte man mit Recht jene zählen, welche sich nicht auf ein bestimmtes Gebiet richten, sondern die Kräfte untergeordneter Weise als blindes Werkzeug dem Gewerke leihen, welches sie eben benutzen will. Auf dieser Stufe stehen Jene, welche sowohl bei der Landwirthschaft, als bei Bauten aller Art, wie in großen Werkstätten und Werkgaden als Handlanger, schlechtweg als Arbeiter angestellt sind. Die Menschen, welche diese Kreise der Thätigkeit einnehmen, leben im Durchschnitte ein sehr eintöniges, mühseliges Leben, sind auf die einfachste Befriedigung der Bedürfnisse angewiesen. Die Mehrzahl mag wohl öfter mit Mangel zu kämpfen haben und Wenige werden sich auf Dauer des Wohlstandes erfreuen können; wie niedrig aber immer die Stellung dieser Menschen sein mag, so ist es doch möglich, daß sich ein sparsamer, ein ausdauernder Mann auch in dieser Bahn zu einem gewissen Grade von Wohlstand aufschwingen kann; ja es finden sich Beispiele, daß Einer oder der Andere durch fortgesetzte Thätigkeit und beharrlichen Fleiß sogar zu Reichthum, zu einem Geschäftseinflusse sich emporgerungen hat, wie wir ihn selbst bei den bedeutenderen Zweigen der Thätigkeit unter die seltneren zählen. Wir wollen hier eines dieser Beispiele folgen lassen.

Mikele Perasso.

Mikele Perasso wurde von armen Eltern, Landleuten, in einem der vor Genua liegenden Dörfchen um das Jahr 1800 geboren. Als er in die Knabenjahre trat, war an keine Schule zu denken, lernte er weiter nichts, als Einiges über die Glaubenssätze seiner Kirche, als einige Gebete nothdürftig herplappern; er konnte dagegen den Tag ganz nach Belieben in Spielen oder in dem süßen Nichtsthun hinbringen, mit welchem man die italienischen Völkerschaften zu necken beliebt. Das freie, unbewachte Leben ließ indessen den Knaben zu einem derben, tüchtigen Jünglinge heranwachsen, der später sich sein Brod, da er keinen besonderen Gewerkszweig zu erlernen Gelegenheit hatte, durch Botengänge, Handlangern und andere untergeordnete Arbeiten verdienen konnte. Da er keine besonderen Bedürfnisse kannte, hatte er ziemlich sein Auskommen, und da er ein aufgeweckter, lustiger Bursche war, machte er sich sowohl bei seinen Kameraden, als bei den Brodherren beliebt, welche seine Kräfte in Anspruch nahmen.

Unter mannichfacher Beschäftigung war ihm Jahr auf Jahr hingeschwunden, war er in das reifere Mannesalter getreten, ohne daß sich seine Lage bedeutend geändert hatte. Freilich hatte er sich zu Zeiten einige Franken zurückgelegt, um sich einen Nothpfennig für seine alten Tage zu sichern; aber stets hatten sich Gelegenheiten gefunden, durch welche der unbedeutende Schatz rasch wieder zerstreut wurde. Gegen Ende des Jahres 1838, wo Mikele noch so arm und unbedeutend war, wie zu der Zeit, wo er seine Laufbahn begann, hörte er zufällig von einigen seiner Kameraden, die in Deutschland und in der Schweiz gearbeitet hatten, daß in beiden Landen großartige Bauten unternommen würden, wobei sich für den rüstigen Arbeiter etwas verdienen lasse. Die Erzähler zeigten dabei

ihre wohlbespickten Börsen und machten dadurch bei dem armen Gesellen den Wunsch rege, auch einmal aus der schönen Bucht von Genua an den Alpen hinaufzusteigen, zu schauen, wie es jenseits aussehe, und dabei sich einen Nothpfennig zu verdienen. Mikele war ein Mann von festem Vorsatze. Sobald er sich über die Richtung des Weges, über die Lande, welche er zu durchwandern, erkundiget, sobald er sich von einem seiner Kameraden, welcher mit vollem Beutel aus der Schweiz gekommen, zwei Kronthaler Reisegeld geliehen hatte; machte er sich auf den Weg nach dem Gotthard und stieg bald von dessen schneebedecktem Gipfel in die Schweiz hinunter. Da gerade an der Gotthardstraße gearbeitet wurde, durfte er nicht lange nach Beschäftigung suchen.

Obschon von dem Fleiße der germanischen Stämme so viel Rühmens gehört wird und das süße Nichtsthun der romanischen, besonders der italienischen Stämme sprichwörtlich geworden, so läßt sich dennoch nicht läugnen, daß gerade bei Ausführung der schwierigsten Werke, welche in der Schweiz, welche in Süddeutschland durchgeführt werden, nicht blos germanische Kräfte angewandt werden; daß Italiener zu Hunderten jährlich über die Alpen wandern, um Erdmassen auszugraben und aufzuschütten, um Felsen zu sprengen und Durchgänge unter Bergwänden zu bahnen. Die Arbeit, welche dem Deutschen zu mühsam, zu schlecht bezahlt dünkt, von welcher dieser sich wegwendet, lockt den armen Italiener an; er faßt sie kräftig, läßt sich trotz der ungewohnten Kälte, trotz des Sonnenbrandes nicht abschrecken, bis er damit zu Stande ist. Während der Arbeit lebt er dazu so mäßig, daß die deutschen Gefährten ihn nicht begreifen können, und durch seine Mäßigkeit und Genügsamkeit ist er im Stande, gewöhnlich am Schlusse der Arbeit einen bedeutenden Betrag mit nach Hause zu nehmen, wo seine deutschen Geschäftsgenossen nicht selten noch Schulden hinterlassen.

Mikele half die Gotthardstraße vollenden und sparte sich wirklich manchen Franken durch seine ausdauernde Genügsamkeit, durch seinen geringen Aufwand für Kleidung und Wohnung. Nach beendigtem Baue hatte er keine Lust, nach der Heimat zurückzukehren, wanderte er eben noch auf seinen zerstoßenen Bastschuhen tiefer in die Schweiz hinunter, erhielt neue Arbeit bei Zürich, wo Fleete (Kanäle) und Straßen gebaut wurden. Er übernahm hier, statt im Tagelohn für Andere zu arbeiten, schon kleine Strecken für einen bestimmten Preis und hatte bei jeder dieser Arbeiten, welche er unverdrossen durchführte, einen entschiedenen Nutzen. Er hätte sich jetzt, wie mancher seiner nordischen Arbeitsgefährten, gütlich thun, ein Leben führen können, welches ihn eine Zeitlang für alle Entbehrungen schadlos gehalten hätte; aber mit dem errungenen Vortheile war ihm die Lust des Aufsparens, die Freude an neuen Unternehmungen gestiegen. Als daher die Arbeiten in Zürich beendet, als er erfuhr, daß in Deutschland eine Eisenbahn von Frankfurt bis Basel geführt werden solle, daß besonders in der Nähe Basels an dem Berge, den man den Klotz von Istein nennt, drei große Durchgänge unter dem Felsen weggebrochen, eine Straße von mehreren Stunden am steilen Felsen ausgehauen werden müsse; wanderte er mit vielen seiner Landsleute in's Badische und begann dort unverdrossen seine Arbeiten. Hatte er früher, auf seine Kräfte bauend, gewisse Wegstrecken übernommen, so machte er sich nun für größere Strecken verbindlich, bei deren Ausarbeitung er Landsleute zu Gehülfen annahm, welche die deutsche Sprache noch nicht, wie er, erlernt hatten, welche fast unfähig waren, auf eigene Rechnung zu handeln. Das größere Unternehmen warf ihm auch einen reicheren Gewinn ab, den er durch Sparsamkeit zu erhalten wußte. Als, nach beinahe dreijähriger Arbeit, die Straße befahren werden konnte, war Mikele kein armer Mann mehr. Er wandte sich darauf nach Geislingen

und betheiligte sich immer in größerem Maßstabe an ähnlichen Arbeiten. Freilich machten ihm diese Uebernahmen von Geschäften mancherlei Sorgen, hatte er seine liebe Noth, sich alle die verschiedenen Abschlagzahlungen einzuprägen, welche er seinen Theilnehmern an der Arbeit zu machen genöthiget war, bedauerte er immer mehr, in seiner Jugend zum Lernen keine Gelegenheit gehabt zu haben, und im vorgerückten Alter noch damit zu beginnen, war einem Manne von seiner Thätigkeit rein unmöglich. So fand er denn bei seinen verdoppelten Unternehmungen keine andere Aushülfe, als sich einen braven jungen Mann zum Geheimschreiber zu wählen. Da er durch dieses Mittel eine Uebersicht über die Arbeit erhielt, konnte er an der Ulmer Eisenbahn eine Strecke von 2 — 3 Meilen Länge übernehmen (1848).

Bei diesen mannichfachen Arbeiten hatte Perasso die Erdschichten und Felsarten und deren Haltbarkeit kennen, deren Größenverhältniß abschätzen gelernt; er irrte sich deshalb in seinen Berechnungen weniger, als ein Meßkünstler sich hätte irren können, und machte dabei stets bessere Geschäfte. Er kaufte sich jetzt ein Haus unfern von Zürich, an den reizenden Ufern des See's, welcher ihn an die schöne Bucht von Genua erinnerte. Einige Jahre früher hatte er sich verheirathet. Eine kleine Erbschaft, welche ihm in der Heimat zufiel, überließ er ungetheilt seinen armen Verwandten. Mikele lebte jetzt freilich besser, als in den Tagen, wo er über den Gotthard einwanderte; aber nichtsdestoweniger entsagte er seiner Nüchternheit, seiner Mäßigkeit, seiner Genügsamkeit in allen Richtungen seiner Bedürfnisse nicht, wodurch er in den Stand gesetzt war, sein Vermögen und mit demselben seinen Einfluß stets auszudehnen. In Zürich wohnend, pflegte er nach den Gegenden hinzureisen, wo große Arbeiten unternommen werden sollten, dieselben sich abzuschätzen und, im Falle er die Bedingungen annehmbar fand, sie zu übernehmen und durch

seinen Schreiber dann die in Deutschland zerstreuten deutschen und italienischen Arbeiter anzustellen oder, im Falle deren Zahl nicht hinreichte, einen neuen Zuwachs aus seiner Heimat zu verschreiben. Im Jahr 1850 unternahm er auf diese Weise eine bedeutende Strecke der Eisenbahn, welche die Rheinbahn mit der durch das Neckarthal laufenden vereinigen soll, übernahm er unter anderm die Ausgrabung der unterirdischen Wegführung; wohl eine der großartigsten, welche bisher in Deutschland gegraben worden ist. Bevor er diese Wegführung unternommen, soll sich sein Vermögen, oberflächlich geschätzt, auf etwa 200,000 Gulden belaufen haben. Mit diesem verhältnißmäßig ungeheuern Reichthume, der durch die gemeinste und knechtischste aller Arbeiten auf ehrenhafte Weise erworben, mit Genügsamkeit und Sparsamkeit gepflegt wurde, ist der Beweis geführt: daß auch bei der geringfügigsten, niedrigsten Arbeit, mit den unbedeutendsten Mitteln der Mensch sich eine unabhängige Stellung, ein ehrenhaftes Loos bereiten kann, wenn er nur den festen Willen in sich trägt, sich nicht durch seine Leidenschaften von dem einmal betretenen Wege verlocken läßt.
